Hans Klein

In eine offene Zukunft

Vorträge und andere Texte zur Lage
der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien
zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Hans Klein

In eine offene Zukunft

Vorträge und andere Texte zur Lage der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zu Beginn des 21. Jahrhunderts

MARTIN-LUTHER-VERLAG • ERLANGEN
2011

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87513-172-7

© Martin-Luther-Verlag, Erlangen 2011
Gestaltung: Frank Thiel, Erlangen
Druck: inprint GmbH, Erlangen

Inhalt

Zum Geleit 7

Vorwort 9

I. Die Evangelische Kirche
11

Diaspora und Minderheit 13

Die Bibel als Grundlage der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien.
Zwölf Thesen 20

Die Zukunft der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien
in der theologischen Literatur nach der Wende 31

Glaube vor und nach der Wende. Zehn Thesen 47

Glaube, der die Welt verändert 59

Einsatz für den Glauben 62

Was in unserer Kirche bleiben wird und bleiben muss 66

Welche traditionellen Werte der sächsischen evangelischen Kirche und
Gemeinschaft haben Bestand für die Zukunft? 74

Zensurierte Kommunikation und Publikation in der Evangelischen Kirche
in der Zeit der kommunistischen Diktatur 85

Unterforderung und Überbelastung. Gedanken anhand von Ps 69,2–4 96

Die Verwaltung der (rückerstatteten) irdischen Güter
im Lichte der Aussagen der Bibel 100

Versöhnung mit Gott und untereinander 110

Die frohe Botschaft von Gottes Wirken 115

II. Kirche und Gesellschaft
119

Dienst in der Kirche, Dienst am Volk.
Zehn Thesen zum Verhältnis von Kirche und Volk 121

Kirche und Gesellschaft nach dem Urteil des Paulus 129

Die Bibel als Herausforderung von Kirche und Gesellschaft.
Zwölf Thesen 137

Wie gehen wir mit den Ereignissen der Geschichte um? 150

III. Ökumene
159

Ökumene in Rumänien 161

Die Herausforderungen der Europäischen Union für Rumänien 166

Die Dritte Europäische Ökumenische Kirchenversammlung (EEA 3).
Eine Reflexion 170

Das Evangelium als Basis der Einheit und Annäherung
der Kirchen im vereinten Europa. Zehn Thesen 171

Heilung von Erinnerungen als Versöhnungsprozess 178

IV. Auf dem Weg in die Europäische Union
187

Wir in Europa 189

Die Bibel und ihre Auslegung als europäischer Wert.
Zwölf Thesen 191

Einige Erwägungen zum Thema: Europäische Integration 200

Die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien
auf ihrem Weg ins gemeinsame Europa 202

Mehr Platz und mehr Chancen für Volksgruppen
im zusammenwachsenden Europa 208

Die grenzüberschreitende Kraft des Christentums.
Zehn Thesen 218

Geleitwort

Nachdem wir im Jahr 2004 den Band „In eine neue Zukunft“ mit Texten von Hans Klein veröffentlichen und damit „Dokumente einer Hoffnung“ herausgeben konnten, legen wir nun mit diesem Band neue Texte des Autors „zur Lage der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zu Beginn des 21. Jahrhunderts“ vor.

In bewährter Weise begleitet Hans Klein den Weg seiner Kirche bis hinein in die Gemeinschaft Europas und deutet ihn theologisch. Sei es, dass er den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer in den Kleinstgemeinden reflektiert, sei es, dass er die diakonischen Arbeitsmöglichkeiten der Kirche und ihrer Glieder skizziert, sei es, dass er den Ort der Kirche innerhalb der Gesellschaft Siebenbürgens und Rumäniens und innerhalb Europas bedenkt, sei es, dass er die ökumenische Gemeinschaft darstellt: Immer geht der Autor von biblischen Grundlegungen aus – sich dadurch auch in ganz auf aktuelle Fragestellungen bezogenen Äußerungen als Neutestamentler ausweisend – und gibt somit dem Ringen bei Entscheidungen und Gewichtungen die notwendigen Grundlagen, die es braucht.

Und natürlich – über die besondere Situation der Siebenbürger Sachsen in Staat und Gesellschaft des heutigen Rumäniens hinaus – sind die hier vorgelegten Texte Beispiele der Aufnahme der Herausforderung „Diaspora“ – des Lebens in einer Diaspora-Situation, der Meisterung von Diaspora-Chancen und zugleich des Durchstehens unter dem Diaspora-Leiden. Damit aber sind diese Texte Dokumente der Wirklichkeit unserer christlichen Kirche, der wir als Diaspora-Werk verpflichtet sind, dienen und der wir uns stellen. Deshalb ist es für uns als Martin-Luther-Bund eine besondere Gelegenheit, diese Texte der Öffentlichkeit vorzulegen.

Wir tun dies mit der Erinnerung an die Situation, die hinter dem 1. Petrusbrief steht:

„Petrus, ein Apostel Jesu Christi, an die auserwählten Fremdlinge, die verstreut wohnen […], die Gott, der Vater, ausersehen hat durch die Heiligung des Geistes […]: Gott gebe euch viel Gnade und Frieden!“ (1 Petr 1,1–2).

Das heißt, wir verstehen die Situation unserer Schwestern und Brüder in Siebenbürgen und Rumänien, ja: unsere eigene Situation, in ähnlicher Weise und hoffen so für uns auch auf „Gnade und Frieden“ von Gott.

Erlangen, Passionszeit 2011 Rainer Stahl

Vorwort

Die hier veröffentlichten Vorträge, Predigten und Ansprachen bilden eine Fortsetzung zu den vom Martin-Luther-Verlag im Jahre 2004 dankenswerter Weise unter dem Titel „In eine neue Zukunft“ herausgegebenen Texten. Bereits zu jener Zeit konnte festgestellt werden, dass sich die Lage der Evangelischen Kirche in Rumänien nach dem drastischen Schwund der Mitgliederzahl bedingt durch die Auswanderung einigermaßen stabilisiert hatte.

Die hier zusammengestellten Texte werden darum nicht mehr in historischer Abfolge gebracht, sondern nach Sachthemen geordnet, weil sich die Situation in den letzten Jahren nicht mehr wesentlich verändert hat. Neu ist hingegen das starke ökumenische Engagement dieser Kirche, das in der Dritten Europäischen Ökumenischen Kirchenversammlung (2007), die sie verantwortlich mitorganisiert hat, zum Ausdruck kommt. Dieser Einsatz war selbstverständlich, fand diese Kirchenversammlung doch in Hermannstadt (Sibiu)* statt, wo auch das Zentrum unserer Kirche ihren Sitz hat.

Im selben Jahr ist Rumänien der Europäischen Union beigetreten, Hermannstadt (Sibiu) wurde zusammen mit Luxemburg europäische Kulturhauptstadt. Eine Reihe von Vorträgen ist darum auch dem Thema der Europäischen Integration gewidmet.

Dankbar bin ich all denen, die in dieser Zeit mit unserer Kirche mitgefühlt und sie begleitet haben.

Dem Martin-Luther-Bund, der sich erneut bereit erklärt hat, die Herausgabe dieser Sammlung zu betreuen und besonders ihrem Generalsekretär Dr. Rainer Stahl sei ein herzlicher Dank für die kritische Durchsicht des Materials und die vielfachen Anregungen ausgesprochen.

Hermannstadt (Sibiu), zu Pfingsten 2010 Hans Klein

* Alle seit dem Mittelalter gebrauchten deutschen Ortsbezeichnungen der so genannten „Siebenbürger Sachsen“, die im 12. Jahrhundert Siebenbürgen besiedelten, haben im Laufe der Zeit einen ungarischen und einen rumänischen Namen erhalten, der in der jeweiligen Sprache bis heute bebraucht wird. Darum verwenden wir in diesem Buch weiterhin die deutsche Bezeichnung, wie es in allen Büchern, die in Rumänien in deutscher Sprache erscheinen, üblich ist. Die rumänische Bezeichnung, die in den meisten Landkarten zu finden ist, wird in Klammern nachgestellt.

I.

Die Evangelische Kirche

Diaspora und Minderheit[1]

1. Einleitung: Das Spezifikum unserer Kirche

Unsere Kirche hat sich seit langer Zeit als Kirche in der Diaspora verstanden, als Kirche, in der Deutsch die Amtssprache ist in einem Land mit einer anderen Landessprache, und dann auch als Evangelisch-Lutherische Kirche in einem nichtlutherischen Umfeld. Man kann darum von einer Kirche in einer doppelten Diaspora sprechen. Das tut der systematische Kollege Dr. Stefan Tobler. Mir liegt an dem Verständnis unserer Kirche als Minderheitskirche mehr. Aber wir sollten nicht über Bezeichnungen streiten. Die Sache ist sehr klar.

Wir haben uns bis 1990 als Volkskirche gesehen, als eine Kirche, die die Siebenbürger Sachsen weitgehend umschloss. Sie wohnten in einem kompakten Siedlungsgebiet. Natürlich waren wir auch eine Diaspora-Kirche. Denn wir hatten Gemeinden in der Zerstreuung, nicht nur in Bukarest, auch im Banat und seit 1940 im Umkreis von Bistritz und in der Bukowina. Man hat gemeint, dass wir danach zur Kirche einer extremen Diaspora geworden sind, und gewiss kann man diese Bezeichnung beibehalten. Wahrscheinlich ist damit sogar der Status unserer Kirche besser umschrieben. Eine Diaspora-Kirche, wie ich sie verstehe, ist eine Kirche, in der man sich als dieser Kirche zugehörig *erklären* muss. In Österreich z. B. muss ein Protestant eine Sprache entwickeln, mit der er deutlich macht, warum er nicht katholisch ist. Eine Diaspora-Kirche ist geprägt von der Unterscheidungslehre.

Wir hingegen müssen uns als Evangelische A. B. Kirche in unserem Umfeld nicht erklären. Man weiß, dass wir anders sind. Man weiß nicht viel über uns, aber so viel, als nötig ist, dass man mit uns umgehen kann. Und wir sind als Minderheit, die eine andere Sprache spricht, interessant, eine Sprache, die jetzt in der EU als Muttersprache am meisten gesprochen und verstanden wird. Zudem sind wir als Kirche, die immer die Bindung an den Westen gepflegt hat, tatsächlich in einer Brückenfunktion, unabhängig davon, ob wir diese wahrnehmen oder nicht.

1 Kurzvortrag auf der Diasporakonferenz in Sibiu-Hermannstadt mit der Reisegruppe des Martin-Luther-Bundes, gehalten am 24. Juni 2008, abgedruckt in: Lutherische Kirche in der Welt. Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes 57 (2010), 104–110.

Wichtiger aber an der Bezeichnung als Minderheitskirche ist allerdings die Tatsache, dass Minderheiten in erhöhtem Ausmaß gefordert sind, sich zu behaupten, und darum meistens im Laufe der Zeit vom Schöpfer die Qualität bekommen, rasch zu reagieren, sich auf Neues einzustellen und sich die jeweiligen Möglichkeiten zunutze zu machen. Man weiß von den Palästinensern, dass sie viel flexibler sind als die Mehrheit der Araber, es ist bekannt, dass die Israeliten und Juden intellektuelle Fähigkeiten entwickelt haben, die ihnen das Überleben sicherten. Zu solch einer Minderheit zähle ich unsere Kirche: zu einer mighty minority, einer – es mag überheblich klingen – starken Minderheit, wiewohl wir wenige sind.

Solch eine Minderheit kann man nur sein und bleiben, wenn die kritische Masse nicht unterschritten wird. Eine solche Unterschreitung ist immer möglich, und wir sind nicht sehr weit von der Grenze derselben. Minderheiten sind immer bedroht. Aber weil sie bedroht sind, entwickeln sie Gaben, die andernorts unentdeckt bleiben.

2. Die kritische Situation

Wie kritisch die Situation ist, zeigt die Tatsache, dass wir in den Jahren nach der Wende niemals mehr als drei Theologiestudenten pro Jahrgang haben aufnehmen können. Es haben sich nicht mehr angemeldet. Aber auch mit diesen wenigen haben wir durch die theologische Ausbildung erreicht, dass wir jetzt keinen akuten Pfarrermangel haben und dass die Pfarrer unter 40 Jahren die Mehrheit in unserer Kirche darstellen. Freilich kann bei einer so kleinen Zahl nicht damit gerechnet werden, dass die intellektuell Begabtesten zum Studium kommen und die Pfarrer somit eine Elite der Gesellschaft bzw. der Kirche bilden. Das sollen sie aber auch gar nicht. Wir bilden unsere Pfarrer auch dazu aus, dass sie sich im Mittelstand ordentlich zu bewegen wissen. Dazu möchten wir, dass sie unseren Gemeindegliedern nahe bleiben. Darum sind wir dankbar, dass wir Theologiestudenten haben, und hoffen, dass sie so weit kommen, dass sie mit ihrer Botschaft und ihrem praktischen Verhalten den Gemeindegliedern das Evangelium in deren Sprache nahe bringen und etwas von der Liebe Christi vermitteln können.

Freilich gibt es an dieser Stelle auch Probleme: In allen wichtigen Stellen außer dem Bischof, also in denen der Dechanten und Stadtpfarrer, sind Pfarrer unter 50 Jahren. Das ist zunächst sehr positiv. Aber es ist schwierig, weil sie nahezu alle sehr früh in diese Stellen hineinkamen, keine

Gemeinde vorfanden, die sie trug und korrigierte, sondern weitgehend im Alleingang arbeiten mussten und durch ihre vielfältige Arbeit sehr häufig überlastet, durch die vielfältige Problematik oft überfordert sind. Das wird sich auch in nächster Zukunft nicht ändern.

3. Vom Dienst in der Kirche

Damit ergibt sich die Frage: Was machen wir, was tun unsere Pfarrer eigentlich?

3.1 Die zeitaufwendigste Arbeit der Pfarrer ist die in der Verwaltung. Diese ist in den letzten Jahren sprunghaft gewachsen. Viel zu tun hatte man mit den rückzuerstattenden und teilweise auch rückerstatteten Gütern – seien es Grundstücke, Wälder, Schulen, Gemeindesäle, Häuser bis hin zum Brukenthalmuseum in Hermannstadt. Da mussten nicht nur Akten erstellt werden, wenn die Güter übereignet wurden, man musste Verwalter finden, musste neue Konzepte zur Nutzung entwickeln. Manches ist dabei weniger gut gelungen. Man möchte sagen, das ist normal. Ist es auch. Aber dies alles hat unvorstellbar viel Umstellungsvermögen und Initiativen auf einem Weg abverlangt, den man noch nicht kannte. Viele Kräfte sind damit auch verschlissen worden.

3.2 Der Religionsunterricht hat nach 1990 eine ungeheure Ausweitung erlebt. Die vielen anderskonfessionellen Kinder, die in die deutschen Schulklassen gingen, haben auch für evangelischen Unterricht optiert. Das hat zunächst alle möglichen Kräfte gebunden, bis sich die Lage geklärt hat und der Unterricht in den Schulen abgedeckt werden konnte. Noch heute besuchen etwa 5000 Kinder den evangelischen Religionsunterricht, das ist so viel wie ein Drittel der Gemeindeglieder der Kirche. Man kann sich vorstellen, wie viele Andersgläubige daran teilnehmen. Wir tun diesen Dienst, ohne dass wir damit rechnen können, dass eine bedeutende Zahl der Kinder später evangelisch wird. Die Frage, ob das unsere Aufgabe ist, wurde und wird immer neu gestellt. Kann man den Dienst verweigern?

3.3 Die institutionelle Diakonie ist erst mit der Wende bei uns möglich und üblich geworden. Die Altenheime pflegen unsere vielen alten Leute. Daneben aber gibt es diakonische Einrichtungen, die fast ausschließlich rumä-

nische Kinder oder Erwachsene betreuen. Zwei Beispiele dafür: Das Hospiz in Hermannstadt und das Diakonische Pflegeheim in Karlsburg/Alba Iulia. Aber es gibt weitere verschiedene diakonische Einrichtungen und Aktivitäten.

3.4 Der Beitrag unserer Kirche zur Förderung der ökumenischen Beziehungen ist erheblich. Ich erwähne kurz bloß einige Institutionen: Die AIDROM, das Gustav-Adolf-Werk, unsere Mitarbeit in vielen ökumenischen Kommissionen und zuletzt die Mitverantwortung für die Dritte Ökumenische Europäische Kirchenversammlung im September 2007.

3.5 Ökumene-Forschung gibt es in unserer Theologischen Ausbildungsstätte. Der Kollege Dr. Stefan Tobler hat ein Ökumenisches Institut aufgebaut, das mit großen Forschungsaufträgen ausgestattet ist. Ich erwähne dazu noch die Organisation des Neutestamentlerkongresses im August 2007 in unserer Stadt. Hat je eine so kleine Minderheit einen solchen Kongress hauptverantwortlich organisiert?

3.6 Zuletzt noch ein Wort über die Lokalpolitik. Unser soziales und verwaltungspolitisches Wirken ist nicht nur durch die Kulturhauptstadt 2007 bekannt geworden. Man spricht über unseren Oberbürgermeister Klaus Johannis überall im deutschen Sprachraum. Weniger bekannt ist, dass er der Gemeindevertretung unserer Stadt angehört und zur Kirche ein positives Verhältnis hat. Alles, was in dieser Richtung geschehen ist, hat die kleine Minderheitskirche begleitet. Sie war dabei und ist dabei.

4. Konzentration auf das Wesentliche?

Damit kommen wir zu einer schweren Frage, die uns beschäftigt und auch an uns herangetragen wird: Müssten wir uns nicht beschränken? Der Ruf in diese Richtung hört nicht auf. Die Frage ist richtig. Wir müssten uns beschränken. Die Frage ist nur, wo? Die Antwort auf diese Frage gibt sich jeder irgendwie selber. Dort, wo mehr an Aufgaben an einen herangetragen und erwünscht werden, als ein Mensch leisten kann, setzt jeder sich selbst Grenzen oder er setzt sie nicht, dann werden einige Dinge von selbst weniger wichtig, als sie einem anderen erscheinen. Es geht aber nicht anders. Wo man zu wählen hat, wählt man das, wozu man die größeren Gaben hat, wo man seine Gaben am ehesten einbringen kann. Dann bleiben einige Dinge

liegen. Die müssen dann andere wahrnehmen. Jeder macht, was er kann, und jeder schränkt auch ein. Aber kann man „Nein!“ sagen, wenn man gefordert ist?

Bleibt unter diesen Umständen nicht das Evangelium auf der Strecke? So viel Aktivismus, so möchte man meinen, zerstört das Evangelium als Frohe Botschaft, weil nicht mehr Zeit zum Nachdenken und zur Besinnung, nicht mehr Ruhe für Sammlung da ist, die die Weitergabe von Liebe möglich macht.

Sicher ist das eine große Gefahr. Aber die 24 Predigten, die wir als Freundesgabe unserem Bischof zum 70. Geburtstag im letzten November herausgegeben haben,[2] haben nach meiner Einschätzung ein erstaunliches Niveau. Es sind darin gewiss nicht Durchschnittspredigten enthalten, aber sie zeigen, was in unserer Kirche möglich ist und was für eine Messlatte sich jeder selber gesetzt hat. Freilich ist das Evangelium durch die vielen Pflichten bedroht. Eine Bedrohung kommt auch vom Internet, weil es den Prediger verleitet, abschnittsweise fremde Texte, die ihm gefallen, zu übernehmen. Für die Hörer ist das aber Konserve, nicht lebendiges Gotteswort. Ich möchte diese Gefahr nicht überzeichnen. Zu allen Zeiten hat sich das Evangelium gegenüber der Gefahr, in Lehre zu erstarren oder sich selbst zu entleeren, durchsetzen müssen und hat sich durchgesetzt. Warum sollte das in unserer Generation anders sein?

Wir sind dankbar, dass wir gefordert sind. Wo man gefordert ist und den Erwartungen entspricht, wächst auch Segen.

5. Auf dem rechten Weg?

Damit könnte ich schließen. Aber ich kann es nicht, ohne die Frage zu stellen, ob wir nicht dabei sind, den Weg des Gottesvolkes, das aus dem Wort lebt, zu verlassen und uns durch die Forderungen der Gegenwart in eine Richtung führen zu lassen, die nicht mehr unserer Tradition und vor allem nicht dem biblischen Gottesvolk entspricht.

So klar diese Frage gestellt ist, so wenig klar ist sie zu beantworten. Zunächst: Zu bleiben, was wir sind, ist uns allen tief eingepflanzt. Wir ändern

2 Sei stark und mutig. Evangelische Predigten zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Festgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien für ihren Bischof D. Dr. Christoph Klein zu seinem 70. Geburtstag (BKB 8), Sibiu-Hermannstadt 2007.

uns relativ langsam. Dass wir zeitweise verführt werden können, das haben die Jahre kurz vor dem Zweiten Weltkrieg gezeigt. Da gab es wirklich Tendenzen, an die Stelle des Evangeliums etwas ganz anderes treten zu lassen.

Aber heute bedroht uns keine Ideologie. Was uns zu schaffen macht, sind die vielfältigen Herausforderungen, die tausend Möglichkeiten. Es erfolgen soziale Umschichtungen wie in der Zeit der Propheten, unsere Gemeindeglieder leben nicht mehr kompakt, die Gemeinden sind unübersichtlich, oft zu kleinen Gruppen zusammengeschrumpft. Man merkt zumindest in den meisten Gemeinden nichts vom aufbrechenden Geist Gottes. Es herrscht an vielen Stellen Resignation.

Intakte Gemeinden haben wir kaum. Wir sind wirklich eine Minderheit, eine äußerste kleine Minderheit. Aber an verschiedenen Stellen bewegen sich die Dinge doch. Etwas vom Wehen des Geistes verspüren wir schon. Überall, wo eine Initiative wahrgenommen wird, bewegen sich die Dinge. Es kommen auch problematische Entscheidungen vor. Es bewegt sich nicht alles nach vorne, was in unserer Kirche geschieht. Es gibt Rivalitäten, es gibt Streit. Aber darin zeigt sich auch, dass wir Werte vermitteln oder bewahren wollen, um die gerungen werden muss. Erst in der Diskussion, zuweilen auch im Streit erweist sich, was lebensfähig ist.

Wenn bei uns zurzeit etwas besonders fehlt, dann ist es die Zusammenarbeit. Dazu haben wir kaum Zeit. Und das könnte tatsächlich eine große Gefahr für die Kirche sein. Wir expandieren in die verschiedensten Richtungen. Und das seit 20 Jahren.

Viele Jahre hindurch haben uns die Besucher unserer Kirche gefragt, warum wir uns nicht öffnen. Sie haben damit den Übergang zur rumänischen Sprache gemeint. Sie haben aber nicht wahrgenommen, dass wir uns in ganz verschiedene Richtungen geöffnet haben, weit mehr, als das bei anderen Kirchen auch nur denkbar erscheint. In der Frage der Sprache sind wir ganz praxisbezogen. Wir gebrauchen die Sprache, die unsere Hörer erwarten, bei Kasualien weithin die Staatssprache, im Gottesdienst weitgehend die überkommene. Und überall dort wächst etwas Neues, wo die Sache mit Elan angegangen wird.

6. Schluss

Wir sind zum Weizenkorn geworden, das Frucht bringt, indem es stirbt. Im Sterben und täglichen Neuwerden bleibt unsere Kirche erhalten und bleibt sie sie selber: Kirche aus der Kraft des Evangeliums, Kirche in der Kraft

des Geistes und Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. Wir wissen, dass die Heiligkeit eines Menschen und der Kirche darin bestehen, dass sie um ihre Grenzen und ihre Bedürftigkeit wissen und darum täglich aus der Gnade Gottes leben. Wir dürfen hoffen, dass Gott etwas aus dem macht, was wir – jeder zu seiner Zeit und an seinem Ort – anpacken.

Die Bibel als Grundlage der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien

Zwölf Thesen[1]

Einleitung

In den Stillen Tagen wurden gewöhnlich praktisch-theologische Fragen besprochen. Vielleicht ist es gut, einmal die Grundlagen der Kirche zu bedenken.

These 1
Die Kirche versteht sich von ihren Anfängen her als Gemeinde Gottes, ihre Mitglieder wissen sich als „Heilige", d. h. als Auserwählte, als Jünger Jesu, die durch sein Wort geheiligt werden und ein heiliges Leben führen. Die Kirche lebt in der Welt, ist aber nicht von der Welt.

Während die Orthodoxe Kirche ihren Gottesdienst als Vergegenwärtigung der himmlischen Liturgie feiert und damit als ein Stück Gegenwelt vermittelt und die Katholische Kirche die Welt durchdringen will, von ihren Priestern aber zumindest im Ansatz ein heiliges Leben erwartet, will die Evangelische Kirche durch das Wort der Verheißung das Bewusstsein der Erwählung weitergeben und damit in dieser Welt ein Stück heile Welt vermitteln, durch ein Leben, das Gottes Willen möglichst entspricht. Darum ist in den Evangelischen Kirchen das Lesen der Bibel wichtig, weil darin Gottes Verheißung dominiert. Es ist das Wort gegen den Augenschein, das „Fürchte dich nicht" gegen die Angst, das Wort vom Mitgehen Gottes mit seiner Gemeinde. Dieses Wort bleibt in Ewigkeit.

1 Vortrag bei den „Stillen Tagen der Theologiestudenten" vom 26.–28. Februar 2009, abgedruckt in: „konfluenzen" 8 (2008), 33–47. Für diese Veröffentlichung durchgesehen.

These 2
Die Bibel will Lebenskraft weitergeben, Hoffnung und neuen Mut vermitteln und Gemeinschaft der Menschen untereinander fördern.

Die Bibel berichtet von Gottes Wirken in der Welt und unter Menschen, sie erzählt vom Leben des Gottesvolkes und von dem Verhalten einzelner Menschen vor Gott. Darum vermittelt jede ihrer Aussagen Sinn, Lebens-Sinn. Im Unterschied zur Naturwissenschaft etwa, die mit Zufällen rechnet, verkündet die Bibel, dass Schöpfung und Geschichte dem Heilswillen Gottes entsprechen, alles von Gott überlegt, gedacht und geplant wurde, sie ist geprägt von dem Bewusstsein, dass auch die tiefste Not einen Sinn hat und dass die Welt auf die Begegnung mit diesem Gott zusteuert. Dementsprechend schildert das erste Kapitel der Bibel die Durchsetzung des Planes Gottes in seiner Schöpfung, und das letzte Kapitel endet mit seinem „Komm, Herr Jesu". Was darum einige als Zufall ansehen, ist im Lichte der Bibel das, was Gott zufallen lässt. Auch der scheinbare Unsinn hat seinen unscheinbaren Sinn. Und dementsprechend gilt das häufig in der Bibel anzutreffende „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir" für alle Lebenslagen.

These 3
Die Vielfältigkeit der biblischen Aussagen verlangt nach einem Kanon im Kanon, nach einem Maßstab, der von einem Zentrum her Kriterien zur Hand gibt, einige Aussagen der Bibel als wichtiger, andere als weniger wichtig anzusehen. Bereits im Neuen Testament ist ein solches Kriterium angegeben: Jesus Christus und der Glaube an ihn. Die Entwicklung der Kirchengeschichte hat ein neues Kriterium gefordert, weil auch das, was Jesus Christus bedeutet, vielfältig ausgesagt werden kann. Es ist das Bekenntnis, für uns das Augsburgische Bekenntnis.

Das Neue Testament hat das Alte zunächst weitgehend als Verheißung auf Christus hin gelesen. Die ersten Judenchristen waren davon überzeugt, dass sie das Gesetz in seiner Fülle einhalten. Die Antithesen Jesu sind als Erfüllung des Gesetzes angesehen worden. Man wollte mehr machen, als das Gesetz vorschrieb. Im hellenistischen Judenchristentum aber wurden die alttestamentlichen Texte weitgehend allegorisch interpretiert, weil schon das hellenistische Judentum in der Diaspora das Gesetz allegorisch auslegte: Weil man keinen Tempel hatte, meinte man, in der Lesung der Opfervorschriften diesen Genüge tun zu können. Die anderen Texte bezog man auf

die Situation, auch in Qumran, wie die Bibelkommentare aus diesem Bereich zeigen. Der Hebräerbrief bezieht die Opfervorschriften ganz auf Jesus und meint, dass ihnen in seinem Tod Genüge getan wurde. Man kann also sagen, dass im Neuen Testament die alttestamentlichen Texte ganz von Christus und dem Glauben der Gemeinde her ausgelegt wurden. Christus und der Glaube an ihn sind das Kriterium der Auslegung dieser Texte.

Da aber der Glaube nichts Fixes ist und die Bedürfnisse der Gemeinde sich verändern, wurden die Auslegungen der biblischen Texte im Lauf der Zeit zu einer Tradition, die sich als etwas Lebendiges den jeweils neuen Fragen adaptierte. Bibel und Tradition ergänzten sich immer mehr. Und je mehr Zeit verging, wurde nicht mehr der Glaube, sondern die Tradition zum Kriterium der Beurteilung der Bibel, die ihrerseits nur teilweise bekannt war, nämlich in den Texten, die im Gottesdienst und bei Kasualien verlesen wurden.

Die Reformation setzte der Tradition die konkreten Aussagen der Bibel entgegen. Kriterium der Beurteilung, welche Teile der Bibel entscheidend sind, wurde das Bekenntnis, für unsere Kirche das Augsburger Bekenntnis. Das ist in hohem Maße dem Apostel Paulus nachempfunden, weil er bei wichtigen Darlegungen in seinen Briefen sehr oft von festgeprägten Glaubenssätzen ausgeht. Das Augsburger Bekenntnis verstand sich zwar als Zusammenfassung der biblischen Lehre, war aber de facto ein Instrument zur Hervorhebung als wichtiger angesehener Texte und zur Zurückstellung solcher, die man als weniger zentral ansah. Das Augsburger Bekenntnis ist weit mehr von der Theologie des Paulus geprägt als von jener der Evangelien, es sei Matthäus mit seiner Bergpredigt oder Johannes mit seiner Spiritualität. Für die Orthodoxe Kirche ist Johannes weit wichtiger, in der Reformierten Kirche hat die Bergpredigt einen höheren Stellenwert als bei den Lutheranern. Der vierte Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses, der die Rechtfertigung aus Glauben und nicht aus Werken betont, gibt jedem Gemeindeglied grundsätzlich denselben Status, fördert das christliche Selbstbewusstsein und ist gleichzeitig ein Instrument gegenüber einer sich mächtig gebärdenden kirchlichen Struktur.

These 4
Predigt und Lehre werden in einer Evangelischen Kirche von der Bibel her gestaltet. Der Predigt in einer Evangelischen Kirche wird immer ein Bibeltext zugrunde liegen, die Lehre wird immer nach der biblischen Grundlage fragen. Darum nimmt im Theologiestudium die Biblische Theologie einen großen Stellenwert ein.

Wenn ich recht informiert bin, soll ein Priester der Katholischen Kirche innerhalb von acht Jahren das ganze Dogma durchpredigen. Es geht also darum, dass die Gläubigen im Laufe der Zeit alle Themen katholischer Lehre ausgelegt bekommen. In der Orthodoxen Kirche ist die Predigt weitgehend eine Anweisung zum christlichen Wandel. Die Evangelischen Kirchen betonen, dass die Predigt Auslegung des Evangeliums, der Zusage Gottes an sein Volk, sein soll. Nach unserem Verständnis ist also die Predigt nicht in erster Linie eine Belehrung der Gemeinde, auch nicht eine konkrete Anweisung zur Tat, sondern Zuspruch der Barmherzigkeit und der Liebe Gottes, der Erwählung, die im Glauben angenommen wird.

Darum liegt jeder Predigt ein Text zugrunde, der in einem Zyklus von sechs Jahren wiederkehrt. Das Kirchenjahr ist nach Themen der neutestamentlichen Evangelienbotschaft geordnet, so dass der Vielfalt seiner Botschaft Rechnung getragen wird. In der Reformierten Kirche spielte die lectio continua eine erhebliche Rolle, man wollte die gesamte Bibel der Gemeinde nahebringen. Da aber auf diese Weise auch dem Evangelium fremde Texte in das Leben der Gemeinde wirken, wurde der allegorischen Auslegung in dieser Kirche eine große Bedeutung zugemessen, ebenso der Verbindung verschiedenster Bibelstellen miteinander.

In allen Evangelischen Kirchen aber wird dem Verständnis und der Auslegung der Bibel ein hoher Wert eingeräumt. Das Theologiestudium bereitet darum intensiv auf das Verständnis des Urtextes der Bibel vor. Die Biblische Theologie wird aus der Forschung an der Bibel erhoben, sie dient nicht zunächst einem bereits vorhandenen Lehrgebäude, sie erarbeitet es selbst und ist damit ein Kontrapunkt zur Systematischen Theologie, mit dem sich diese auseinandersetzen muss. Und umgekehrt.

These 5
Die Bibel ist die einzige Grundlage einer Evangelischen Kirche. Welterfahrung und Weltveränderung werden an ihren Aussagen gemessen.

Die negativen Erfahrungen in der Welt werden aufgrund der Bibel neu gedeutet. Not wird als Züchtigung oder als Prüfung verstanden, als Strafe für falsches Verhalten, als Erziehung zu besserem Leben oder einfach als Erniedrigung, der Erhöhung folgen wird. Das ist z. B. Jes 54,7 ausgesprochen: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Treue will ich dich zurückbringen.“ Die Deutungen von leidvollen Erfahrungen sind also vielfältig. Ihnen gegenüber steht die Erfahrung des Gottesvolkes,

dass der Herr die Seinen führt und segnet, wenn sie bei ihm bleiben. Das kann bis dahin gehen, dass Gott die Welt für seine Getreuen verändert, wie Jes 40–55 mehrfach ausspricht und wie es die Jünger Jesu zur Zeit seines Erdenwirkens an Jesu Tun erleben durften.

Da aber der Mensch gerufen ist, Gottes Garten zu bearbeiten (Gen 2,5) und für das Leben gedeihlicher zu gestalten und umgekehrt die ganze Schöpfung auf die Erlösung der Kinder Gottes wartet (Röm 8,22), damit sie selber vom Fluch der Vergänglichkeit befreit wird, darf sich der Christ in die Veränderung der Welt zur Förderung der Lebensqualität auf dieser Erde einbringen. Er wird freilich immer darauf achten, dass er dabei das Maß, das der Welt selber gesetzt ist, nicht überschreitet. Dazu kann ihn das immer neue Überprüfen seiner Taten an den Aussagen der Bibel anhalten.

These 6
Die Bibel ist die kritische Instanz zu der Tendenz, sich vermeintlichen Naturgesetzen oder Schicksalsmächten zu unterwerfen oder sich diese in prometheischer Selbstüberschätzung dienstbar zu machen.

Mit der Botschaft, dass der eine Gott die Welt regiert, reklamiert die Bibel die Herrschaft Gottes über alle Mächte der Natur oder des blinden Schicksals. Auch wenn sie die Katastrophen der Natur oder der Geschichte in den meisten Fällen mit der Schuld der Menschen bzw. des Gottesvolkes zusammen sieht, was wir in diesem Ausmaß heute nicht mehr ganz nachvollziehen können, und das Prometheische als Auflehnung gegen Gott zeichnet, dem der Untergang droht, worüber wir heute neu nachdenken wollen, stellt die Bibel den Menschen in ein Machtgefüge, das ihm hilfreich sein will, nämlich Gottes Willen zur Erlösung seines Volkes.

In der Geschichte der Menschheit, auch der Christen, kommen beide Tendenzen immer wieder hoch:

– das Naturhafte, das zu Depressionen führt, weil man sich ins Unvermeidliche meint schicken zu müssen, und
– das Weltverändernde, Prometheische, das sich oftmals selbst überschätzt.

Zurzeit ist das Naturhafte sehr im Vormarsch. Das hat seine Begründung. Das Prometheische, Weltverändernde ist an seine Grenzen gekommen und zeigt negative Seiten.

Für Deutsche hat bereits das Ende des Zweiten Weltkrieges die Niederlage der Selbstüberschätzung des Menschen angezeigt. In anderen Ländern war das nicht in der gleichen Weise der Fall, weil man den Krieg gewonnen

hatte. In Deutschland aber sprach man im Zuge vormals neu entdeckter Traditionen des germanischen Heidentums vom „Tode Gottes“ auch in der Theologie, das alte Motiv der Weltzerstörung und des Todes der Götter im germanischen Mythos aufnehmend, als könne der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, sterben, ohne dass das Universum in sich zusammenfällt. Man merkt, wie sich uralte heidnische Motive der Theologie neu bemächtigten und eine Zeit lang nachwirkten. Es ist still geworden darum. Die Grenzen der Weltveränderung wurden offenbar. Nun schwingt das Pendel auf die andere Seite, zur Natur. Tsunamis und Erdbeben werden ernst genommen, die durch das prometheische Weltveränderungsstreben bewirkten Erneuerungen lösen Panik aus, und plötzlich verbreiten sich Schicksalsglaube und Aufbäumung dagegen. Christen handeln auch jetzt nicht nach den Zusagen der Bibel, sondern aus Angst. Die Ethik wird immer weniger biblisch begründet und immer stärker von der Erfahrung her gestützt. Gott wird wieder aus der Welt gedrängt und damit die Bibel in ihrer Bedeutung verkleinert. Aber Christen sind gerufen zu beachten, dass nicht sie die Herren der Welt sind, auch die Gesellschaft nicht die richtigen Kriterien in sich hat. Es bleibt dabei, was der Herr seiner Gemeinde sagt: „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige“ (Offb 1,17f). Daran kann keine christliche Ethik vorbeigehen.

These 7
Gottes-Dienst und Mammons-Dienst sind Gegensätze. Das bedeutet nicht, dass vor Gott allein die Armut positiv bewertet werden kann, wohl aber, dass das Streben nach immer neuem Mehrwert, das den Nächsten aus den Augen verliert, nicht von Segen sein kann.

Unsere Kirche war einmal eine relativ reiche Kirche. Das kann man an der Substanz der Kirchengebäude erkennen. Sie sind mit viel Aufwand und Sachverstand gebaut worden. Dass man im 19. Jahrhundert dennoch um Spenden des Gustav-Adolf-Werkes in Deutschland für den Bau von Kirchen bat, hängt damit zusammen, dass man sich in einem großen Verband eingeschlossen sah, zu dessen Wachsen und Wohlergehen man selber nicht geringe Beiträge zahlte. Die meisten Pfarrhäuser wurden um 1850 gebaut. Die Pfarrer waren gut besoldet und hatten viel Pfarrgrund. Viele Lehrer wurden darum Pfarrer. Mit Kirchengeld hat man, das sollte nicht vergessen werden, auch Schulen gebaut und Lehrer bezahlt. Um 1880 sind die vielen Dorfschulen neu errichtet worden.

Nach 1948 gab es nur noch Kongrua vom Staat[2] (ein Viertel bis die Hälfte des Pfarrgehaltes) und Gehälter aus Beiträgen. Die Kongrua war fix. Die Pfarrer wurden wie die Gymnasiallehrer bezahlt.

Etwa 2000 hat sich diese Lage durch die Rückerstattung der Güter geändert. Es gibt inzwischen sehr reiche Gemeinden, wenn auch nicht gerade viele. Der Umgang mit der neuen Situation hat Probleme ergeben. Es gab auch Fehlentscheidungen. Irgendwo hat Mammon bei uns Fuß gefasst. Wir müssen neu lernen, mit dem Geld umzugehen.[3] Wir haben noch keine Stiftung zur Hilfe für Notleidende, für Schüler, Alte usw. Bei der Gründung der Brukenthalstiftung war das im Blick, ist aber verloren gegangen. Das gibt zu denken. Die gegenseitige Hilfe war in der frühesten Kirche selbstverständlich. Darum gibt Lk 16,10–12 den Aufruf an kirchliche Verwalter weiter: „Wer im Geringen treu ist, der ist auch im Großen treu." Nachdem wir die Phase der Armut als solche, die im Osten lebten, zumindest teilweise zurückgelassen haben, ist die Zeit gekommen, in der wir neu über Spenden für Ärmere nachdenken sollten.

Blickt man über unsere Erfahrungen und Notwendigkeiten hinaus, dann muss man mit Rücksicht auf die gegenwärtige Krise festhalten, dass das Geld eine Eigendynamik entwickelt, die begrenzt werden muss. Die Freiheit der Wirtschaft kann zum Götzen werden. Wirtschaft darf weder im Hinblick auf den Mitmenschen rücksichtslos sein, noch im Hinblick auf die Umwelt zerstörerisch. Will sich die Evangelische Kirche selber treu bleiben, muss sie beides im Auge behalten. Dabei steht sie zumindest im Hinblick auf den Umgang mit dem Geld zur Hilfe der Menschen in einer alten Tradition. Man denke an die Bodenkreditanstalt in Hermannstadt (Sibiu) und an die Raiffeisenvereine, die es in jedem Dorf vor dem Zweiten Weltkrieg gab. Sie haben den Bauern viel Nutzen gebracht. Wo setzen wir heute wieder an?

These 8
Die Evangelische Kirche hat ein gebrochenes Verhältnis zur Macht: Wer groß sein will, sei aller Knecht … Darum sind demokratische Strukturen in ihr richtig. Jeder darf sich nach seinen Gaben einbringen.

2 Kongrua ist eine Zuwendung des Staates aufgrund eines Abkommens, das bei der Enteignung des Kirchenbesitzes getroffen wurde.

3 Näheres dazu siehe unten im Beitrag: „Die Verwaltung der (rückerstatteten) irdischen Güter im Lichte der Aussagen der Bibel", 100–109.

Die Versuchungsgeschichten in Mt 4/Lk 4 halten beide fest, dass Jesus versucht wurde, die Reiche dieser Welt zu übernehmen, Macht zu bekommen. Er hat das als satanische Versuchung abgelehnt. Aber die Versuchung, in der Kirche Macht auszuüben, ist geblieben. Jeder, der mit Administration zu tun hat, hat auch eine Machtposition. Darum bedarf es in einer Evangelischen Kirche der Instrumente zur Korrektur der Macht. Dabei gibt es zwei ganz verschiedene Modelle. Das eine ist das der Evangelien: „Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener" (Mt 20,26), ein Modell, das sich auch christliche Kaiser immer wieder angeeignet haben, der Kaiser also als oberster Diener des Volkes, das aber in jeder Generation und bei jedem Machthaber neu eingeschärft werden muss. Denn der Wille zur Macht ist dem Menschen durch die Schöpfung eingepflanzt. Hier ist das Modell der Erlösung, der Selbstverleugnung, des Dienstes anzustreben. Dabei ist darauf zu achten, dass nicht nur Herrschende, sondern auch die ihm direkt Untergebenen, die die Machtstruktur erhaltenden Beamten, den Dienst wichtiger achten als ihre Position. Dazu hilft nur ein immer neues Einschärfen, dass der Bittsteller in seinen Problemen ernst genommen und nicht abgewimmelt wird.

Das andere Modell ist den Paulusbriefen entnommen, besonders seinem Bild vom Leib und den Gliedern. Es ist das Bild einer demokratischen Struktur, in der sich jeder Christ mit seinen Gaben für die Gemeinschaft einbringt, wobei den Propheten und Lehrern eine wichtigere Rolle zugesprochen wird als den Managern (1 Kor 12,28).

These 9
In einer Evangelischen Kirche werden alle lebenswichtigen Entscheidungen an der Bibel gemessen.

So hat es bei uns eine eingehende Diskussion aufgrund eines theologischen, biblisch begründeten Referates gegeben, als unsere Kirche der Leuenberger Konkordie beitrat, es gab ein ausführliches Referat zur Herausgabe der Lima-Liturgie, ebenso als die Landeskirchenversammlung das Konvergenzpapier zwischen den Lutherischen Kirchen und der Römisch-Katholischen Kirche zur Rechtfertigungslehre beriet, es gab theologische Studien im Zusammenhang der Herausgabe der liturgischen Ordnungen unserer Kirche und ein biblisch-theologisches Gutachten zur Frauenordination. Bei der Erarbeitung der Kirchenordnung wurde eingehend die Frage nach dem besprochen, wie klein eine Kirchengemeinde sein kann. Meinen Standpunkt

gebe ich bekannt: Es müssen in ihr drei erwachsene Personen leben, die untereinander nicht verwandt sind. Auf die Frage, warum nicht zwei oder drei, wie es Mt 18,20 ausgesprochen ist, lässt sich antworten: Weil das Verheißungswort Mt 18,20 zwar die gnädige und richtende Gegenwart der erhöhten Herrn bei der dort genannten kleinen Gruppe garantiert, aber für eine Administration bedarf es mindestens eines Verantwortungsträgers, eines Stellvertreters und eines Kassiers. Zwei können sich zu leicht zum gegenseitigen Gewinn einigen, die Objektivität von Entscheidungen ist erst bei drei Personen einigermaßen gegeben.

These 10
Nicht alle in einer Evangelischen Kirche wichtigen Probleme haben ihre Voraussetzungen in der Bibel. Bei solchen Fragen entscheidet die Kirche nach weisheitlichen Gesichtspunkten. Dadurch wird die Weisheit zum Einfallstor der Welt in die Kirche. Darum müssen solche Änderungen an der Grundtendenz der Bibel geprüft werden.

Ein solches Einfallstor ist die Kunst. Inwieweit Musik Kirchenmusik sein kann, muss immer neu entschieden werden. Musik kann auch ganz andere Tendenzen haben, als das geistliche Leben zu fördern. Dasselbe gilt vom Kirchenbau, von Bildern in der Kirche. Entscheidungen in diesem Bereich sind sehr schwierig. Der Tanz ist eine Möglichkeit geistlicher Darstellung, aber er kann auch Erotik fördern. Die übliche Kleidung der Geistlichen führt weg von Pracht, die das Machtbewusstsein steigert oder auf die Person aufmerksam macht und damit von der Sache wegführt.

Die Fragen der Ämter in der Kirche haben sich durch weisheitliche Überlegung ausgebildet und werden weisheitlich erneuert. Im konkreten Fall durch die Überlegung, inwieweit eine Frau ein Amt führen kann. Bei solchen Entscheidungen muss immer die Frage mitgehört werden, ob sie dem Evangelium dienlich ist oder nicht.

Dasselbe gilt für alle Fragen gesellschaftlichen Verhaltens. Die Kirche darf nicht in dasselbe Horn wie die Gesellschaft oder der Staat blasen. Sie muss sich einen eigenen Standpunkt erarbeiten, der der Liebe zum Nächsten, der Toleranz gegeneinander entspricht und doch auch nicht an den Schöpfungsordnungen vorbei handelt. Hier ist Weisheit wirklich dringend nötig, die Weisheit, die nicht von dieser Welt ist und nicht am Kreuz vorbei entscheidet.

These 11
Das Verhalten der christlichen Gemeinde und ihr Gottesdienst werden an der Bibel gemessen.

Die beiden sehr verschiedenen Konzepte christlichen Verhaltens – das paulinische und das des Matthäus – haben in den Evangelischen Kirchen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gruppen unterschiedliche Bedeutung.

Geht man von Röm 12,1 aus, dann gilt in einer christlichen Gemeinde der Grundsatz, dass sich jeder Christ an den Erwartungen der Gemeinde orientieren soll, so dass es keine wirkliche Ethik braucht. Christen achten aufeinander und gestalten ihr Leben in gegenseitiger Rücksicht. Sieht man aber auf die Aussagen des 1. Korintherbriefes, merkt man, dass dieses nur dort gelten kann, wo die Umwelt einigermaßen klare Konzepte über das hat, was geht und was nicht geht. Wenn, wie in Korinth, „alles erlaubt ist" (1 Kor 6,12 und 10,23), braucht es Kriterien der Beurteilung. Die liegen nach Paulus im Aufbau der Gemeinde, in einer gewissen Zurückhaltung, besonders im Bereich des Sexuellen und in Rücksicht aufeinander, wobei daran gedacht ist, dass der Christ zumindest als außen stehender Beobachter weiß, was richtig und was falsch ist.

Immer wieder haben sich aber Christen die Bergpredigt zum Maßstab ihres Verhaltens gewählt. Das hat mit Werkgerechtigkeit überhaupt nichts zu tun, wohl aber mit Anlehnung an klare Bestimmungen, die dem Suchen nach dem rechten Weg ein Ende bereiten. Wer sich selbst bemüht, nach der Bergpredigt zu leben, will dem Herrn ganz dienen. Dass er Gefahr läuft, sich und andere zu überfordern, nimmt er gerne in Kauf, geht es doch darum, dem Herrn zu gefallen und dem Sinn des Lebens auf diese Weise näher zu kommen. Dieser Weg betont weniger die Freiheit in Christus als den Gehorsam, wobei die Liebe vielleicht etwas zu kurz kommt. Umgekehrt führt das Bewusstsein, in der christlichen Freiheit zu leben, wie Paulus es vor Augen hat, in der allein die Liebe Maßstab allen Tuns ist, zu einem Leben in ständiger Bereitschaft zum Wandel, das schwerlich auf die Dauer durchgehalten werden kann. Schon die Pastoralbriefe zeigen, dass konkrete Regelungen für ein solches Leben notwendig sind.

Wie immer, ob man sein Leben nach den paulinischen Aussagen oder nach den Forderungen der Bergpredigt oder gar nach einer versuchten Zusammenschau beider Konzepte gestaltet, die Kirche wird nicht aufhören, das Leben der Gemeinde und das ihrer Glieder nach Maßstäben gestalten zu helfen, die der Bibel entnommen sind.

Das trifft auch für den Gottesdienst zu. Steht in unserem Gottesdienst die Predigt im Mittelpunkt, so werden die Sakramente als das „leibhafte“, das sichtbare Wort verstanden. Sowohl unser Verständnis der Taufe als auch jenes des Abendmahles sind vom Evangelium, der Zusage Gottes an sein Volk und dessen Glieder, gedeutet. Der Ritus spielt in unserem Gottesdienstverständnis eine untergeordnete Rolle. Es wäre aber an der Zeit, zumindest zum Segen als dem zeichenhaften Zuspruch ein neues Verhältnis zu bekommen.

These 12
Die Bibel hat ihr Zentrum in der Botschaft vom Kreuz und der Auferstehung Jesu Christi. Darum ist der Gekreuzigte in unseren Gotteshäusern der Ausrichtungspunkt. Das bedeutet, dass die Kirche, aus der Verheißung lebend, immer weiß, dass sie in dieser Welt in das Kreuz hineingeführt wird. Sie wird begleitet von der Versuchung, mit der Welt mitzumachen oder sich aus ihr zurückzuziehen. Das Kreuz aber stand in dieser Welt.

Damit sind wir im Zentrum der Frage nach der Grundlage der Kirche. Es ist der Gekreuzigte und Auferstandene. Das bedeutet, dass die Kirche in allen Notzeiten Kraft aus dem Wort der Verheißung schöpfen kann, dass sie darauf bauen darf, dass Gott in den Schwachen mächtig ist, seinen Kindern im Kreuz nahe bleibt und ihnen die Macht der Auferstehung kundtut. In Zeiten des Aufbaus aber muss sie immer wieder daran erinnern, dass sie einen anderen Auftrag hat, als am Wohlstand der Leute mitzuwirken. Ihr Ziel ist nicht, ein Maximum an Wohlergehen zu schaffen, wie es vom Staat erwartet wird, sosehr sie immer auch das irdische Wohl der Menschen und die Erhaltung der Schöpfung im Auge haben wird. Aber eben nicht als vordringlichste Aufgabe. Die Kirche muss die Stimme aus der Welt Gottes sein, die Liebe bringt, wo Selbstdurchsetzung herrscht, die Geld verantwortungsvoll einsetzt, wo Geldgier zu spüren ist, die den Dienst predigt und lebt, wo alles auf Macht und Machtposition aus ist, die geistliches Leben vermittelt, wo sich die Welt vom Glanz blenden lässt. So lebt die Kirche in dieser Welt und ist doch nicht von dieser Welt. Und dass sie auf diesem Weg bleiben kann, dazu verhilft ihr immer neu die Rückbesinnung und die Rückfrage auf die Botschaft der Bibel.

So erweist sich also die Bibel in jeder Situation als Grundlage der Kirche.

Die Zukunft der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien in der theologischen Literatur nach der Wende[1]

Vorbemerkung

Theologische Literatur widerspiegelt nicht immer die Situation, in der sie geschrieben wird, zumal, wenn es sich um Wissenschaft und Forschung handelt, die ihre eigene Fragestellung und Geschichte hat. In unserem Fall sind die Dinge unspezifisch: Etwa die Hälfte der nach der Wende von unseren Theologen publizierten Bücher verarbeiten die dramatische Situation unserer Kirche nach der Wende, es sind Bücher mit Predigten, Vorträgen und Reden. Die Promotionsarbeiten der jungen Theologen haben sich wissenschaftlichen Fragestellungen zugewandt und berühren allenfalls partiell die damalige Lage. Ich sehe mich darum genötigt in drei Schritten die Literatur, die von unseren Theologen veröffentlicht wurde, darzustellen: 1. die Texte, die sich mit der Vergangenheit unserer Kirche im Kommunismus beschäftigen; 2. jene, die die Situation nach der Wende vor Augen haben und 3. jene Studien, die sich theologischen Themen widmen, die sich nicht auf die Verarbeitung der Situation beziehen.

1. Die Situation vor der Wende

Als die Wende kurz vor Weihnachten 1989 Rumänien überraschte, stand die Evangelische Kirche A.B. in diesem Land vom geistlichen Standpunkt aus betrachtet recht gut da. Sie hatte Ende der siebziger Jahre eine neue Agende und ein neues Gesangbuch erarbeitet, der Gottesdienstbesuch war gut, die Beteiligung am Abendmahl gewachsen, die Jugendarbeit funktionierte trotz der restriktiven Verordnungen, die Kirchenchöre besuchten einander, die Ökumenische Gebetswoche hatte sich zu einer Missionsarbeit ausgewachsen, das Interesse an der Kirche war gewachsen, die Pfarrer hatten eine

1 Vortrag gehalten anlässlich der internationalen Fachtagung „Religion im Neuen Europa“ in Greifswald vom 11.–13. Februar 2010. Der Vortrag ist erschienen in: Religion im „neuen Europa“. Theologie in Mittelosteuropa 1990–2010, „Verkündigung und Forschung“ 56, Heft 1 (2011), 85–95, erschienen.

gute theologische Ausbildung, man hatte eine eigene Theologische Ausbildungsstätte mit gut geschulten theologischen Lehrern, die international anerkannt waren, und hatte mit den „Beiheften der Kirchlichen Blätter" eine Publikationsmöglichkeit eröffnet. Man war auf dem Wege, eine eigenständige Theologie zu entwickeln.[2] Geistlich und theologisch gesehen hatte es, gemessen an der ganzen Geschichte dieser Kirche, einen großen Schritt nach vorne gegeben.

Marion Müller hat dies in ihrem 2005 erschienenen Büchlein „Kirche unter Kommunistischer Diktatur", einer Zusammenfassung ihrer Dissertation, die unter dem Titel „Grundfragen der Systematischen Theologie in der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien angesichts der sozial-politischen Herausforderungen in der Zeit der kommunistischen Diktatur" im Jahr 2006 angenommen wurde und in der sie hauptsächlich die politisch geprägten Referate bei den Pfarrversammlungen in jener Zeit untersucht, so beschrieben:[3]

> „Die Kirche stand weder in der politischen Opposition noch Akklamation, noch war sie Transmissionsriemen der Partei. Diese Pole versuchte man zu vermeiden, was bis auf Einzelfälle auch gelungen ist. Die Ausrichtung auf die geistliche Aufgabe der Kirche wurde als Chance gesehen, sich in der Kirche auf das zu konzentrieren, was wesentlich ist, im Gegensatz zu der kulturprotestantischen Zeit, in der das ‚Eigentliche' unter vielen anderen Aufgaben untergegangen war. Gleichzeitig galt die Entfaltung der geistlichen Erneuerung im kirchlichen Innenraum als ungefährlich. Und die Kirche entwickelte ein reiches und vielerorts erfülltes geistliches Leben. Die so genannte ‚Grauzone', der Bereich, in dem zwar etwas vom Staat nicht befürwortet, aber auch nicht ausdrücklich verboten war, erweiterte sich unmerklich. Das gottesdienstliche Leben, für die evangelische Kirche besonders die Kinder- und Jugendarbeit, die Anteilnahme der Gläubigen am kirchlichen Geschehen, die Praktizierung des Glaubens im Alltag, widersprach dem, was offiziell von der Kirche und ihrer Tätigkeit gehalten wurde."

2 Das zeigt z. B. die Tatsache, dass es im Zusammenhang einer Stellungnahme zum Lima-Papier in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur viel beachteten Aussage kam, dass das Abendmahl uns hilft, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, die wir selber hinnehmen müssen, weil wir sie nicht ändern können. Es war eine zugespitzte Formulierung einer damals wichtigen theologischen Sicht, die der Lage im Sozialismus Rechnung trug: Wie gehen wir mit Schwierigkeiten um, die wir nicht ändern können?

3 Marion Müller, Kirche unter Kommunistischer Diktatur, o. J. (2005), 40. In ihrer Dissertation hat Marion Müller gezeigt, wie sich die Kirche und ihre Pfarrer an jener Stelle verhalten haben, wo sie direkt mit der Staatsgewalt zu tun bekamen.

Die wirkliche Schwierigkeit, mit der sich die Kirche zur Zeit der kommunistischen Diktatur auseinandersetzen musste, lag im sozial-politischen Bereich, in dem der Kirche klare Grenzen gesetzt waren. Sie konnte sich weder zu politischen Entscheidungen öffentlich äußern, noch konnte sie soziale oder diakonische Institutionen einrichten. Das geistliche Leben und die Kirche gehörten zum Inseldasein der Christen, die ihr Alltagsleben im Bereich der dirigierten Wirtschaft führten und zum großen Teil Parteimitglieder waren, sich aber auch zu ihrem Glauben bekannten. So lebte man in zwei Welten, die man sorgfältig voneinander schied, weil man sie nicht vermischen durfte. Im alltäglichen Bereich machte man mit, in der Kirche versuchte man, das Innere zu pflegen.

Es gab einen Ausweg für die deutsch sprechenden Christen in Rumänien: nach Deutschland auszuwandern. Das konnten zwar nicht alle auf einmal, aber seit 1978 gab es eine festgesetzte Quote derer, die auswandern durften, und man rechnete sich aus, dass um 2007 alle Deutschen aus Rumänien ausgewandert sein werden. Dies erhöhte den Druck auf die Einzelnen, auch um Auswanderung anzusuchen, wollte man nicht der Letzte sein. Umgekehrt hat der Staat seine Druckmittel auf die Evangelische Kirche bei weitem nicht so geltend gemacht wie bei anderen Kirchen, weil es diesen Vertrag zur Auswanderung gab.

Zu diesem Problem gibt es Dokumente aus jener Zeit, die in dem Aufsatzband von Paul Philippi[4] und in dem eben erschienenen Band mit Texten des damaligen Bischofs Albert Klein „Ein Leben im Glauben für Kirche und Gemeinschaft. Selbstzeugnisse“[5] der Öffentlichkeit kundgegeben werden. Das Buch enthält viele Texte aus der Zeit der dreißiger Jahre, der Kriegszeit und der Zeit danach bis zur Wende.

2. Die Wende und ihre Folgen

Die Möglichkeit der Auswanderung nach Deutschland hat sich durch die Wende ganz erheblich verstärkt. Das lag nicht an der Kirche, sondern an der durch die Wende ermöglichten Freizügigkeit, an der Prägung durch das langjährige Warten auf den Pass in der Zeit vorher und an dem Misstrauen,

4 Paul Philippi, Kirche und Politik, siebenbürgische Anamnesen und Diagnosen aus fünf Jahrzehnten. Teil I zwischen 1956 und 1991, Hermannstadt 2006, dort bes. 88–173.

5 Albert Klein, Ein Leben im Glauben für Kirche und Gemeinschaft. Selbstzeugnisse, BKB 9, Hermannstadt 2010, bes. 595–616 und 636–651.

das man der neuen rumänischen Politik gegenüber hatte. So ist es im Jahr 1990 zu einer Auswanderung von rund 60 % der evangelischen Bevölkerung gekommen, es folgten 1991 nochmals rund 20 %. Die Evangelische Kirche und ihre Theologie mussten diesen Aderlass verkraften, deuten und Lebenskraft weitergeben, die dem Evangelium entspricht.

Im Angesicht dieser großen Veränderung, die aber im Juni 1990 in ihrer Dimension noch nicht ganz abschätzbar war, fasste Paul Philippi die Notwendigkeit einer Veränderung der Evangelischen Kirche ins Auge, indem er sagte:

> „Gewiss: Unsere Kirche kann nicht bleiben, wie sie ist, erst recht nicht so, wie sie war. Aber indem wir mit Hartnäckigkeit an der Rechtfertigung unserer Selbstaufgabe basteln und indem wir es allen Menschen begreiflich machen wollen, dass und worum wir uns vom Unrecht gekränkt fühlen, das uns angetan worden ist, bleiben wir offenbar ins Gestern verkrümmt und offenbaren wohl auch, dass wir der im Glauben ergriffenen Rechtfertigung Gottes keinen befreienden Realitätswert für unsere Gemeinschaft zumessen. Wir tun so, als könnten wir, wenn die Schuld der Anderen nicht gewesen wäre, auch in einem heilen Vorgestern leben (das es nie gegeben hat) und als könnten oder müssten wir einzig das unheilvolle Gestern zum Anlass nehmen, alle unsere Verantwortung für eine gemeinsame Zukunft (beziehungsweise für die Zukunft unserer geschichtlichen Gemeinschaft) ‚in den Rauchfang zu schreiben'."[6]

Nach der großen Abnahme der Zahl der evangelischen Gemeindeglieder gibt ein Text aus dem Jahr 1991 die Situation in Form eines Gebetes, das an die Klagelieder Jeremias erinnert, folgendermaßen wieder:

„Hilf, Herr Gott,
denn nur du kannst helfen.

Du hast aus unserer Kirche
einen Haufen von Elenden gemacht,
hast zugesehen, wie sie weggingen
und uns daließen.

6 Paul Philippi, Unsere Lage (1990). Akademische Rede, in: Ders., a. a. O., wie Anm. 4, 250–256, dort 255.

Eine kleine Gruppe,
viel zu wenige,
muss viel zu vieles tun,
alles ist aus den Fugen geraten.

Und du siehst zu,
wie unsere Kräfte schwinden,
wie wir uns streiten über den rechten Weg,
Verkehrtes beginnen, Falsches tun.
Hilf, Herr, wir können nicht mehr.

Wir sind längst am Ende,
bloß machen wir uns etwas vor,
wollen feststehen, festhalten
und wanken doch ständig,
fallen immer tiefer.

Keiner weiß das Rechte,
alle suchen und irren umher,
jeder auf seine Weise
und kann nicht mehr.

Hilf, Herr,
wir versinken."[7]

Einige Monate später reflektiert der Bischof dieser Kirche, Christoph Klein, die Situation in seinem Buch: „Um die elfte Stunde"[8].

> „Vielleicht ist es eine Aufgabe, auf deren Erfüllung Gott in den 800 Jahren unserer Existenz als Kirche oder zumindest in den 450 Jahren als Kirche der Reformation immer schon gewartet hat und die wir ihm noch schuldig sind, um unsern eigentlichen und letzten Sinn in Siebenbürgen zu erfüllen, ehe wir von der Bühne der Geschichte abtreten: unsere Herzen zu weiten und uns zu öffnen, unsern Glauben zu bezeugen, unsere Gaben zu teilen, um anderen damit zu dienen – ohne uns selbst aufzugeben, ohne unsern eigentlichen Raum abzutreten, ohne uns selbst zu verleugnen, ohne uns ausnützen zu lassen. Dann würde größer und

7 Hans Klein, In eine neue Zukunft, Erlangen 2004, 89.
8 Christoph Klein, Um die elfte Stunde. Ein Jahrgang Predigten aus der Siebenbürgisch-Sächsischen Kirche im Umbruch, Erlangen 1993, 343.

wichtiger als dieses Ende des Bisherigen die letzte Voll-endung sein, als seine ‚geliebten Kinder' nicht dem Tod überlassen, sondern zu seinem ‚ewigen Leben' erweckt zu werden."

Dieses Buch ist zu Ostern 1992 fertig gestellt worden und enthält Predigten, die zum großen Teil nach der Wende gehalten wurden. Es will Pfarrern und Gemeindegliedern eine Hilfe zum Ertragen der schweren Situation durch Predigten bieten. Wie in urchristlicher Zeit, in der man auf die Parusie wartete und keine irdische Hoffnung weitergab, wird auch hier nicht mit einer Zukunft der Evangelischen Kirche A.B. gerechnet, sondern mit der „Vollendung" von deren Geschichte, mit seinen Worten „die Verabschiedung aus der Geschichte", was aber nicht den Ernst der Situation mindert, sondern im Gegenteil jetzt rechtes Leben angesichts des Endes möglich macht:

„In den Predigten aus dieser Zeit habe ich versucht, mich der Aufgabe zu stellen und in die neue Situation hineinzusprechen. Entscheidend dabei sollte das Zeugnis des Predigers sein, der sich noch um die elfte Stunde senden läßt in den Weinberg Gottes und nicht fragt, ob das in Anbetracht der ‚Nacht', die einbricht, ‚da niemand wirken kann', sinnvoll ist, sondern gerade in der Stunde des Dunkelwerdens von der Wichtigkeit des Dienstes überzeugt ist: ‚Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt' (Lk 24,29). Deshalb steht in den Predigten nicht die abgerundete Auslegung der biblischen Geschichte im Vordergrund, sondern das Bemühen, die in der Perikope manchmal in einem unscheinbaren Detail verborgene Lichtquelle aufzuspüren, von der aus der Predigttext für unsere besondere Situation beleuchtet wird."[9]

Es geht dem Bischof darum, Sinn stiftende Worte zu finden in einer Zeit, in der er keinen irdischen Fortbestand seiner Kirche mehr erkennen kann und sich in dieser Einschätzung im Konsens mit vielen weiß. Darum ein weiteres Zitat:

„Es gibt jetzt ein Erschrecken, eine Trauer, einen tiefen Schmerz unter uns über das, was wir verloren haben. Jeder, der weggegangen ist, hat für sich selbst entschieden und es in vielen Fällen – bewußt oder unbewußt – in dem Glauben getan, daß mit seiner Entscheidung nicht das Bestehen der Siebenbürger Sachsen als Ganzes in Frage gestellt sei. Umgekehrt haben etliche ihre Entscheidung unter dem Druck getroffen, daß die Tage des siebenbürgisch-sächsischen Volkes gezählt seien und es keinen Sinn habe, als einzelner noch halten zu wollen, was sowieso verloren ist."[10]

9 Christoph Klein, a.a.O., wie Anm. 8, 12.
10 Christoph Klein, a.a.O., wie Anm. 8, 341.

Aber der Bischof kann die Lage auch sehr viel positiver einschätzen, wenn er 1991 in einem in Deutschland gehaltenen Vortrag unter dem Thema „Wir geben nicht auf“ feststellt:

> „Wir haben die in Siebenbürgen Lebenden zu vertreten und zu begleiten. Es sind solche, die nicht auswandern wollen, weil sie Bindungen haben: menschlicher Art, beruflicher Art, heimatbedingter Art oder weil sie Aufgaben wahrnehmen als Seelsorger, Familienerhalter, Ärzte, Kulturschaffende und in der Wirtschaft Tätige; und es sind solche, die nicht auswandern können, weil sie alt, krank, schwach, mittellos sind oder hier in Deutschland niemanden haben, der sie aufnimmt, der ihnen dabei behilflich ist, eine neue Existenz aufzubauen. Es gibt Menschen, die sich von Gott in die siebenbürgische Heimat gestellt wissen und aus Glaubensgründen hergewiesen sehen …
>
> Diesen Menschen möchten wir mit unserer kirchlichen Begleitung … weiter zu Diensten sein. … Wir möchten zeigen, daß man im Hier und Jetzt leben kann, auch in der Entbehrung und Enttäuschung, im Leiden und Kämpfen, ja vielleicht gerade dort Erfüllung findet.“[11]

Gegen Ende des Jahres 1993 scheint sich die Lage so verändert zu haben, dass eine neue Perspektive zumindest im Blickfeld einiger sichtbar wird. In einer Neujahrspredigt 1994 zu Jos 1,1–9 habe ich gesagt:

> „Denn wir sind in diesem Jahr, im Jahr 1994, in einer besonderen Situation. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, sind wir tatsächlich dabei, die große Krise, die sich seit 50 Jahren abzeichnet, zu überwinden, freilich sehr geschwächt, um nicht zu sagen, sehr schwach, aber eben doch auf einen neuen Weg gestellt, der Gottes Verheißung in sich trägt. …
>
> Gott will aus uns und mit uns etwas machen, etwas Neues, was es so noch nicht gab, so wie er damals etwas Neues schuf, als er Israel ins verheißene Land brachte. …
>
> Es war kein leichter Weg. Die ganze Zeit des Lebens Josuas gab es Auseinandersetzungen, Kämpfe. Aber das Leben hatte für die Israeliten neuen Sinn bekommen. Und wenn sie auch in der Minderheit waren, waren sie doch immer wieder stark und fest, weil Gott mit ihnen ging, mit ihnen war, etwas mit ihnen und durch sie machen wollte. …
>
> Für uns könnte dieses Wort so lauten:
>
> So spricht der Herr zu seiner Gemeinde an der Schwelle des Neuen Jahres: Mache dich auf, dem Neuen entgegen, zögere nicht. Ich führe dich in die Weite meines Segens, in meine Zukunft. Ich werde dich nicht verlassen, für dich kämp-

11 Christoph Klein, Ausschau nach Zukunft. Die Siebenbürgisch-Sächsische Kirche im Wandel, Erlangen 1998, 251.

fen, deinen Weg ebnen. Schau nur auf mich, höre auf mein Wort und lass dich führen. Und du wirst erfahren, dass ich dich trage, immer mit dir bin.“[12]

Gegen die Resignation, die bei vielen Gemeindegliedern und wohl auch Pfarrern dennoch immer noch vorhanden war, spricht sich noch im Jahr 1994 Paul Philippi aus:

„Wer nur predigen kann, wenn das Volk nicht vergeht, der hätte in einer evangelischen Kirche nie auf die Kanzel steigen dürfen. Denn er hätte immer schon einen Glauben gepredigt, der sich auf ‚Menschenwerk‘ verlässt und darum falsch ist; einen Glauben, der an der Wahrheit vorbeiglaubt und der darum von Gott absondert. Statt Gott hätte er einen Götzen gepredigt. Und ein solcher Götzenglaube, der von Gott absondert, ist eben Sünde, und Sünde verstrickt in Schuld. Schuld aber führt sozusagen automatisch zu Gericht und Strafe. Der völkische Glaube richtet sich selbst. Gestern bei uns, morgen bei anderen. Und hoffentlich nie wieder bei uns.“[13]

Das ist ein Versuch, von der Rechtfertigungslehre her Sinn für ein evangelisch-christliches Leben und Predigen zu finden, indem die Zukunft ganz in Gottes Hand gelegt wird.

Ähnlich äußert sich im selben Jahr Christoph Klein in einem Bericht vor der Landeskirchenversammlung:

„Gemeinde in der Diaspora muß nicht *untergehen*. Sie bedeutet äußerste Anfechtung, Bedrängnis und Beängstigung, aber sie ist auch eine Chance. Die Frage Jesu an seine engsten Jünger steht ständig vor ihr. ‚Wollt ihr auch weggehen?‘ (Johannes 6,67). Denn Diaspora ist auch dies: die aus der Angst vor dem Kreuz auseinanderstiebende, verstreute, sich versteckende, im Dunkeln der Zukunftslosigkeit untertauchende Jüngerschar. Doch gerade die Situation der Urgemeinde zeigt, daß Diaspora als sinnvolle Situation angesehen werden kann, ihre eigenen Möglichkeiten hat. Dazu gehört: das neue Fragen nach dem für die Gemeinde Wesentlichen und die Konzentration auf das Entscheidende, das Not-wendige und Not-wendende, das in der Volkskirche oft undeutlich bleibt. Und weiter: das Verlangen nach Gemeinschaft.“[14]

12 Hans Klein, a. a. O., wie Anm. 7, 132–134.

13 Paul Philippi, Das Bleibende und das Kommende, in: a. a. O., wie Anm. 4, 2. Teil, 86–91, dort 88.

14 Christoph Klein, a. a. O., wie Anm. 11, 206.

Die Situation stabilisiert sich langsam, und Bischof und Gemeindeglieder gewöhnen sich an die neue Lage, ohne die bruchartige Wandlung zu vergessen. 1999 deutet der Bischof die Gegebenheiten in einer Rede anlässlich der Übergabe des Lechnitzer Gotteshauses an die reformierte Gemeinde wie folgt:

„‚Ehe die Spuren verwehen …'. Dieser Titel eines Buches von Christine Brückner über den eigentümlichen Versuch, den Spuren eines toten Menschen nachzugehen, steht heute in dieser Feststunde vor meinem inneren Auge. Denn auch in dem, was wir heute tun, geht es um eine Spurensicherung, wenn auch ganz anderer Art. Wir übergeben heute unser Gotteshaus als evangelische Kirche feierlich der reformierten Gemeinde und bewahren es damit vor Verfall und Vergessen. … Dieser erstmalige feierliche Akt einer Kirchenübergabe macht deutlich, dass es ein Sterben nicht nur von Menschen und Lebewesen wie auch ein Weiterleben in neuer Weise gibt, sondern auch ein Sterben dessen, was Menschen in ihrer Geschichte geschaffen und der Nachwelt hinterlassen haben, aber dass die Möglichkeit besteht, Spuren zu erhalten und ihnen nachzugehen, um Wege in die Zukunft zu entdecken."[15]

Und er spricht in derselben Rede etwas später aus:

„Doch im Glaubensleben geht es nun gerade darum, auch angesichts der bösen und schrecklichen, vielleicht auch schuldhaften Erfahrungen an Gott und der Gewissheit seines guten, gnädigen Willens und seiner nie aufhörenden Liebe nicht zu zweifeln, mag Gott zuweilen rätselhaft, unbegreiflich, geheimnisvoll, ja mitunter als bedrohliche, zornige Macht erscheinen. Es geht darum, in der Dunkelheit seines Wesens sein helles Antlitz zu entdecken, sein Leuchten mitzunehmen, sein wahres Angesicht zu erkennen. Es ist wie mit dem Kind, das sich im Wald verirrt hat und über das die Dunkelheit der Nacht hereinbricht und damit Schreck und Grauen. Und dann nähert sich ihm eine dunkle schwarze Gestalt. Es erschrickt zu Tode, die Gestalt packt es an. Doch als sie ganz nahe ist, erkennt das Kind im Angesicht dieses furchterregenden Mannes das Antlitz des Vaters, der sich aufgemacht hat, das Kind zu suchen und es nun gefunden hat. – Das ist eine Erfahrung, die doch viele von uns mit ihrem Herrgott auch gemacht haben. Darum muss es ein Ringen um den Segen Gottes geben."[16]

15 Christoph Klein, Kontrapunkt Freude. Predigten aus der evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zu besonderen Themen und Anlässen 1990–2000, Hermannstadt 2001, 116–117.

16 Christoph Klein, a. a. O., wie Anm. 15, 119.

Durch die geschwundene Mitgliederzahl, aber auch die vielen Anforderungen von außen, ist den meisten evangelischen Christen selbstverständlich geworden, dass sich ihre Kirche nicht einigeln kann, sie vielmehr gerufen ist, das Umfeld wahrzunehmen und sich durch ihren Dienst den anfallenden gesellschaftlichen Problemen anzunehmen unabhängig davon, ob diese die eigenen Mitglieder oder andere Menschen aus deren Umfeld betreffen. Dazu schrieb ich 1995:

> „Seit 1989 kann unsere Kirche nicht mehr Kirche nur für ihre Mitglieder sein. Dass sie das auch muss, ist klar, ebenso aber, dass sie von den verschiedensten Aufgaben und Möglichkeiten so aufgerissen und durchwühlt ist, dass sie eine solche Enge nicht mehr pflegen kann. Schon die Hilfsgüter, die verwaltet und aufgeteilt werden mussten und müssen an solche, die sie benötigten und weiterhin brauchen, haben die Grenzen der Kirche völlig aufgesprengt. Es ist und bleibt unmöglich, dass mit den vielen Hilfstransporten nicht dauernd Leute in unserm Umfeld mit versorgt werden. Aber ebenso sind alle Einrichtungen auf dem Gebiet des Sozialen und Wirtschaftlichen im Auge zu behalten, die mehr oder weniger in die Kirche eindringen, nicht zuletzt die Presse mit ihrem neuen Selbstverständnis.“[17]

Im Jahr 2000 schließt Stefan Cosoroabă seine Dissertation zur Frage der Mischehen[18] ab, ein sehr aktuelles Thema nach der Wende, weil die verbliebenen Gemeindeglieder zum großen Teil in Mischehen leben und die Aussicht, dass künftig Ehen aus zwei evangelischen Partnern geschlossen werden, drastisch gering geworden war. Darin bringt er sehr interessante Analysen und zieht nachdenkenswerte Schlüsse für die Zukunft.

Schon kurz nach der Wende haben vor allem Kirchenleiter aus Deutschland darauf gedrungen, dass unsere Kirche die Landessprache, Rumänisch, als Predigtsprache übernimmt. Sie haben sich dadurch den Weiterbestand einer Evangelischen Kirche in Rumänien versprochen und meinten, dass es nur an uns läge, die Chance, die sie sahen, wahrzunehmen oder eben wegen unserer Sturheit als Evangelische Kirche unterzugehen. Die vielen Diskussionen zu diesem Thema[19] können und sollen hier nicht wiedergege-

17 Hans Klein, a. a. O., wie Anm. 7, 164.

18 Stefan Cosoroabă, Zwischen Kirche und Kultur, Konfessionsverschiedene Ehen in der evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, Typoskript 2000.

19 Sie kreisten vor allem um die Frage, welchen Anteil am Bestehen einer Kirche Menschenwerk hat, worauf Paul Philippi im Text unten eingeht. Konkret: Soll man etwas „machen“ und damit erzwingen oder eher darauf achten, wo, wann und wofür Gott Türen öffnet oder verschlossen hält. Mittlerweile ist wohl klar, dass Gott uns weniger

ben werden, auch nicht Hinweise auf die vielfältigen zum Teil gelungenen Versuche, in rumänischer Sprache zu predigen, was bei Kasualien in den meisten Fällen erfolgt. Schriftlich hat sich dazu Paul Philippi im Jahr 2005 geäußert:

> „Dennoch darf und soll das Rumänische auch nicht in ethnisch-deutsch-tümelnder Weise abgelehnt werden. Vielmehr müsste das Verhältnis von der Bewahrung, ja vom *In-Dienst-Stellen der eigenen Identität* einerseits zur Wertschätzung der anderen Identität andererseits klarer bewusst gemacht und entsprechend praktiziert werden: Wir dienen der Nachbaridentität am besten durch die Öffnung unserer eigenen klar konturierten Identität, nicht durch deren Verwischen. Und eine so verstandene Öffnung heißt dann gerade nicht Mischung.“[20]

Im Jahr 2007 erscheinen zwei Festschriften für Bischof D. Dr. Christoph Klein, die die Tatsache bereits voraussetzen, dass die Zukunft der Evangelischen Kirche offen ist. Wie sehr sich die Frage einer Zukunft geändert hat, zeigt ein Zitat aus einer Predigt von Pfarrer Dietrich Galter:

> „Hier werden wir gebraucht mit unserem Dienst! In der Gesellschaft und in der Kirche! Der Apostel Paulus gebraucht für die Gemeinde Jesu Christi das Bild eines Gebäudes und sagt: Die Gemeinde ist ein Tempel im Herrn. …
>
> Die Gemeinde Jesu ist kein totes Gebilde, sondern ein lebendiges Bauwerk, in das wir auch als lebendige Bausteine eingefügt werden. Dabei wird jeder gebraucht. Keiner ist überflüssig. Jeder Stein hat seine besondere und spezifische Aufgabe, im Fundament, im Mauerwerk, in dem Stützpfeiler, im Gewölbe. Wenn einer lose wird und heraus fällt, wird der Mauerabschnitt oder sogar der ganze Bau gefährdet. Deshalb ist jeder Stein wichtig, denn er gibt auch dem nächsten Halt. Jeder von uns hat seine Aufgabe in der Gemeinde, jeder wird mit seinen Gaben gebraucht. Gott braucht alle, die Beter, die Verkündiger, die Diakone und Helfer, die Manager und die Experten. Die Evangelische Akademie Siebenbürgen will mit ihrem besonderen Dienst in der Kirche und in der Gesellschaft ihren eigenen Beitrag leisten. Gott braucht auch die vielen kleinen, doch so wichtigen Dienste in jeder Gemeinde. So wächst die Gemeinde Jesu Christi, so wächst der Bau Gottes!“[21]

---

auf diese Weise, sondern auf eine ganz andere Art Aufgaben zugewiesen hat, wie das Beispiel Hermannstadt (Sibiu) als Kulturhauptstadt und Ort der Versammlung der 3. Europäischen Ökumenischen Kirchenversammlung zeigt.

20 Paul Philippi, Bewahren und verändern. Gedanken über die Identität unserer Kirche, in: a. a. O., wie Anm. 4, Teil 2, 411–421, 418.

21 Dietrich Galter, Die Gemeinde Christi – Gottes Bau in der Welt, in: H. Klein/H. Pitters (Hg.), Sei stark und mutig. Evangelische Predigten zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Freundesgabe C. Klein, BKB 8, Hermannstadt 2007, 102–106, dort 104 und 106.

Ein Beitrag aus der gleichen Zeit zeigt, dass die Frage einer irdischen Zukunft der Evangelischen Kirche nicht mehr gestellt wird und somit nicht mehr zur Diskussion steht. Die Überlegungen konzentrieren sich auf die Sache, auf den Auftrag der Kirche, und zwar heute für die Zukunft. Dabei spielt die ökumenische Ausrichtung eine große Rolle. Stefan Tobler schreibt:

> „Evangelische Kirche kann also nie bei sich selber stehen bleiben, will sie sich selber treu bleiben. In diesem Hinaustreten aus sich selbst steckt immer ein Wagnis der Veränderung. Sich diesem Gegenüber des Wortes in Gestalt einer anderen Konfession zu öffnen ist zwar noch keine Vorentscheidung darüber, *was* sich in mir und im Anderen in dieser gegenseitigen Öffnung verändern könnte. Die Offenheit für die Veränderung in Leben und Lehre gehört aber zu jedem ernsthaften Hören auf das Wort dazu. Der Andere ist mir Spiegel der Wahrheit des Wortes Gottes. In diesem Sinn gehört die ökumenische Offenheit zum Selbstverständnis evangelischer Kirche. Will sie sie selbst sein und darin wahrhaft katholisch sein, kann sie nicht anders als ökumenisch sein. Und zwar konkret: im bewussten Engagement, im Einsatz von Zeit und Geld, in verbindlichen Strukturen der Begegnung und Zusammenarbeit. Die Ökumene auf allen Ebenen, lokal und weltweit, ist kein Luxus für die guten Zeiten, sondern eine Frage der Treue zum Kern des eigenen Glaubens. Sie gehört zum *vere esse* einer Kirche, die aus dem Wort lebt.“[22]

Damit hat die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien zu ihrem Auftrag zurückgefunden. Ganz aus den Augen verloren hatte sie ihn nie, bloß war er ein wenig hinter die bange Frage nach dem Überleben zurückgetreten. Im Wahrnehmen der aktuellen Aufgaben und im Durchdenken der kleinen und größeren Alltagssorgen von dem Evangelium und dem lutherischen Bekenntnis her wird sie ihren Weg in der veränderten Lage finden. Und sie wird weiterhin theologische Studien betreiben, ihr Gespür für echte Entscheidungen verfeinern und sich auf Gottes Weg führen und halten lassen in ständiger Reflexion des eigenen Weges vor der Schrift und dem Bekenntnis.

Die ökumenische Weite dieser Kirche illustriert vor allem die jüngste Studie von Elfriede Dörr „Lernort Weltgebetstag. Zugänge zum ökumenischen Gebet durch den Weltgebetstag der Frauen“, eine Dissertation, die 2009 erschien.[23] Dörr beschreibt nüchtern die Möglichkeiten und Grenzen

22 Stefan Tobler, Katholizität und Wort Gottes. Die Bedeutung der Ökumene für die Identität evangelischer Kirche, in: Kirche als versöhnte Gemeinschaft, FS C. Klein, BKB 7, Hermannstadt 2007, 233–241, dort 241.

23 Elfriede Dörr, Lernort Weltgebetstag. Zugänge zum ökumenischen Gebet durch den Weltgebetstag der Frauen, Forum Systematik 34 (Dissertation Hannover), Stuttgart 2009.

der Ökumene am Beispiel des Weltgebetstages, wobei die Fallstudie die Probleme ökumenischer Zusammenarbeit und das Engagement der evangelischen Frauen beleuchtet.[24] Dass eine Forscherin aus unserer Kirche diese Studie betrieben hat, dürfte nach dem Gesagten nicht zufällig sein. Gerade weil wir klein geworden sind, können wir uns nicht mehr auf uns allein konzentrieren. Das Wort Jesu aus dem Markusevangelium wird bei uns wichtig: „Wer nicht gegen uns ist, ist für uns."

Wer wird da nicht einen zukunftsträchtigen Ansatz erblicken?

3. Wissenschaftliche Studien zu theologischen Themen

Bevor ich nun dazu übergehe, die bisher nicht erwähnten theologischen Studien kurz aufzureihen, eine kleine, nicht unwichtige Feststellung: In unserer Kirche sind zurzeit elf Doktoren der Theologie, das ist rund ein Viertel der gesamten Pfarrerschaft. Das ist nicht ohne Hoffnung und nicht ohne Zukunft.

Wer Zukunft gestalten will, muss nicht nur um die Vergangenheit wissen, es reicht auch nicht aus, in der Gegenwart auf den richtigen Weg zu achten, es muss an den Grundlagen gearbeitet werden. Folgende Studien sind in der Zeit nach der Wende zu grundlegenden Fragen der Christenheit und der Theologie geschrieben worden, die bisher noch keine Erwähnung fanden:

3.1 Studien zur Bibelwissenschaft

- Johannes Klein, David versus Saul. Ein Beitrag zum Erzählsystem der Samuelbücher, BWANT 158, Stuttgart 2002. Die in Bern angenommene Dissertation versteht die beiden Samuelbücher als Poesie im Sinne einer durchdachten Komposition, die die beiden Könige Israels nebeneinander stellt und durch ähnliche Aussagen miteinander verbindet und voneinander abhebt, wodurch die Ablösung des einen durch den anderen verständlicher wird.
- Ders., Übersetzung von Sh. Ben-Efrat, Das Erste Buch Samuel. Ein narratologisch-philologischer Kommentar, BWANT 176, Stuttgart 2007. Ein doppelt wichtiges Buch, erstens, weil es die Forschung zu einem alttestamentlichen Buch anregt, und zweitens, weil es den christlich-jüdischen

24 Elfriede Dörr, a. a. O., wie Anm. 23, 145–253.

Dialog auf der Basis des Nachdenkens über gemeinsame Texte derselben Bibel fördert.

- Renate A. Klein, Leseprozess als Bedeutungswandel. Eine rezeptionsästhetische Erzählanalyse der Jakobserzählungen im Buche Genesis, AzBG 11, Leipzig 2002. Die Hamburger Dissertation hebt die Bedeutung der Erzählung zum Verständnis der Bibeltexte hervor.
- Dies., Jakob. Wie Gott auf krummen Linien gerade schreibt. BG 17, Leipzig 2007. Ein allgemeinverständliches Taschenbuch, das den Texten über den Patriarchen Israels erzählerisch nachgeht und auch ihre Auswirkungen in der Kunst nachzeichnet.
- Peter Klein, Jesaja 40,1–11 als Prolog, Wiener alttestamentliche Studien 6, Frankfurt/Main 2009. Eine Studie, die den vorhandenen Text als ein stimmiges Ganzes erklärt und dabei interessante Beobachtungen macht (Wiener Dissertation).
- Hans Klein, also Arbeiten von mir, Leben neu entdecken. Entwurf einer Biblischen Theologie, Stuttgart 1991. In rumänischer Übersetzung, Bukarest 2004. Ein für Religionslehrer gedachtes Buch, das die wichtigsten theologischen Themen der ganzen Bibel so zusammen sieht, dass das Alte Testament unter dem Gesichtspunkt „Leben“, das Neue Testament unter „neues Leben“ dargestellt wird.
- Ders., Lukas-Studien, Göttingen 2005. Gesammelte Studien zu einigen wichtigen und umstrittenen Themen des dritten Evangeliums, Vorstudien für den Lukaskommentar.
- Ders., Das Evangelium des Lukas, KEK I,3, Göttingen 2005. Der Kommentar ist so geschrieben, dass ihn Religionslehrer und auch interessierte Laien lesen können. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung erfolgt nahezu ausschließlich in den Anmerkungen. Dem Buch merkt man wohl an, dass es in einem ehemalig sozialistischen Land geschrieben ist, weil es die geistige und geistliche Dimension des Evangeliums deutlich zur Sprache bringt.
- Ders., Zur Gesamtbiblischen Theologie. Zehn Themen, BThSt 93, Neukirchen-Vluyn 2007. Ein Versuch, an zehn Studien Entwicklungslinien innerhalb der Bibel aufzuzeigen, wobei sich herausstellt, dass wichtige Bruchstellen innerhalb der Bibel nicht immer zwischen den Testamenten, sondern auch innerhalb derselben liegen.

3.2 Studien zur Kirchengeschichte

– Daniel Zikeli, „Ach schläfst du Siebenbürgen noch“. Der siebenbürgisch-sächsische Pfarrer Markus Fronius. Studien zu Leben und Werk, Academia VI, Bukarest 2007. Die Basler Dissertation bringt den siebenbürgischen Pietisten Markus Fronius heutigen Lesern nahe und zeigt gleichzeitig auf, dass es in der Geschichte der Evangelischen Kirche A. B. herausragende Theologen gab.
– Wolfgang Wünsch, Der Auftrag der Kulturorthodoxie. Ein Beitrag zum Wirken des Protopresbyters Dr. Ioan Lupaş, Academia II, Bukarest 2007. Eine Berliner Dissertation, die den Einfluss des Protestantismus auf die Orthodoxe Kirche im 19. Jahrhundert dokumentiert und damit dazu beiträgt, das ökumenische Gespräch mit der Orthodoxen Kirche zu vertiefen.

3.3 Studien zur systematischen Theologie

– Christoph Klein, Die Versöhnung in der Siebenbürgisch-sächsischen Kirche, Studia Transilvanica 21, Köln/Weimar/Wien 1993. Eine Studie, die dem jahrhundertealten Brauchtum der gegenseitigen Versöhnung der Gemeindeglieder vor dem Besuch des Abendmahles nachgeht und wichtige Anregungen für die gegenseitige Versöhnung der Christen vermittelt.
– Ders., Wenn Rache der Vergebung weicht. Theologische Grundlagen einer Kultur der Versöhnung, FSÖTh 93, Göttingen 1999. Ein systematisch-theologischer Beitrag, der die Bedeutung der Versöhnung der Christen untereinander theologisch begründet.
– Ders., Das grenzüberschreitende Gebet. Zugänge zum Beten in unserer Zeit., FSÖTh 105, Göttingen 2004. Das Buch möchte dem Gebet wieder seinen gebührenden Platz im Leben der Christen vermitteln und zeigt Wege zwischen dem mystischen und dem prophetischen Gebet auf.
– Stefan Tobler, Analogia caritatis. Kirche als Geschöpf und Abbild der Trinität, Amsterdam 1994 (Dissertation Amsterdam). Eine fundamentalchristologische Untersuchung zu der Frage, inwiefern die Besinnung auf die trinitarische Dimension der Kirche für die ökumenische Verständigung fruchtbar gemacht werden kann.
– Ders., Jesu Gottverlassenheit als Heilsereignis in der Spiritualität Chiara Lubichs. Ein Beitrag zur Überwindung der Sprachnot in der Soteriologie, TBT 115, Berlin/New York, 2002 (in italienischer Übersetzung Rom

2009). Eine Habilitationsschrift (Tübingen). Im Kontext der Sprachnot in der Soteriologie wird die Spiritualität von Chiara Lubich, Gründerin der Fokolar-Bewegung, untersucht, inwieweit ihr Verständnis des Heilsereignisses und ihre Rede von der Gottverlassenheit Jesu neue Sprache eröffnen, um heute vom Heil am Kreuz zu reden.

3.4 Auswertung

Diese Evidenz zeigt sehr deutlich, dass man nicht nur die Gegenwart reflektieren will, sondern sich durch die wissenschaftliche Fortbildung das Instrumentarium schafft, mit dem man zu gegebener Zeit lebensfähige Entscheidungen fällen kann.

4. Weitere Publikationen

Ein von Stefan Tobler geleitetes, in Zusammenarbeit mit der Orthodoxen Fakultät wirkendes Zentrum für Ökumenische Forschung, das seit 2009 eine dreimal im Jahr erscheinende Zeitschrift RES herausbringt, dokumentiert unser ökumenisches Engagement und gleichzeitig das bewusste und zielstrebige Handeln im Hinblick auf eine gesegnete Zusammenarbeit aller Konfessionen.

Diesem Anliegen dient auch die von mir geleitete Gesellschaft der Bibliker Rumäniens, die ein Jahrbuch 2007 und 2008 in rumänischer Sprache unter dem Titel Biblische Forschungen (Cercetări Biblice) herausbrachte. Seit 2009 ist es eine Halbjahresschrift.

Das Departement für Protestantische Theologie gibt seit 2001 ein Jahrbuch unter dem Titel „konfluenzen“ heraus. Es umfasst etwa 100 Seiten und bringt jährlich mehrere oft in Vortragsform gehaltene wissenschaftliche Beiträge.

Glaube vor und nach der Wende

Zehn Thesen[1]

Über dieses Thema kann man ein dickes Buch schreiben. Es wäre, ordentlich gemacht, eine große Studie wert. Was ich hier anspreche, sind Reflexionen über eine Zeit, die wir durchlitten, in der wir gehofft und Sinn im Dasein gefunden haben, unter weniger günstigen Verhältnissen, manchmal freilich auch unter erfreulichen Umständen in der Zeit der Diktatur und unter, mindestens oberflächlich betrachtet, zunächst sehr ambivalent erscheinenden Lebensbedingungen danach. Ich beschränke mich darum auf zehn Thesen, die ich jeweils kurz erläutern möchte.

These 1
Authentischer Glaube ist immer die feste Zuversicht, dass Gott etwas mit einem selbst und der Umwelt, in der man lebt, vorhat, dass man also für die Durchführung seines Willens gebraucht wird.

Es mag erstaunlich erscheinen, dass ich eine so grundsätzliche Aussage an den Anfang stelle. Es geht aber darum zu klären, wieso ein Thema wie „Glauben vor und nach der Wende“ überhaupt sinnvoll ist. Denn den meisten Leuten, auch Theologen, ist der Wandel in ihrem Glaubensverständnis nicht bewusst, weil er eine Sache des Inneren des Menschen ist, das man relativ schwer reflektiert. Die meisten der Ausgewanderten haben auch kaum gemerkt, wie rasch sie sich innerlich umgestellt haben. Das merken dann meistens die anderen – was aber normal ist.

Glaube bewährt sich im Hier und Jetzt. Zwar kann man Glaubensinhalte auch aus der Vergangenheit übernehmen, und insofern man in ruhigen Zeiten lebt, ist das sogar angebracht, dass man Erfahrungen und Gedanken der Generation vorher übernimmt, wenn sie auch variiert werden müssen. Aber in Krisenzeiten stellt sich die Frage dringend, was Gott in der konkreten Situation will und wie man darin Sinn findet. Krisenzeiten führen immer zu Neuformulierungen des Glaubens, ganz gleich, ob das ausgesprochen wird

1 Vortrag gehalten am 30. Oktober 2007 in Ingolstadt, abgedruckt in: J. Habermann/ S. Zeidler (Hg.), Credo 2007. Ich glaube, was glaubst du? Ansprachen und Predigten, Ingolstadt 2007, 97–105. Für diese Veröffentlichung durchgesehen.

oder unterschwellig vorhanden ist. Unterschwellige Gedanken haben allerdings nur begrenzt wirksame und somit Sinn spendende Kraft. Sinn gebender Glaube wird klar artikuliert und proklamiert.

These 2
Die Folgen des Zweiten Weltkrieges führten für die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien eine notvolle Situation herbei. Der damalige Bischof, Friedrich Müller, versuchte seinen Gemeindegliedern mit Hinweis auf das Jesaja-Wort vom geknickten Rohr, das Gott nicht zerbrechen werde (Jes 42), Mut zu machen. Die Situation als „geknicktes Rohr" hatte eine Eigendynamik.

Dass das Ende des Zweiten Weltkrieges für unsere Gemeinschaft viel Not mit sich brachte, braucht nicht betont zu werden, das wissen alle. Machtwechsel, Agrarreform, Russlanddeportation, Vertreibung aus den Häusern, Enteignungen, Verdächtigungen haben einen großen Einschnitt im Leben der Siebenbürger Sachsen bewirkt. Eine erste Reaktion bei solchen Ereignissen ist immer: Einigelung, Bewahrung des Vorhandenen im kleinen Kreis. Wer große Not erlebt, kann kein neues Lebenskonzept entwickeln. Dazu bedarf es einer Sicht aus der Distanz. Was trägt, ist Erfahrung, die man im Laufe der Zeit vorher gelernt oder sich durch Erfahrung angeeignet hat. Es ist darum sehr beachtlich, dass Bischof Friedrich Müller in jener Zeit das Bild vom „geknickten Rohr und dem glimmenden Docht" meditiert und damit den Leidenden eine neue Hoffnung zu geben versucht hat: Er, Gott, wird uns in dieser Not auch tragen, nicht ganz vernichten. Er hatte sich selbst ein weiteres Schriftwort innerlich angeeignet: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch" (Ps 68,20).[2] So wurde bewusst gemacht, dass die Not auch aus Gottes Hand angenommen werden kann, der uns durch die Geschichte mit ihren vielen sehr schwer anzunehmenden Ereignissen getragen hat. Es vermittelte Trost. Gleichzeitig blieb eine Sehnsucht nach neuen Möglichkeiten erhalten. Niemand will Notsituationen auf Dauer ertragen. Zunächst hoffte man, dass die Amerikaner kommen, dann versuchte man, sich mit der Not so gut es ging abzufinden, wo sich nicht eine ganz andere Möglichkeit zeigte.

2 Der Text wird hier in der von ihm gebrauchten Übersetzung wiedergegeben.

These 3
Notsituationen suggerieren als Erstes Flucht, wenn sie möglich ist. Sie war nur begrenzt möglich.

Diese Möglichkeit der Flucht haben einige schon in den Tagen des „Zusammenbruches", wie wir damals sagten, wahrgenommen. Einige Tage nach dem 23. August 1945 war aber Flucht oder Auswanderung kaum mehr möglich. Familienväter kehrten zurück, zuletzt in den fünfziger Jahren aus Österreich. Man nahm die neuen Verhältnisse als Schicksal wahr und damit aus Gottes Hand an. Man lebte in dem Bewusstsein, geknicktes, aber nicht zerbrochenes Rohr zu sein. Aber die Sehnsucht, der Situation zu entkommen, konnte niemand wegnehmen. Sie blieb erhalten, solange sich das System hielt, und noch darüber hinaus. Das zeigte sich, sobald die Aussicht auf Auswanderung bestand. Sie war nicht typisch für die Siebenbürger Sachsen. Jeder Bewohner Rumäniens suchte auf seine Weise nach Auswegen und nach einer Möglichkeit zur Flucht. Man sagte allgemein, wenn die Grenzen geöffnet würden, würde niemand außer dem Staatschef im Land bleiben.[3] Die Frage war nur, wer die Möglichkeit dazu hatte und wer sie intensiv suchte. Die Flucht über die grüne Grenze haben vor allem Jugendliche versucht, mancher ist dabei ums Leben gekommen. In unserer Gemeinschaft war die Sehnsucht nach Umsiedlung, am liebsten nach einer kollektiven, tief verwurzelt. Sie bekam Nahrung durch die im Zuge politischer Neuorientierung der Bundesrepublik Deutschland eröffneten Möglichkeit einer vermehrten „Familienzusammenführung", die 1978 zum Vertrag zwischen Helmut Schmidt und Nicolae Ceauşescu führte und eine kontingentierte Auswanderung festschrieb. Sie brachte Hoffnung für viele, aber auch das Wissen, dass nicht mehr als diese festgelegte Zahl wegfahren dürfe. Hier haben sich dann Methoden herausgebildet, die Auswanderung des einen oder anderen zu beschleunigen, eine typische Erscheinung, die überall dort auftritt, wo es nicht gleiche Möglichkeiten für alle gibt. Der Wunsch „nur weg" war nahezu übermächtig. Er war durch die Situation begründet.

3 Man erzählte sich damals folgende Anekdote: Der Staatschef und der Ministerpräsident hätten darüber nachgedacht, wie man die Wohnungsfrage lösen könne. Der Ministerpräsident habe vorgeschlagen: Öffnung der Grenzen nach Westen hin. Darauf habe der Staatschef gemeint: „Dann bleiben nur wir zwei." „Nein", habe darauf der Ministerpräsident entgegnet, „nur du."

These 4
Wer nicht fliehen kann, muss mit der Notsituation fertig werden, er muss sie bewältigen. Dazu gab es mehrere Modelle, die allesamt innere Immigration bewirkten: Sinn in der mitleidenden Gemeinschaft, in der Ökumene, im Gottesdienst, in inneren Werten, in geistigen Aufbrüchen: das Fatum als Datum verstehen.

Lange Zeit hindurch war zwar der Gedanke „weg von hier" im Hinterkopf, weil er aber für viele nicht realisierbar war oder schien, bog man sich das Leben zurecht, wie man konnte. Eine Möglichkeit war jene der inneren Immigration. Eine solche führt immer auch zur Betonung innerer Werte. In der kommunistischen Zeit hat das Leben tatsächlich innere Werte hervorgebracht, die beachtlich sind. Man bewahrte sich die Eigentlichkeit, so weit man konnte – in Volkskunst, Gemeinschaftsfesten, Gottesdienstbesuch, vor allem aber in der Pflege der Gemeinschaft, im Zusammenrücken der Nachbarn, in der Nachbarschaftshilfe und in einem gegenseitigen Vertrauen, das auch dort nicht seine Grenze fand, wo man wusste, dass ein Nachbar der Staatssicherheit berichten musste. Man rechnete mit einem Durchhalten der Gemeinschaft, und sie hielt. Die Kirche wurde als das alle zusammenhaltende Band angesehen. Gewisse Grenzen haben auch die „Verräter" nicht überschritten. Die innere Bindung, die dem Glauben sehr nahe stand, war zu fest. Man gab auch seine Meinung über die Führung und vor allem über die schlechte Organisation durchaus weiter. Sozialkritik war normal. Daneben wurden Kräfte gepflegt, die dazu führten, dass man Not „bewältigte", indem man sich in das Nicht-Veränderbare schickte. Die Realität wurde als etwas hingenommen, an das man sich anpassen muss, zumindest äußerlich. Und man konnte mit Verständnis, zuweilen auch mit Zuspruch durch Nachbarn rechnen. Eine Theologie der Revolution, wie sie damals in Lateinamerika entwickelt wurde und die zum Ziel die Veränderung der Gesellschaft hatte, wurde abgelehnt, weil sie sinnlos war. Wer hätte mit einer Revolte angefangen? Man wusste, dass es keinen Zweck hatte. Hatten nicht die Erfahrungen mit den Aufständen in Berlin 1953, in Budapest 1956 und Prag 1968 zur Genüge gezeigt, dass die Änderung des Systems nicht möglich war? Aber die Frage ist auch berechtigt: Haben wir nicht alle 1956 und 1968 gehofft und gebangt? Wir wollten alle eine Änderung. Aber wir wussten ebenso, dass wir sie nicht bewirken konnten. Und aus diesem Wissen heraus haben wir Gemeinschaft untereinander gepflegt und sind uns gegenseitig beigestanden. Und überall dort, wo sich ein Lichtblick ergab, versuchten wir die Chance zu nutzen. Chöre besuchten einander, die Ökumenische Ge-

betswoche wurde ausgebaut, weil sie die Möglichkeit eröffnete, Gäste in die Gemeinde zu bringen. Die vom Staat organisierten ökumenischen theologischen Konferenzen der Theologischen Institute eröffneten die Möglichkeit eines Miteinanders der Theologen verschiedenster Konfessionen und damit der Vertiefung des Glaubenslebens und der Auslotung neuer Wege. Der Glaube hatte also zwei konkrete Seiten: Ausbau von Gemeinschaft und Ausschau halten, innere Immigration also und Spähdienst.

Die richtige Lehre spielte dabei eine unter- oder nebengeordnete Rolle. Anfangs gab es besonders mit den sozialen Aufsteigern Diskussionen über die Wirklichkeit Gottes und die Bedeutung des Menschen in der Veränderung der Welt, aber je mehr Zeit verging und sich zeigte, dass die Gesellschaft nicht die erwarteten Verbesserungen des Lebens brachte, wie man sie versprach, sank der Glaube an die Erneuerung der Welt durch das atheistische Proletariat dahin. Umso mehr festigte sich die kirchliche Glaubenserkenntnis als eine Alternative zur kommunistischen Doktrin. Die Kirche wurde zum Träger einer ideologischen Gegenwelt, die zwar nicht auf Erden, aber ewiglich und darum geistlich auch hier Heil zusicherte und anbot.

Uns wurde in jener Zeit die Botschaft des Gekreuzigten als Sieger wichtig, weil diese einerseits im Leiden Gottes beistand und Hilfe versprach und andererseits die Gewissheit ewigen Sinnes im Leiden vermittelte.

These 5
Innere Emigration führt zu einem Doppelleben: Man macht nach außen, was man muss, und im kleinen Kreis, was man gerne tut. Man erlebt sich dann als simul iustus et peccator, immer als Gerechter und Sünder zugleich, als Selbstgerechter und als Verzweifelter.

Viele waren Parteimitglied und Gemeindemitglied zugleich, Staatsbürger und Staatsablehner. Die Moral wurde doppelt: Man lehnte das Stehlen ab, bestahl aber den Staat mit der Begründung, er habe selbst alles gestohlen, weggenommen und nehme sich sowieso das Seine. Und man sagte halbe Wahrheiten, um sich zu schützen, wohl wissend, dass damit auch eine Lüge verbunden war. Dadurch litt der Glaube. Denn als Kraft des Inneren im Menschen, die nach außen dringen will, musste eine solche Einstellung an der Außenwelt Halt machen, sie konnte nur sehr begrenzt wirksam werden, nämlich in der Gemeinschaft der Gleichgesinnten. Das ist aber nicht die Art des Glaubens. Dadurch empfand man sich immer als Sünder. Wer einen Polizisten sah, bekam es mit der Angst zu tun, der eine mehr, der andere

weniger, aber alle in irgendeiner Weise. Dass man als Sünder vor Gott dennoch gerecht sein kann – diese Lehre des Evangeliums und Martin Luthers wurde dadurch immer wichtiger. Ebenso Luthers Lehre von den zwei Regimentern, des Regimentes Gottes zur Rechten in der Kirche und Gottes zur Linken im Staat. Man trennte künstlich, was im Leben zusammengehörte, weil man nur so leben konnte.

Im Streben um mehr Raum der Freiheit und des Handelns wurde die Grauzone entdeckt, als das Gebiet, in dem einige Dinge nicht ausdrücklich erlaubt, aber auch nicht verboten waren. Und man versuchte, diese Grauzone so weit wie möglich auszudehnen. Glaube zeigte sich hier in seiner dynamischen Kraft des Auslotens neuer Möglichkeiten sinnvollen Daseins.

These 6
Diese Zerspaltenheit kann nur in der Hoffnung auf eine Veränderung der Situation überwunden werden. Eine solche war nach dem Amtsantritt Gorbatschows bei uns zu spüren.

So wie 1956 und 1968 brach mit dem Regierungsantritt Gorbatschows neue Hoffnung auf. Glaube bekam in der Zukunftserwartung eine neue Bedeutung. Viele hofften sehr, dass er neuen Wind in die Geschichte bringen werde. Dass sich seine Veränderungen innerhalb der sowjetischen Gesellschaft auch auf Rumänien auswirken könnten, bezweifelten aber ebenso viele, hatten doch die Ereignisse vergangener Zeiten zur Genüge gezeigt, dass der Kommunismus unflexibel und der Staat übermächtig ist. Andererseits hatte man sich theologisch ein Konzept des Überlebens zurechtgelegt, das ein Verlagern nach einer innerweltlichen Veränderung der Welt nicht mehr nötig machte. Die Wende kam überraschend, wie alles, was Gott wirkt, wenn er seine Macht kundtut.

These 7
Die Wende bewirkte zunächst die Realisierung vieler Hoffnungen, auch jene der lange erwarteten Fluchtmöglichkeit. Der Glaube, dass es woanders besser sei, dass Gott nicht im Hier und Jetzt in den neuen Verhältnissen wirkt, sondern eher anderswo, war sehr verbreitet. Das Wort des Jesaja: „Wer glaubt, flieht nicht", galt nur sehr begrenzt.

Sosehr die Wende bei uns ein Staatsstreich war, wie wir heute mit großer Wahrscheinlichkeit sagen können, hat das Volk diesen als revolutionären Befreiungsakt wahrgenommen, auch darum, weil die neuen Machthaber zur Sicherung ihrer Macht das Volk in Bewegung gebracht hatten. Die zentrifugalen Kräfte waren plötzlich übermächtig. Man hatte in der Zeit der Diktatur nicht geübt, auf demokratischem Wege eine Meinungsbildung zu schaffen, der Diktator allein sagte, wie es langgehen sollte. Nach der historischen Wende meinte jeder, vom Straßenkehrer bis zum Präsidenten, zu wissen, wie es weitergehen müsse. Aber: Wie sollte sich Glaube in der neuen Lage bewähren? War das Wichtigste, jetzt zu bleiben, etwa nach dem Jesaja-Wort: „Wer glaubt, flieht nicht" (Jes 28,16)? Konnte man in die neuen Machthaber Vertrauen haben? War nicht die Sehnsucht nach einer Flucht jahrzehntelang gezüchtet worden? Konnte man sich jetzt umstellen? Auch die Mächtigen konnten es nur sehr begrenzt, und so kam es, dass die Erwartung einer besseren Zukunft in Deutschland zur Massenauswanderung 1990 führte. Das Trostwort von einst „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen" (Jes 42,3) wurde nicht mehr mit dem Leben im Lande verbunden. Der Glaube, „dass es mir anderswo besser geht", bekam Massencharakter. Jetzt bestand die Möglichkeit zu entfliehen, man floh. Möglichkeiten, das Ganze irgendwie zu steuern, gab es keine mehr. In den Auflösungserscheinungen gab es allenfalls noch Tendenzen zu sammeln und zu erhalten, was zu erhalten ist, an möglichst wenigen Stellen, möglichst zentral und geschützt, aber nicht mehr von Menschen, sondern von Institutionen oder von Sicherungstechniken. Der Glaube, dass Gott in diesem Lande mit dieser Kirche etwas vorhat, sank auf ein Minimum.

These 8
Die neue Situation der klein gewordenen Kirche ließ alle Hoffnung zunichte werden. Trauer machte sich breit. Glaube formulierte sich als Hoffnung gegen alle Hoffnung, als Vertrauen auf den Gott, der Tote auferweckt.

So wie sich Trauer einfindet, wenn eine Familie plötzlich kleiner wird, wurde in der Trauerarbeit neuer Sinn erkannt. Trauerarbeit ist Aufarbeitung der Situation und Vorarbeit für eine neue Lage. In der Schwäche der Trauer zeigen sich Hilfskräfte von außen, es werden Heilkräfte von innen entwickelt. Das war die eine Möglichkeit der Reaktion im Glauben auf die neue Zeit.

Die andere bestand in der Entdeckung der alten Erfahrung, „Totgesagte leben lange", und in dem Fassen neuer Hoffnung zunächst gegen alle Hoff-

nung. Der biblische Gedanke des Apostels Paulus, wonach Abraham gegen alle Hoffnung hoffte (Röm 4,18) oder dass er hoffte, wo nichts zu hoffen war, wurde fast mit Krampf, jedenfalls mit letzter Energie, festgehalten. Es war eine nur der Bibel zu entnehmende Botschaft, die außerhalb aller Erfahrung war. Sie wurde für einige wesentlich als Glauben an den Gott, der Tote auferweckt, das Unmögliche möglich macht. In dieser Situation, die als realistische Grundlage nur das Wissen hatte, dass zumindest in nächster Zukunft nicht alle weggehen und Gott dann ein Neues machen wird, vielleicht auch machen muss, wurde die Ahnung durchgehalten, dass er will, dass einige hier sinnvoll leben, und wurde die nächste Zeit durchgehalten, jene Zeit, die andere als Frist für Trauerarbeit auslegten.

These 9
Der langsam greifende Neuaufbau ließ erkennen: Gott wirkt auch hier und jetzt. Auch durch uns.

Mit der Stabilisierung der neuen Situation um das Jahr 1993/94 wurde erkennbar, dass eine kleine Kirche in Rumänien weiter existieren kann. War es der „heilige Rest", aus dem Gott etwas Neues machen wollte? So versuchten es einige zaghaft zu deuten. Aber die Formulierung war auch für sie zu hoch gestochen. Man hatte nicht das Gefühl eines heiligen Restes, eher das eines zusammengeschrumpften Haufens. Und dennoch wurde der Glaube fester an die Erde und die Realität gebunden. Man empfand die Notwendigkeit zum Aufbau neuer Strukturen zunächst für die Kirche selber. Eine neue Kirchenordnung entstand, zaghaft und langsam und veränderungsbedürftig.

Aber sehr rasch nach der Wende zeigte sich bereits, dass unsere Kirche neue Möglichkeiten wahrnehmen musste. Die Hilfstransporte drängten zur Wahrnehmung von Verantwortung für viel mehr Menschen als die Gemeindeglieder. Es wurde immer nötiger, darüber nachzudenken, was Gott von uns will. Dass er mit uns einiges vorhat, zeigten zumindest zunächst die Projekte, die auf diakonischem Gebiet mit Hilfe vieler Spenden aus dem Ausland, vor allem aus Deutschland, entstanden. Sollten wir zum Samenkorn werden, das Frucht bringt, wenn es erstirbt, wie der Evangelist Johannes festhält (Joh 12,24)? Es ist bemerkenswert, dass sich die kleiner werdende Gruppe nicht immer stärker einigelte, sondern nach außen wirksam wurde. In den ganz klein gewordenen Gemeinden mussten sich die Verbliebenen mit den alten und neuen Nachbarn arrangieren, wollten sie in Frieden leben und damit rechnen können, dass sie einmal richtig beerdigt

werden. Sosehr das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Selbstbestätigung am Anfang da war, der Zustrom zur großen jährlichen Gemeinschaftsfeier in Birthälm (Biertan), dem Ort des alten Bischofssitzes, ließ bald nach und zeigte damit an, dass man sich mit der neuen Lage abzufinden bereit war. Unsere Gemeinschaft hörte sehr rasch auf, Kirche nur für die eigenen Leute zu sein, sie wurde Kirche für das entsprechende Umfeld.

Dementsprechend wandelte sich der Glaube. Er konnte nicht mehr nur in der Förderung der Gemeinschaft bestehen, er wandte sich offen anderen Glaubensformen zu und lernte von den Mitchristen anderer Prägung.

Gefragt, was man in der neuen Zeit tun solle, sagte ein Pfarrer: Das, was wir bisher gepredigt haben, sollten wir in Beschlüsse umsetzen, dafür sorgen, dass die Menschen nicht mehr lügen, betrügen und stehlen müssen. Wir brauchen eine Theologie für die Gesellschaft. Aus solchen und anderen Erwägungen, vor allem aber durch Hilfe aus dem Ausland entstand die Evangelische Akademie Siebenbürgen, als ein Ort der Diskussion über Glauben, Kirche und Gesellschaft mit dem erklärten Ziel, etwas in Kirche und Gesellschaft zu bewegen. Glaube konnte so als Ausstrahlung für viele, als Offenheit für die Probleme der Gesellschaft, als Wirken in der Gesellschaft zu ihrer Veränderung wirksam werden.

Auch das Demokratische Forum hat hier seine Wurzeln. Ausgehend von der Tatsache, dass unsere Kirche zu allen Zeiten gesellschaftliche Verantwortung übernommen und getragen hat, wurde diese politische Einrichtung noch in den Tagen gegründet, da in Hermannstadt (Sibiu) geschossen wurde (23./24. Dezember 1989). Kirche sollte sich wieder mehr in die Gesellschaft implizieren, politische Verantwortung wahrnehmen. Es ist in diesem Gremium viel in solcher Richtung geschehen, und die gemeinsam mit der Kirche gegründete Stiftung „Saxonia“ zur Hilfe für entstehende kleine Unternehmen zeigt deutlich den Wunsch nach Zusammenarbeit mit der Kirche. Tatsächlich hat man sich bei Kommunalwahlen mit Kandidaten präsentiert und auch Erfolge erzielt. Den größten Erfolg erntete man in Hermannstadt (Sibiu) 2004, als Bürgermeister Klaus Johannis mit 89,16 % wiedergewählt wurde und die Kandidaten des Forums eine Zweidrittelmehrheit erzielten. Da war die Frage der Offenheit unserer Gemeinschaft und ihrer Kirche endgültig beantwortet. War das nicht ein Zeugnis dafür, dass die Mehrheitsbevölkerung etwas von und für alle oder zumindest für möglichst viele erwartete? Ich spreche seit damals davon, dass wir etwas von der Kraft erleben, mit der Gott Jesus von den Toten auferweckt hat, und kann so reden, weil wir die Zeit der Not als Zeit unter dem Kreuz ausgelegt hatten und in der größten Krise auf den Gott gehofft haben, der Tote auferweckt.

Ich glaube, es ist jedermann klar, dass sich hier ein Wandel im Glaubensverständnis vollzogen hat. Unser Glauben von heute ist nicht mehr der Glaube aus der Zeit der Diktatur. Wir suchen nicht mehr Sinn im Un-Sinn, in der Absurdität oder Sinnlosigkeit, sondern erleben Sinn in unserem Alltag und danken Gott dafür. Wir können die Theologie nicht als Gegendoktrin zu jener der Partei formulieren oder sie bewusst anders gestalten, wir müssen Theologie so betreiben, dass sie in die Welt von heute umsetzbar ist, unser Glaube muss sich als Kraft für morgen im Heute erweisen.

These 10
Wir sehen in dem zusammenwachsenden Europa Gottes Angebot zur Versöhnung mit der Geschichte.

Durch das zusammenwachsende Europa werden die Träume von großen Nationalstaaten langsam aufhören, wie sie im 19. Jahrhundert gedacht wurden und die Tendenz mitbrachten, sie zu verwirklichen, was zu zwei Weltkriegen führte. Das macht aber die Lösung der Probleme mit der Geschichte, bewirkt durch Niederlagen für die einen bei Siegen der anderen und damit die Entstehung von traumatischen Wunden, nicht leichter. Das Programm „Healing of Memmories" bewegt viele Menschen. Man bemüht sich, traumatische Erfahrungen der Vergangenheit bewusst zu machen, damit sie geheilt werden können. Methodisch geht man so vor, dass man die Träger dieser Wunden veranlasst, ihre Verletzungen vor anderen, vielleicht den Nachkommen der Sieger von einst, deutlich und nicht immer schonungsvoll auszusprechen. Das ist eine Möglichkeit der Bewältigung von Geschichte. Ob es die richtige ist, weiß ich nicht. Ich habe meine Reserven darüber, und zwar darum, weil die Sache so aussieht, als könnten wir durch Gespräche und Konferenzen Wunden heilen, als wäre nicht Gott der Herr der Geschichte und auch der menschlichen Herzen. Ich spreche darum lieber von Gottes Angebot zur Versöhnung mit der Geschichte im zusammenwachsenden Europa, d. h., ich betone, dass Gott uns in Europa eine neue Chance des Lebens miteinander gegeben hat, die die Träume von nationalen Großstaaten nicht nur unmöglich, sondern auch unnötig macht. Und diese Chance zu ergreifen und darauf hin zu wirken, dass dieses Angebot Gottes als solches wahrgenommen wird, scheint mir ganz wichtig. Ich weiß, dass ich mich damit auf die Seite der alttestamentlichen Propheten begebe, die in allen politischen Ereignissen Gott am Werke sahen. Aber, haben nicht sie auch dafür gesorgt, dass im Gottesvolk einiges anders wurde?

Ich möchte darum betonen: Wir dürfen heute in dem, was wird, das Wirken des Herrn der Geschichte erkennen und dann zu staunen beginnen. Für das, was unsere Aufgabe ist, wollen wir uns dann jeder an seiner Stelle und an seinem Ort einsetzen.

Schluss

Im Laufe der letzten 50 Jahre hat sich der Glaube gewandelt. Sieht man beide Teile, jenen vor der Wende und jenen nach ihr, zusammen, so kann man sagen: Wir haben erfahren, dass Gott in die Tiefe führt und wieder herauf, zu Tode bringt und neues Leben möglich macht, wie es ähnlich schon Hanna in ihrem Lobgesang in 1 Sam 2 sagt. Aber wir dürfen es christlicher deuten: Wir haben erlebt, dass wir in der Tiefe, im Kreuz und in der Not getragen, gehalten wurden und dass wir danach gemerkt haben, dass Gott neues Leben schenken will. Und wie der Apostel Paulus das Schicksal des Einzelnen im Zusammenhang seiner Bekehrung mit Taufe als Sterben und Neuwerden mit dem Kreuz und der Auferstehung Jesu in Zusammenhang brachte, so dürfen wir unser Erleben in ähnlicher Weise deuten. Wir, als die Gebliebenen, sind nicht mehr ganz dieselben, die wir einst waren, das sind aber auch jene nicht mehr, die in Deutschland leben. Und indem wir das reflektieren, merken wir, wie Gott in uns und durch uns arbeitet.

Wichtig scheint mir bei solchen Gedanken, dass wir diese Erfahrungen verbalisieren, darüber sprechen. Denn Gott wird als Gott erst wahrgenommen, wenn man das ausspricht. Die Sprache ist eines jener Mittel, durch die Gott und sein Handeln in dieser Welt bewusst gemacht werden. Wenn ich nie gehört habe, dass Gott in der Not trägt, kann ich sein Tragen in der Not nicht erkennen, und wenn ich nie gehört habe, dass Aufschwung, Neuwerden ein Teil ist von der Kraft der Auferstehung Jesu, sage ich das selber nicht. Ich glaube, dass man mit der Stuttgarter Schulderklärung, die nötig war, andere Möglichkeiten, von Gottes Wirken zu sprechen, auch verdeckt hat. Und wenn man das „Wirtschaftswunder“ hauptsächlich auf einen Menschen, den Wirtschaftsexperten und Minister Ludwig Erhardt zurückgeführt hat, so erwartet man es weiter von den Politikern. Hätte man es als Gottes Zeichen der Vergebung für die Schuld im Dritten Reich gedeutet, könnte man vermutlich auch die Zeit der Vereinigung der beiden getrennten Teile Deutschlands und der Wirtschaftsflaute mit Gott zusammenbringen und damit den Glauben fördern. Die Tatsache, dass heute so wenige Leute zur Kirche kommen, hängt auch damit zusammen, dass die Kirche und ihre Pre-

diger die Ereignisse der Geschichte und neuerdings die Umweltprobleme nicht mit Gott zusammensehen, sondern nur die Schuld bei den Menschen suchen, wo sie bestimmt auch ist. In den Dingen um uns herum Gottes Wirken zu erkennen, trägt wie einst großen Segen in sich. Ich wünsche Ihnen offene Augen und Herzen, Gottes Wirken in Ihrem Leben und in Ihrer Nachbarschaft zu erleben.

Glaube, der die Welt verändert*

Schwestern und Brüder, hohe Gäste,

das Thema dieses Treffens – „Über Grenzen hinweg einig" – gibt den Wunsch weiter, dass wir als Gemeinschaft deutscher Muttersprache in Siebenbürgen mit allen verbunden bleiben, die außerhalb der angestammten Heimat leben, aber wissen, woher sie kommen, und mindestens zum Teil Sehnsucht nach diesem schönen Lande haben. Damit nimmt das Thema dieses Tages den Wunsch des Siebenbürgenliedes auf, das dieselbe Sache in die Worte kleidet: „Und um alle deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band." Bloß hatte der Dichter im 19. Jahrhundert mit den „Söhnen" nicht die außerhalb des Landes lebenden Siebenbürger Sachsen im Blick, sondern alle Siebenbürger: Rumänen, Ungarn, Juden, Roma, Armenier und andere. Und das bedeutet für mich, dass unser Thema heute nicht nur die Sachsen in aller Welt im Blick haben kann, die sich uns sehr eng verbunden wissen. Der Blick ist weiter gefasst und geht hin zum vereinten Europa von morgen. Wir werden mit diesem Thema somit auf die für uns neue Lage vorbereitet, in der die Grenzen immer weniger Bedeutung haben und wir immer enger in das zusammenwachsende Europa eingebunden werden.

Aber dieses Thema markiert für mich auch einen Bewusstseinswandel in unserer Gemeinschaft, und es wird gut sein, wenn wir ihn als solchen zur Kenntnis nehmen. Wir, d. h. unsere vor rund 15 Jahren sehr klein gewordene Gemeinschaft, sind in uns stark genug, die Hand auszustrecken und uns und anderen zu sagen: Wir wissen uns dir verbunden, wir wissen uns mit dir vereint über Grenzen hinweg, und zwar nicht nur über die Grenzen des Staates, sondern auch über Grenzen der Anschauungen, Grenzen der Kultur, Grenzen der Lebensgestaltung. Nur der kann die Hand reichen, der selbst sicher und fest steht.

Ich erinnere mich an die langen Diskussionen am Anfang der Forumsarbeit, ob wir der Föderation der Siebenbürger Sachsen beitreten sollen. Nicht ausgesprochen stand dabei im Hintergrund die Angst, vereinnahmt zu werden, die Identität, die durch den Weggang der vielen sehr geschwächt

* Grußwort anlässlich des Sachsentreffens in Birthälm (Biertan) am 17. September 2005 anhand des Schriftwortes aus 1 Joh 5,4 c: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

war, ganz zu verlieren. Diese Angst ist weg. Wir haben als sehr verkleinerte Gruppe ein anderes Selbstbewusstsein erhalten und stehen wieder fest.

Und damit sind wir bei unserem Schriftwort angekommen. Denn Glaube, von dem hier die Rede ist, ist seinem innersten Wesen nach das Gegenteil von Angst. Der Schreiber des Briefes, aus dem dieses Wort genommen wurde, sagt es mit anderen Worten: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus“ (1 Joh 4,18). Unter Glauben versteht die Bibel immer die feste Zuversicht, dass Gott für die Zukunft etwas Neues schafft, das von ihm gesegnet ist. Wo solcher Glaube ist, ist dieser Segen bereits vorhanden. Und dieser bereits vorhandene, noch verborgene Segen setzt sich durch, gestaltet Zukunft und verändert damit die Welt, so wie sie sich zeigt. Glaube macht Geschichte, er verändert nicht nur ihre Sicht, sondern zerbricht Gesetzmäßigkeiten, die als ganz sicher gelten, und besiegt damit die Welt (1 Joh 5,4).

Das klingt vermessen. Wir denken: Die Welt ist, wie sie ist, man kann sie vielleicht ein wenig verändern, wohnlicher, vertrauter machen, so wie die Mütter und Väter einst Sümpfe austrockneten und Land urbar machten, wie die Städtebauer neue Möglichkeiten des Wohnens schufen und schaffen, wie die Techniker Verkehrswege neu errichten und Fahrzeuge konstruieren, die immer rascher fahren. Haben wir es nicht sogar erlebt, dass wir damit auch an die Grenzen gekommen sind? Der Mangel an reiner Luft bewirkt, wie wir in diesem Sommer gesehen haben, nun auch bereits bei uns große Wetterumstürze. Es wird immer deutlicher, dass wir nicht auf die Dauer die Welt verändern können. Und dann sagt uns das Bibelwort doch: Der Glaube besiegt die Welt.

Mit Welt ist in der Bibel die Welt der Menschen gemeint, und das bedeutet die Welt, die sie als solche betrachten, und das ist meistens die Welt, die ihnen Angst macht, wo sie an Grenzen gesegneten Lebens stoßen und diese Grenzen als unveränderbar ansehen. Für unseren Reformator Martin Luther war diese Welt das Weltbild jener Zeit, die Drohung mit Fegefeuer und ewigen Strafen, das ihm Angst bereitete; für den 1. Johannesbrief ist Welt die dem Glauben feindliche Welt, die sich wie eine unüberwindliche Macht gebärdet. In den achtziger und neunziger Jahren war diese Welt die Sicherheit, mit der die allermeisten annahmen, unsere Geschichte sei zu Ende, die Sache sei klar und entschieden.

Und sie war es doch nicht. Und diejenigen, die blieben, aus Gründen, die ganz verschieden sind, es sei aus Mangel an Initiative, aus Heimatgebundenheit, aus Verpflichtungen gegenüber Verwandten oder Angeheirateten, aus Zweifel, dass es anderswo wirklich besser ist usw., diese Menschen ha-

ben neu angefangen. Ein wenig Glaube war schon überall da, zumindest in der Hoffnung, dass es nicht ganz schlecht werden wird. Aber im Rückblick können wir sagen: Damit ist ein Geschichtsbild, ein Weltbild tatsächlich besiegt worden. Heute sehen wir zurück und merken, dass wir als Gemeinschaft im Fallen gehalten und getragen wurden, dass etwas Neues entstand, was niemand von uns planen, auch nicht ahnen konnte. Und das darum, weil Gott Geschichte macht und es immer anders kommt, als man denkt. Und das Rechnen damit, dass dieses Andere nicht nur Schweres, sondern auch Segen bringen kann, nenne ich Glaube.

Ein Sprichwort sagt: „Dem Mutigen gehört die Welt." Es hat eine ähnliche Vorstellung von Welt wie unser Bibelwort, geht aber in eine andere Richtung. Es meint: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen", und gibt tatsächlich das, wovon es spricht: „Mut". Aber Glaube ist nicht in erster Linie „Mut". Einen solchen hatte wahrscheinlich kurz nach der Wende niemand. Glaube macht Mut und wird doch nie übermütig, er kennt den Zweifel und ist manchmal ganz still, weil er weiß, dass Gott Geschichte macht. Darum hat Glaube schon eher etwas mit Durchhalten zu tun und kann das Wort des Dichters Theodor Fontane mitsprechen: „Mut ist gut, Ausharren ist besser."

Solcher Glaube geht durch Anfechtungen hindurch. Er klammert sich an Gott, den Herrn der Welt, und an die Zusage, dass Gott die Seinen nicht verlässt. Aber mehr weiß er nicht. Und darum gibt er Zuversicht, wenn auch nie letzte Sicherheit. Und gerade darin, dass er sich nicht in dieser Welt, sondern in Gott festmacht, ist er Lebenskraft, Macht zur Veränderung der Gegebenheiten, der vorgefassten Meinungen. Solcher Glaube eröffnet Perspektiven, überwindet die Angst und gibt Mut zu neuer Einsicht, zu neuem Handeln.

Und so stehen wir heute relativ fest da, so dass wir die Hände ausbreiten können und zu den Menschen neben uns und weit über die Grenzen hinweg sagen können: Wir sind eure Geschwister und wollen mit euch zusammen gehen. Wir wissen uns mit euch vereint. Wir haben die Angst abgelegt, dass ihr uns vereinnahmen wollt. Wir wollen mit euch in die neue Zukunft gehen, die gewiss anders aussieht, als wir vor Jahren dachten und heute noch denken. Denn mit euch ist es schöner, sinnvoller. Wir haben erlebt, dass Glaube die Welt überwindet, Geschichte verändert. Darum möchten wir mit euch allen zusammen gehen. In Gottes Zukunft.

Einsatz für den Glauben*

„Du Gottesmensch, jage nach der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut! Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, wozu du berufen bist und bekannt hast das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen. Ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Jesus Christus, der unter Pontius Pilatus bezeugt hat das gute Bekenntnis, dass du das Gebot unbefleckt, untadelig haltest bis zur Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus, welche uns zeigen wird zu seiner Zeit der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Licht, zu dem niemand kommen kann, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann. Dem sei Ehre und ewige Macht. Amen“ (1 Tim 6,11–16).

Liebe Schwestern und Brüder,
wir sind zusammengekommen, um miteinander das Sommerfest zu feiern. In einigen Gemeinden ist es der Johannistag, der dazu ausersehen wurde, in anderen der Peter-und-Pauls-Tag. Gefeiert aber wird von der Tradition her der Anbruch des Sommers und das Wissen, dass ab jetzt die Tage kürzer werden, dass jetzt das Ernten beginnt.

Weil aber heute der 25. Juni ist, möchte ich zunächst daran erinnern, dass es der Tag ist, an dem im Jahre 1530 unser Glaubensbekenntnis vor dem Kaiser in Augsburg vorgelesen und damit proklamiert wurde, das Bekenntnis, das unsere Kirche bis heute trägt, das Augsburgische Glaubensbekenntnis, lateinisch (und ähnlich rumänisch) Confessio Augustana, weil es in Augsburg, vor dem Kaiser, dem Augustus, verlesen wurde.

Seither ist in allen Kirchen der Reformation das Bekenntnis wichtiger als die Lebenshaltung. Die Lehre bestimmt das Verhalten, nicht umgekehrt. Darum wird im Konfirmationsunterricht der Kleine Katechismus Dr. Martin Luthers gelehrt, und unsere Konfirmanden werden auf das Augsburgische Bekenntnis verpflichtet, ein Bekenntnis, welches das Wesen unserer Kirche bis heute begründet. Wichtig ist dabei der 4. Artikel, der festhält, dass wir durch Glauben gerecht werden und nicht durch Werke, das bedeutet, dass

* Vorbereitete Niederschrift einer frei gesprochenen Predigt am 25. Juni 2005, am Gedenktag der Augsburgischen Konfession, in der Kirchengemeinde Kerz (Cârţa).

der Glaube, das Vertrauen zu Gott, all unser Handeln prägt und nicht unser Handeln über den Glauben befindet. In unserer Kirche wird es darum, solange sie diese Eigenheit prägt, immer darum gehen, dass wir zuerst in Glaubensdingen klare Erkenntnisse und Aussagen finden und machen und sich daraus unser Tun ergibt, nicht umgekehrt. Man könnte auch sagen, dass es in unserer Kirche von der Theorie zur Praxis geht, dass also nicht die gängige Praxis die Theorie bestimmt oder verändert.

Ich möchte dies an dem 8. Artikel erläutern, am Wortlaut, der in unserem Gesangbuch steht: „Auch wird gelehrt, dass solcher Glaube gute Früchte und gute Werke bringen soll und dass man müsse gute Werke tun, die Gott geboten hat, doch nicht auf solche guten Werke zu vertrauen, als könnte man dadurch Gnade vor Gott verdienen. Denn wir empfangen Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit durch den Glauben an Christus."

Man merkt an diesen Aussagen sofort, dass die tragende Kraft unseres Lebens der Glaube ist, und die Werke kommen daraus als Früchte. Der Glaube selbst aber empfängt, was das Evangelium sagt, nämlich, dass wir in Christus von Gott angenommen, seine Kinder, seine Auserwählten sind. Als solche Kinder Gottes leben wir dann entsprechend und tun Gutes anderen Menschen, wir wirken hilfreich für die Gesellschaft.

Das ist nicht unwichtig: Eine noch so gute oder gut gemeinte Tat kann abführen, wenn die Absicht dieser Tat falsch ist. Wir erleben es gerade in diesen Tagen: Es gibt verlockende Angebote. Wer weiß, worum es geht, wird ihnen nicht schnell verfallen. Der Glaube, dass wir lebenslang in Gottes Hand bleiben, weil wir durch Jesus zu den Erwählten gehören und uns der Heilige Geist hilft, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, dieser Glaube wird zum Träger unseres Lebens und zum Begleiter unserer Taten.

Der Text, den wir eben verlesen haben, spricht auch vom Bekenntnis, davon, dass Jesus vor Pontius Pilatus ein gutes Bekenntnis abgelegt hat, wie es auch die Reformatoren vor dem Kaiser taten. Sie sind nicht wankend geworden, auch angesichts der Gewalt der Großen, sie sind bei der Sache geblieben, Jesus und die Männer der Reformation.

Gewiss sollte man die beiden – Jesus und die Reformatoren – nicht zu schnell zusammen sehen und zu rasch in demselben Atem nennen, aber sie haben dasselbe getan, vorbildlich für uns alle.

Das der Predigt zugrunde gelegte Bibelwort ist teilweise eine Ordinationsverpflichtung für einen Apostelschüler. Timotheus, der Briefempfänger und Apostelschüler, soll als Erwählter Gottes, Gottesmensch hier genannt, den Versuchungen der Geldgier entfliehen und der Gerechtigkeit und Frömmigkeit nacheifern. Diese beiden Worte setzen eine richtige Lebensgestal-

tung voraus: Gerechtigkeit als Tun des Rechten vor und an den Menschen, Frömmigkeit als Tun des vor Gott Beständigen. Es folgen Glaube und Liebe als die typisch christlichen Eigenschaften im Hinblick auf Gott und die Mitmenschen, Geduld als Kraft des Aushaltens, des Durchhaltens, als Fähigkeit, sich nicht sofort dem Augenblick hinzugeben, sondern geduldig warten zu können und Sanftmut als Eingehen auf die vielen Anliegen der Mitmenschen. Diese Beschreibungen eines rechten christlichen Verhaltens sind als Voraussetzungen eines Einsatzes im rechten Kampf für ein sinnvolles Leben gedacht, das Ewigkeitswert hat.

Der Apostelschüler wird also angehalten, sich im Kampf um den rechten Glauben und das dem Christentum gemäße Leben zu bewähren. Dazu will ihn die kurze Aufforderung ermutigen und auch stärken. Sie gilt auch uns, weil wir seit unserer Taufe Gottes Kinder sind, auch wenn wir nicht einen so großen Auftrag haben wie Timotheus und auch nicht die gleiche Verantwortung. Wir sind gerufen, uns im Glaubenskampf zu bewähren.

Im Kampf? Sollen wir wirklich kämpfen? In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat man alle Worte, die an Krieg erinnern, verdächtigt, auch das Wort „Kampf“. Sogar das Wort „Rüstzeit“ hat man durch „Freizeit“ ersetzt. Aber das Leben ist ein ständiges Ringen, das wird uns immer mehr bewusst. Es ist sogar ein hartes Ringen. Und dazu bedarf es einer richtigen Ausrichtung. Eine solche kann der Glaube geben, das Bekenntnis anderer hilft dazu.

Dabei sollte nicht vergessen werden, dass unser Leben nur dann wirklich Sinn bekommt, wenn wir es im Bewusstsein führen, dass es ein Geschenk Gottes ist und dass Gott damit den Anfang und das Ende unseres Lebens markiert, bestimmt und uns dann voll in seine Gemeinschaft aufnimmt, wenn wir richtig gelebt haben. Wir werden zum König aller Könige und Herrn aller Herren kommen, vor dem wir jetzt schon stehen, wiewohl uns das nicht immer bewusst ist.

In solchem Bewusstsein haben unsere Vorfahren schon mehr als 430 Jahre gelebt, seitdem sie 1572 die Augustana auf dem Landtag in Mediasch angenommen haben. Es war ihnen wichtig, ein rechtes Leben zu führen, ein Leben, das vom Glauben ausgerichtet ist und darum im Segen Gottes steht und Früchte des Glaubens trägt, die dann auch im Feldersegen sichtbar werden.

Unsere Vorfahren wussten, dass Gott die auch irdisch segnet, die ein rechtes Leben führen. Sie haben es immer neu erfahren. Darum dürfen wir auch heute sagen: Es lohnt sich, bei Gott im rechten Bekenntnis zu bleiben, weil Gottes Segen unter uns spürbar wird, wie er immer wieder spürbar wurde. Es lohnt sich ein dem Bekenntnis entsprechendes Leben zu führen,

weil es die Verheißung Gottes in sich trägt. Er hat uns zu seinen Kindern erwählt. Kinder bleiben in der Familie, sie achten auf das, was in der Familie von ihnen erwartet wird, und sorgen dafür, dass das Zusammenleben innerhalb der Familie nicht gefährdet wird. Sie schätzen und fördern darum das, was die Familie an geistigen Werten pflegt, und sind darauf bedacht, sich den Eltern und Geschwistern gegenüber so zu verhalten, dass das gemeinsame Leben harmonisch verläuft. Als Kinder Gottes bleiben wir in seiner Familie, in der christlichen Gemeinde. Wir halten an unserem Glauben und am Bekenntnis fest und achten darauf, Gott in Gebet und Lobgesang zu dienen und unseren Mitmenschen nützlich zu sein in Liebe, Sanftmut und Geduld. Das ist nicht immer einfach. Und ganz ohne Konflikte geht es nicht. Dass wir in guten und in schweren Zeiten, in solchen der Harmonie und solchen des Kampfes bei Gott bleiben, dazu wolle er uns immer neu stärken. Amen.

Was in unserer Kirche bleiben wird und bleiben muss[1]

Vorbemerkung

Das Thema dieses Referates greift vielleicht zu weit aus. Denn es setzt voraus, dass die Frage nach unserer Zukunft bereits im positiven Sinn als beantwortet und jene nach den nächsten fünf Jahren im positiven Sinne entschieden gedacht sind. Was indes hier unternommen wird, ist ein erster Versuch bereits mittelfristiger Planung, also so etwas wie das Denken für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre. Natürlich kann ich diese längere Frist nicht übersehen. Ich traue mir zwar zu, die Entwicklung für die nächsten fünf Jahre in unserer Kirche an bestimmten Punkten abzuschätzen, besonders dort, wo es um die Theologiestudenten geht, denn ihretwegen müssen wir vorausdenken, aber das Thema ist anspruchsvoller. Dass sich die Entfaltung desselben in engen Grenzen halten wird, ist klar.

Da aber der Weg in die Zukunft nur gemeinsam gegangen werden kann und, wenn er sinnvoll erscheinen will, auch zusammen bedacht werden sollte, weil wir alle mit an der Gestaltung der Zukunft beteiligt sind, können hier nur konkrete Gedanken und Vorstellungen gemacht werden, die eine Vision vom Kommenden entwickeln, damit man nicht immer neu von den Ereignissen überrascht wird. Natürlich wird es immer neue Überraschungen geben. Und es könnte sein, dass diese Gedanken auch eine Bewegung initiieren, die in ganz andere Richtung führt. Das tut indes nichts. Wo wir gemeinsam Zukunft ins Auge fassen und heute für morgen das Rechte tun, erleben wir sie als unsere Zukunft. Es muss aber gleich vorausgeschickt werden, dass nicht nur Erfreuliches gesagt werden kann.

Beginnen wir also mit der ersten Frage:

1 Vortrag anlässlich der Pfarrversammlung in Schäßburg (Sighişoara) am 9. Mai 2001.

1. Was zumindest längere Zeit bleiben wird

1.1 Es bleibt die Diasporasituation: ein Pfarrer, mehrere Gemeinden, das Missverhältnis zwischen der Zahl der Gemeinden und der der Pfarrer.

Wir gehen in der letzten Zeit davon aus, dass unsere Kirche rund 50 Geistliche braucht. Auch bei schrumpfenden Gemeindezahlen wird sich die Zahl der Geistlichen nur schwer reduzieren lassen. Vier bis fünf Gemeinden pro Pfarrer, das wird der Durchschnitt bleiben. Das zieht die Notwendigkeit der Mobilität nach sich und das dauernd drückende Gefühl, nicht genug für die Leute hier oder dort getan zu haben. Notwendig wird es sein, ein System zu schaffen, das die Gemeinden neu beschreibt. Hierin ist zu viel Unklarheit. Auch sind die Dinge in ständigem Wandel. Das führt dazu, dass wir viel herumwursteln und noch nicht genug darüber wissen, wo einige Gemeindezentren sein und wie die neuen Aufgaben der Pfarrer umschrieben werden sollen. Vielleicht ist das an verschiedenen Stellen klarer. Auf das Gesamte der Kirche gesehen gibt es noch zu viele Varianten und noch zu wenig Klarheit. Der Versuch, über ein Punkte-System mehr Klarheit zu schaffen, etwa so, dass man Gemeindeglieder je nach Distanz mehrfach zählt, stößt auf heftigen Widerstand. Die aus der Zeit der Diktatur ererbte Tendenz zur Gleichmacherei hält sich zäh weiter.

1.2 Es bleibt die Verantwortung für viele irdische Güter.

Mit der großen Zahl der Gemeinden bleibt auch eine große Zahl von Kirchengebäuden, noch nicht verkauften oder unverkäuflichen Pfarrhäusern, die Bewirtschaftung der jeweils fünf Hektar Boden auch in Gemeinden, in denen es keine Gemeindeglieder gibt. Das verlangt viel Phantasie und Zeit. Die Sorgen um die Bewahrung der Inventargegenstände werden zunehmen. Ob man sich dafür etwa auf Bezirksebene einen Verwalter sucht und findet oder die Dinge anders regelt, wird zu prüfen sein, die Sorge wird bleiben und sogar zunehmen, denn älter werdende Gebäude verlangen auch mehr Instandhaltung.

1.3 Es bleibt die viele Schreibarbeit.

Bleiben wird, und das ist schon ärgerlicher, die viele Büroarbeit. Sie wird sich sogar vermehren. Als wir 1991 mit den Studenten in Rostock waren und an einem Kleinbus eine Reparatur durchführen mussten, fragten wir einen Mann vom Service, was sich seit der Wende geändert habe. „Wenig", sagte er, „bloß die Papiere haben sich sehr vermehrt." Das bleibt auch für uns gültig. Es müssen überall, wo irgendeine Art von Gemeindeselbständigkeit da ist, und sei die Gemeinde noch so klein, Papiere, Akten erstellt werden. Das ist aufwendig und für die, die 1990 gehofft hatten, endlich der Bürokratie zu entkommen und sie an die Konsistorien delegieren zu können, sehr enttäuschend. Inventare müssen geführt und zumindest ein Minimum von Evidenz über die Bewegung der Güter ausgearbeitet werden. Das ist bei der Vielzahl der Gemeinden eine quälende Sache. Aber wir werden ihrer nicht frei werden. Im Gegenteil, die Schreibarbeit wird sich vermehren.

1.4 Es bleibt und nimmt zu: die Verwaltung.

Das wird dazu führen, dass eine rückläufige Tendenz in der Verwaltung einsetzen muss. Man hat vor Zeiten gedacht, das Landeskonsistorium müsse in der Lage sein, auch die Bezirke zu entlasten. Es gibt aber heute genug Leute bei der Oberbehörde, die sich überfordert sehen. Denn auch in der Zentrale vermehren sich die Schreibarbeiten. Und je stabiler unsere Verhältnisse werden, desto sicherer kommen noch ganz neue, sehr alltägliche Probleme auf allen Ebenen auf die Kirche zu. Darum meine Bitte: Stellt euch schon heute darauf ein, dass Verwaltung nach unten verlagert wird, damit die Oberbehörde wieder das tun kann, was sie von ihrer Funktion her soll, durch Rundschreiben anzuleiten und uns durch gezielte Kontrollen auf dem verantwortlichen Weg zu bewahren. Dies ist ein weites Thema, es kann nicht ausführlich behandelt werden.

1.5 Es bleibt der Pfarrermangel.

Bleiben wird auch zumindest für die nächsten fünf Jahre, ich glaube mehr, der Mangel an Geistlichen in der Kirche.[2] Wir wissen zwar nicht genau, wo

2 Seit 2009 ist er nicht mehr spürbar.

in Zukunft auch Stellen eingespart werden können oder müssen, aber zurzeit sind sehr viele Pfarrer überlastet. Man kann es auch positiv sehen und sagen: Weil so viel Arbeit auf sie wartet, können die Pfarrer wählen und das tun, was sie am besten können. Und dabei kommt auch ein Optimum heraus. Wunderschön, aber es bleiben dann Dinge liegen, meistens die Schreibarbeiten oder die Hausbesuche. Und das schlechte Gewissen nimmt zu und artikuliert sich irgendwann im Schrei nach Hilfe. Die fehlende Auswertung der Arbeit eines Pfarrers in den neuen Verhältnissen schafft zwar eine relativ große Freiheit, aber auch das ständige Gefühl der Unzulänglichkeit.

Aber das ist nur der eine Aspekt. Der andere besteht darin, dass wir nicht genügend Pfarrer ausbilden können. Zunächst darum, weil wir nur wenige Anwärter für das Studium der Theologie haben. Der Beschluss des Landeskonsistoriums ist sehr offen: Es sollten jährlich drei neue Kandidaten zum Studium aufgenommen werden, wenn sie gut sind, können es auch sechs sein, und wenn mehr als sechs gut sind, wird darüber neu verhandelt und beschlossen. Aber über sechs hatten wir nach der Wende noch nicht, oft nur drei, deren Prüfungsergebnisse hinreichend waren, um aufgenommen zu werden. Wir rechnen schon seit längerer Zeit damit, dass nur die Hälfte von ihnen Geistliche werden. Das wären bei drei pro Jahr eineinhalb, und tatsächlich haben wir in zehn Jahren rund fünfzehn Ausgebildete in den Gemeindedienst entlassen. Das ist wirklich nicht viel. Rechnet man als Dienstzeit eines Pfarrers 35 Jahre, dann bedarf es für 50 Pfarrstellen tatsächlich nur 1 ½ pro Jahr. Aber es fallen immer wieder auch einige während der Dienstzeit aus. Es kommt hinzu, dass einige Studierende im Laufe des Studiums merken, dass der Pfarrberuf nicht gerade das ist, was sie anstreben. Wer will es ihnen verdenken? Wir sollten dankbar sein, dass sie dahin gehen, wo sie eine Berufung oder bessere Eignung erkennen. Gequälte Pfarrer sind doch nicht das Ideal. Kurz gesagt: Wir werden in übersehbarer Zeit keinen Pfarrerüberschuss haben.

1.6 Es bleibt die Vielfalt der Ausrichtung.

Bleiben wird auch eine Vielfalt der Orientierungen in unserer Kirche. Während von draußen fast unisono und gleichzeitig erschreckend eintönig gesagt wird, unsere Kirche müsse sich öffnen, frage ich mich, wo wir nicht offen sind. Bereits gibt es witzhafte Reaktionen: „Wer überall offen ist, ist nicht mehr ganz dicht." Natürlich ist diese Offenheit nicht überall gleich. Den Besuchern unserer Kirche wäre am liebsten, wenn wir noch stärker wie

in Kronstadt-Martinsberg überall und häufig fast ausschließlich rumänische Gottesdienste anbieten und wir nach und nach als deutsche Minderheit verschwinden, um nur noch eine evangelische Minderheit zu sein, am besten in einer Kirche mit den ungarisch-sprechenden Evangelischen zusammen. Diesen Gefallen werden wir ihnen nicht tun. Nicht nur wir müssen uns umstellen, sondern auch sie. Wir werden jeder an seiner Stelle das tun, was Gott ihm jeweils vor die Füße legt, werden offene Türen nicht verschließen und vielleicht vorsichtiger auch nach offenen Türen Ausschau halten. Aber dauernd an Türen zu klopfen, die nicht aufgehen, ergibt wenig Sinn. Gerade weil wir so vielfältige Gaben haben, darf in dieser Zeit jeder die Chance wahrnehmen, die sich ihm bietet. Und wenn es einmal mit der ganzen Kirche aufwärts geht, auch zahlenmäßig, werden wir von den guten Ratschlägen derer, die uns nicht kennen, sondern nur fixe Bilder von uns und unserer angeblichen Sturheit haben, nicht mehr so aus dem Gleichgewicht geworfen werden.

1.7 Es bleibt die Schrumpfung.

Und schließlich wird an vielen Stellen noch lange Zeit Schrumpfung wahrnehmbar sein. Das ist bitter. Darum empfehle ich jedem von euch, sich dort zu engagieren, wo es in irgendeiner Weise aufwärts geht. Dann hat man die Kraft, auch Schrumpfungen hinzunehmen. Das eine Bein muss einen festen Stand haben, dann kann das andere tanzen.

2. Was bleiben muss

2.1 Bleiben muss die Bindung an das Evangelium.

Bei aller Vielfalt der Entwicklungen darf die Konzentration auf den Mittelpunkt, das Evangelium oder das Wort der Heiligen Schrift, nicht aus den Augen verloren werden. Ob wir verstärkt auf tägliche Lesungen von Andachten oder mehr auf die Bibel selber drängen sollen, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass die Konzentration auf das Wort heute viel schwerer ist als vor 15 Jahren. Damals waren wir durch die ihr entgegengesetzte Ideologie auf unsere Lehre zurückgeworfen. Wir hielten daran fest, schon weil die offizielle uns unzeitgemäß erschien. Aber jetzt gibt es eine Fülle neuer, sinnvoll

erscheinender Angebote. Die Tendenz, dass auch das Evangelium in den vielen neuen Botschaften konturenlos und gleichwertig wird, ist erhöht vorhanden.

2.2 Bleiben muss auch die immer neue theologische Reflexion der Situation und ihrer Begleitumstände.

Was wir in der Zeit der Diktatur nicht mussten, ist jetzt gefordert: die Beschäftigung mit sozial-ethischen, pädagogischen und psychologischen Problemen. Wir haben sie früher sehr weit weg liegen lassen. Psychologie betrieben wir für die Seelsorge, Pädagogik für den Unterricht und Ethik als Auslegung der zehn Gebote. Das ist alles so nicht mehr möglich. Die neuen Ausrichtungen in Sozial-Ethik gehen hauptsächlich von Erhebungen und Statistiken aus, die Pädagogik und die Psychologie haben andere als biblische Wurzeln. Das Eindringen der empirischen Wissenschaften und ihrer Ergebnisse ist nicht zu bremsen. Der erste Artikel des Glaubensbekenntnisses rangiert immer mehr vor dem zweiten, das Alte Testament hat längst im Verhältnis zum Neuen vergleichbaren Wert erreicht. Wovon sich einst die Dialektische Theologie absetzte, ist wieder Praxis. Wir werden davon nicht ausgenommen sein. Auch sollten wir uns davor nicht fürchten. Aber wir brauchen Kriterien zur Beurteilung der neuen Entwicklungen und können sie nicht einfach von außen übernehmen. Das hat z. B. das in Augsburg von der Römisch-Katholischen und der Evangelisch-Lutherischen Kirche unterschriebene Papier über die Rechtfertigung gezeigt. Aber wir müssen mit immer neuen Herausforderungen aus der „Welt“ rechnen. Gesunder Menschenverstand ist viel wert, theologische Schulung ist wichtiger. Darum wird die Pfarrversammlung an Bedeutung gewinnen, wenn es denn recht zugeht, Brüder und Schwestern werden sich in ihren Entscheidungen in Sachfragen aufgrund ihres theologisch-reflektierten Wissens gegenseitig helfen.

2.3 Bleiben muss die theologische Fortbildung.

Sie muss sogar gefördert werden. Wir werden vermehrt Rüstzeiten brauchen, vielleicht aber auch eine zentrale Stelle, an die Anfragen gestellt werden, wie in konkreten Konfliktfällen theologisch verantwortlich vorgegangen wird. Das Schreiben des Mühlbacher Kirchenbezirkes an die Gemeinde

Urwegen, inwiefern Ausgesiedelte wieder in die Gemeinde aufgenommen werden können, hat eine vorbildliche Tiefe der theologischen Reflexion und kann dennoch nicht als Empfehlung weitergereicht werden, weil es den Konflikt noch nicht gelöst hat. Wir lernen wieder, dass theologische Tiefe mit menschlichem Verständnis und geschwisterlicher Verständigungsbereitschaft zusammengehen müssen. Die Wahrheit, lieblos an den Kopf geworfen, ist nicht hilfreich, ebenso nicht eine oberflächliche freundliche Aussage.

2.4 Bleiben muss darum auch eine Ausbildungsstätte für Theologen.

Auch wenn eine solche mit der gegenwärtigen in Zukunft nur noch wenig Gemeinsames haben sollte, ein Zentrum für die Ausbildung von Theologen muss bleiben. An unserer Theologischen Fakultät werden sich vermutlich große Veränderungen ergeben. Wir sind gerade jetzt in einer heißen Diskussion darüber, wie unsere Zukunft aussehen soll. Das ist ein Punkt für sich. Aber es muss in unserer Kirche Menschen geben, die die Kirche zur Ausbildung oder Fortbildung freistellt. Die Ausbildung der Geistlichen ist der Lebensnerv einer Kirche. Die Diskussion darüber wird weitergehen.

2.5 Bleiben muss auch die Verantwortung der Geistlichen für die Menschen.

Bei aller Aktivität und Theologie darf das Menschliche nicht fehlen. Die Sorge um und für die Menschen muss eher verstärkt werden. Ich habe den Eindruck, dass es hierin gut läuft. Möge es so bleiben. Die zunehmende Bürokratie kann den Pfarrer von den Menschen entfremden.

2.6 Bleiben sollte die große Freiheit des persönlichen Engagements.

Konkret meine ich damit die Freiheit jedes Geistlichen, das auszubauen, was er oder sie selber am besten kann. Bloß ist hier ein Problem, das ich zurzeit nicht ganz überblicke: Bei Pfarrwechsel macht der neue Geistliche meist wieder das, was er am besten kann, man nimmt Kontinuität kaum wahr. Das birgt eine große Gefahr in sich. Darum sollte mit der Zeit mehr Rücksicht auf die Arbeit der Nachbarn und vor allem der Vorgänger ange-

strebt werden. Ich nenne ein Beispiel: Vor etwa 20 Jahren begann fast jeder Vikar mit der Schöpfungsgeschichte und erzählte zu Weihnachten Lk 2, als kämen die Kinder bei ihm erstmalig in den Unterricht. Der feste Lehrplan hat jetzt für Wandel gesorgt. Aber die Tendenz, dass jeder Pfarrer das macht, was ihm liegt, ohne zu fragen, was mit dem geschieht, was der Vorgänger aufbaute, könnte sich auf die Dauer kontraproduktiv auswirken. Eine gewisse Kontinuität muss bleiben.

2.7 Bleiben muss die Rücksicht der Geistlichen aufeinander und die gegenseitige Hilfe, also das gegenseitige Zusammenwachsen und das Finden einer neuen Identität.

Gerade weil nach der Wende die zentrifugalen Kräfte mächtig waren und jeder das tat, was er am besten konnte, ist das Zusammenwachsen in der Kirche dringend gefordert. Das setzt einen längeren Prozess des Aufeinander-Achtens und Aufeinander-Hörens voraus, ein gegenseitiges Lernen voneinander und miteinander. Dabei sollen die spezifischen Gaben der Einzelnen nicht unter den Tisch fallen, sie sollen in das gemeinsame Werk der Kirche eingebaut werden.

2.8 Bleiben muss endlich das Wissen, dass all unser Tun nur Wassertragen ist, damit der Herr Wein daraus mache, wie wir Joh 2 lesen, und die daraus erwachsende Unbekümmertheit.

Wir sind es nicht, die die Kirche Christi erhalten; das ist er selber. Aber wir sind es, die als seine Hände anderen dienstbar sein können, als seine Augen Nöte und Möglichkeiten erkennen, als sein Mund die Frohe Botschaft sagen und als seine Füße dort zur Stelle sind, wo er uns brauchen kann. Wo solches Wissen erhalten bleibt, lebt die Gemeinde.

Welche traditionellen Werte der sächsischen evangelischen Kirche und Gemeinschaft haben Bestand für die Zukunft?[1]

Hinführung

Die im Titel angegebene Frage zeigt an, dass die Erhaltung der traditionellen Werte zum Problem geworden ist. Ich könnte die Frage auch zuspitzen: Gibt es überhaupt noch traditionelle Werte der Siebenbürger Sachsen, die nachhaltig sind? Ist mit der Auswanderung der meisten Siebenbürger Sachsen nicht auch deren Lebensgestaltung verloren gegangen? Die wenigen Zurückgebliebenen sind eine so verschwindend kleine Minderheit, dass sie kaum mehr auf eine Gesellschaft prägend einwirken können.

Andererseits sind Werte unabhängig von der Zahl derer, die sie mittragen, für eine Gesellschaft wichtig. Und zukunftsweisende Werte verändern die Gesellschaft.

Damit bin ich aber bereits in die Problematik eingedrungen, und es scheint mir wichtig, bevor ich über die Werte nachdenke, dass ich zunächst ausspreche, was ich innerhalb der Fragestellung unter „Werte" verstehe. Ich meine damit nicht die Werte des Seins wie „das Gute, Gesundheit, Wohlstand" usw., sondern ethische Werte, die mit der Zeit vergehen können, also keinen Bestand für die Zukunft haben müssen. Solche Werte, so habe ich gelernt, sind ethische Normen, die durch Erziehung vermittelt werden und die für den, der sie sich angeeignet hat, Tugenden sind, für jene, von denen sie erwartet werden, Pflichten.[2] Damit ist klar, dass ich die Werte des Verhaltens näher betrachten möchte. Nicht die Würde des Menschen tritt damit ins Blickfeld, sondern die Achtung derselben, nicht der Reichtum, sondern der Umgang damit, nicht der Individualismus, sondern die Selbständigkeit im Urteil, die Verantwortung.

Weil so verstandene Werte durch Erziehung vermittelt werden, ist die Schule als Ort der Erziehung sehr wichtig. Das war sie immer. In unserer

1 Vortrag in Schäßburg (Sighişoara) am 6. September 2008 im Rahmen des Symposiums: Werte leben, Persönlichkeit bilden, Zukunft gestalten, danach in der allgemeinen Pfarrversammlung am 8. Oktober 2008 in Hermannstadt (Sibiu) in variierter Form vorgetragen. Erstmals veröffentlicht in: Zett, Zeitschrift des Zentrums für Lehrerfortbildung, Medias 2008, 4–10. Für diese Veröffentlichung durchgesehen.

2 Vgl. dazu M. Heesch, Art. Wert/Werte III Ethisch, RGG[4] 8, Tübingen 2005, 1470.

Gemeinschaft hat die Schule die Traditionen weitergegeben und neue Richtlinien eingeübt. Die Nachbarschaften und die eigenen Organisationsformen achteten darauf, dass sie erhalten blieben. Beides, Tradition und Erneuerung, hat etwas mit Werten zu tun.

Bevor ich aber darangehe, über die verschiedenen Werte zu sprechen, möchte ich darauf hinweisen, dass es zwei Werte gibt, die im Elternhaus anerzogen werden. Es sind das „Bitte"- und das „Danke"-Sagen. Beide Phänomene gehören nicht zu den angeborenen Eigenschaften, sie werden erlernt. Die Mutter bereits prägt dem Kind mit ihrem „Wie sagt man?" ein, „schön" bitte zu sagen und nachher zu danken. Diese Werte verlieren sich dann teilweise bei den Erwachsenen. Die Engländer z. B. sagen zwar „please", aber das Verbum, das sie gebrauchen, ist „to ask for" – „fragen nach". Auch wir fragen oft: „Kann ich dieses haben?", „Darf ich dieses nehmen?", „Können Sie dieses machen?" usw. und umgehen somit das Bitten. Und das Danken wird oft vergessen. Sagen wir nicht: „Undank ist der Welt Lohn"?

Im Folgenden möchte ich das Thema von drei verschiedenen Seiten beleuchten. Zunächst ist über partikulare und allgemeingültige Werte nachzudenken (1.), es folgen einige Gedanken zur Situationsgebundenheit der Werte (2.), woran sich die Besprechung der Werte im Einzelnen anschließt (3.). Eine kurze Zusammenfassung rundet die Behandlung des Themas ab (4.).

1. Partikulare und allgemeingültige Werte

Bevor ich die Frage der Werte im Einzelnen bespreche, möchte ich eine These aussprechen: Alle traditionellen Werte können für die Zukunft wichtig werden, wenn sie der Gegenwart angepasst und den Forderungen der jeweiligen Zeit angeglichen werden. Und das bedeutet für die traditionellen Werte der Evangelischen Kirche: Insofern die partikularen Werte universellen Charakter bekommen, bleiben sie gültig.

Ich möchte dies an einem Ausspruch des genius loci, Michael Albert, verdeutlichen. Dieser hatte formuliert:

„Deiner Sprache, deiner Sitte,
deinen Toten bleibe treu.
Steh in deines Volkes Mitte,
was dein Schicksal immer sei."

Und am Ende:

„Trittst du aus dem heil'gen Ringe,
wirst du ehrlos untergehen.
Bleibe treu."

Hier sind eindeutig partikulare Werte angesprochen. Sie sind dem Hauptwert „Treue" untergeordnet. Es gibt daneben aber, so möchten wir heute ergänzen, auch andere Werte, wie Offenheit, Flexibilität, Anpassungsfähigkeit, die hier ausgeblendet sind. Die dort beschriebenen Werte beziehen sich nur auf die enge Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen. Sie waren sinnvoll und notwendig im damaligen Österreich-Ungarn, in dem jede Nation ihre Eigenständigkeit und Eigenheit betonte und sich von der anderen abgrenzte. Solche partikularen Werte haben damals viele Völker gepflegt und ausgesprochen. Heute in der Zeit der Annäherung der Völker und Nationen können solche Werte nur übernommen werden, wenn sich der Kreis weitet und die Treue zur Überlieferung mit der Offenheit für Neues kombiniert wird. Dann vermittelt Treue zu den Toten Lebenskraft für die Zukunft. Negativ betrachtet ist dann das „Austreten aus dem heil'gen Ringe" als Absage an das verstanden, was der Gemeinschaft heute wichtig ist, einer Gruppe, die sich in ständiger Bewegung und Anpassung befindet. Und positiv gewendet bedeutet „Treue" eine Beständigkeit im Glauben, einem Glauben, an dem jeder Mensch grundsätzlich teilhaben kann, etwa wie in dem Lied unseres Kirchengesangbuches erwartet wird:

„Sei getreu bis an das Ende,
halte aus in Angst und Not,
dass dich nichts von Jesu wende,
sei ihm treu bis in den Tod …"

Was mir aber besonders interessant vorkommt, ist, dass Michael Albert in seinem Lied mit dem Untergang droht, wenn man nicht in der Gemeinschaft bleibt. Solche apokalyptischen Töne benutzen auch jene, die uns zum Umweltschutz rufen. Damit soll der Ernst der Sache unterstrichen werden.[3]

3 Üblicherweise lassen sich solche Drohungen irdisch nicht verifizieren. Es kommt dann doch nicht so, wie beschworen. Die Nichte Brukenthals, die einen ungarischen Baron heiratete, wurde zwar vom großen Erbe des Barons ausgeschlossen, aber sie ist nicht ehrlos untergegangen. Und ähnlich ist es vielen in vergleichbaren Fällen ergangen.

Ich fahre hier nicht fort, sondern nenne noch ein Beispiel partikularer Werte aus einem Lied:

„Unser Herz ist deutsch,
unser Gott ist deutsch
in uns und unsern Kindern.
Wir wollen bleiben,
was wir sind,
Herr, hilf uns jetzt und immer."

Alles zielt hier auf die deutsche Identität, auch das Bleiben, was wir sind. Das Letztere (Bleiben) ist zweifellos ein Wert. Aber „bleiben, was wir sind", kann man nur, wenn man sich ständig den Gegebenheiten anpasst. Sonst wird man ein Fossil. Alles Leben ist Bewegung. Was sich der wünscht, der „bleiben will, was er ist", ist, dass er sich nach den ihm eigenen Instinkten und Prägungen durch Vergangenheit und Gegenwart verändert und anpasst, nicht gezwungen, wie es in jeder Diktatur versucht wird, sondern mit vollem inneren Einverständnis. Wir sind doch auch nicht die Gleichen wie unsere Ahnen, wir sind ihnen aber ebenbürtig, wenn wir bei der Eigenheit bleiben, die uns liegt, und uns gleichzeitig an die neuen Gegebenheiten anpassen und abgrenzen von dem, wo wir innerlich nicht mitkönnen. Das aber heißt für mich heute: Weg von der Vorstellung, dass Gott ein deutscher Gott sei. Er ist der Herr der ganzen Welt, natürlich auch der Deutschen, aber auch der Rumänen, Ungarn und Roma usw.

In diesem Wandel überkommener Werte finde ich eine bemerkenswerte Parallele in der Bibel: Als Jerusalem 586 v. Chr. von den Babyloniern eingenommen und die Oberschicht nach Babylon deportiert wurde, mussten sich die Deportierten fragen, ob der in Zion angebetete Gott ihr Gott bleiben kann, denn sie lebten in einem unreinen Lande, das mit dem Gott Israels nichts mehr zu tun hatte. Der Prophet Hesekiel hat als Erster gesagt, dass dieser Gott mit nach Babylon gezogen ist, der Prophet Jeremia hat die Gefangenen aufgerufen, der Stadt Bestes zu suchen. Aber dann war es vor allem der große Prophet, den wir Deuterojesaja nennen, weil seine Botschaft

Sie hatten zwar Schwierigkeiten, aber ein Untergang ist nicht erfolgt. Auch die Weltuntergangstöne im Zusammenhang mit den „Grenzen des Wachstums" lassen sich nicht verifizieren. Die Lage ist nicht gut, aber es lässt sich noch eine Menge bewirken. Tatsächlich veranlassen solche Töne einen Wechsel in der Mentalität. Und das ist wohl für die Erhaltung einer Gemeinschaft oder der Umwelt und der Abwehr vor drohender Gefahr, wenn man unreflektiert handelt, nötig.

im Jesaja-Buch ab Kap. 40 aufgeschrieben ist, der eine neue Sicht Gottes proklamiert hat: Den Gott Israels hat er als Gott der ganzen Welt verkündet, der in die Geschichte zum Wohle seines Volkes eingreifen und Israel heimbringen wird. Damit wurde aus dem Gott eines Volkes, einem partikularistischen Gott, der Gott der ganzen Welt, der ganzen Schöpfung. Es erfolgte eine große Umwertung. Alle Israel eigenen Werte wurden zu Werten, die hinfort allen Menschen möglich wurden.

Ich denke, dass damit deutlich geworden ist, was ich meine: Insofern unsere partikularistischen Werte für alle zugänglich werden, können sie für die Zukunft nachhaltig, lebensmächtig sein, andernfalls nicht.

2. Die Situationsgebundenheit der Werte

Bevor ich aber daran gehe, die traditionellen Werte unserer Evangelischen Kirche näher zu betrachten, möchte ich eine weitere Feststellung machen: Alle Werte, über die wir heute nachdenken, sind im Laufe einer gewissen Zeit und unter bestimmten Gegebenheiten entstanden und hatten zur Zeit ihrer Entstehung einen vitalen Sinn. Die damalige Situation ist der heutigen nur noch begrenzt vergleichbar. Darum werden solche Verhaltensweisen als Werte bezeichnet und in der Erziehung angesprochen. Sie sind nicht mehr Not wendende und darum notwendige Verhaltensweisen, sondern Sitten und Bräuche, die das Leben schöner machen können und darum sinnvoll sind und Sinngebung ermöglichen. Aber sie sind nicht selbstverständlich und auch nicht unbedingt erforderlich. Insofern sie sich einer Prägung sehr langer Zeit verdanken, sind sie möglicherweise in die Erbmasse übergegangen. Dann können sie verschwinden, wenn die Menschen nicht mehr da sind, die genetisch in solcher Weise geprägt sind. Sie können aber auch verschwinden, wenn die Situation sich ändert, man also mit solchen Werten nicht mehr auskommt. Ich gebe ein Beispiel: Im Gefängnis bewahrt niemand auf Dauer die anerzogene Würde; eine gewisse Standhaftigkeit kann man sich erhalten, die Würde geht nach einiger Zeit verloren, wenn es ums nackte Überleben unter unmenschlichen Verhältnissen geht. Dass sich die in der Kindheit anerzogenen Werte des Bittens und Dankens bei den Erwachsenen immer wieder verlieren, erleben wir selber.

3. Die Verschiedenartigkeit der Werte

Ich wende mich nun den Werten selbst zu und teile sie in drei größere Komplexe ein: 1) religiös-sittliche Werte, die direkt oder indirekt mit dem Glauben und der Kirche zusammenhängen; 2) soziale Werte, die von der von der Kirche geförderten Gemeinschaft geprägt sind, und 3) Werte der Arbeitswelt. Die Grenzen zwischen den einzelnen Komplexen sind fließend, mancher dürfte die Einteilung anders vornehmen.

3.1 Die religiös-sittlichen Werte

Ich nenne hier bloß zwei solcher Werte: den Glauben und das Musische.

3.1.1 Der wichtigste religiös-sittliche Wert, den wir als Evangelische Kirche weitergeben, ist der Glaube an den einen Gott, der den Sünder gerecht macht, wie seit Luther Generationen evangelischer Christen betonen und in die Erziehung einfließen lassen, auch dort, wo man weder von Gott noch von der Sünde redet. Wir glauben, dass der eine Gott der Herr der Welt ist und sie zu unserem Segen regiert und dass es neben ihm keine Mächte gibt, die sein Wirken infrage stellen können. Dieser eine Gott, so glauben wir, hat uns in der Taufe als seine Kinder angenommen und trägt uns weiterhin in seinem Erbarmen, auch dort, wo wir Fehler machen. Wir bleiben seine Kinder, weil er uns immer neu als solche akzeptiert. Und wenn wir Fehler machen, spricht er uns gerecht, nimmt den reuigen Sünder wieder an Kindes statt an und lässt uns so in seinem Segen weiter leben. Wir brauchen also nicht in dauernder Angst zu leben, wir dürfen wissen, dass dieser unser Gott uns bei sich hält, wenn wir nur bei ihm bleiben wollen.

Diese Glaubensgewissheit hat zur Folge gehabt, dass evangelische Christen nicht wirkliche Angst haben. Sie hat das Selbstbewusstsein gestärkt. Evangelische Christen stehen aufrecht, haben ein gerades Rückgrat. Sie brauchen nicht zu lügen, weil sie wissen, dass die Strafe für eine ausgeübte Tat nicht von Gott, sondern von Menschen kommt und darum keinen letztgültigen Wert hat. Ob dieser Wert erhalten bleiben wird? Er war sehr gefährdet. 40 Jahre kommunistische Diktatur haben zur Folge gehabt, dass sich die evangelischen Christen gegen ihre zweite Natur weitgehend an die Gegebenheiten angepasst, Ehrlichkeit verlernt und Selbstvertrauen verloren haben. Der Glaube an den Gott, der seine Kinder liebt, blieb noch erhalten. Aber wie lange? Hätte er weitere zehn, vierzig Jahre überdauert? Wäre

nicht von Jahr zu Jahr die Angst weiter gewachsen und hätte das Selbstvertrauen zerstört und den Glauben so umgeformt, dass die Angst immer mehr überwog? Denn auf Druck reagiert man mit Gegendruck, wo dieser aber nicht möglich ist, und das war er im Kommunismus nicht, mit Flucht oder, wenn solche undenkbar ist, mit Depression. Depression aber zerstört jede Art lebendigen Glaubens. Darum sind wir dankbar, dass der Druck gewichen ist. Wir dürfen wieder unseren Glauben leben. Wir können ihn als unseren großen Wert weitergeben. Und solange diese Art Glauben gefragt ist, wird er sich erhalten. Es ist ein durch die Jahrhunderte geprägter und erzogener Wert.

Durch solchen Glauben sind Charakterwerte entstanden. Sie fließen aus einer anerzogenen inneren Haltung, die ihrerseits aus dem Glauben kommt. Ich nenne: Verantwortung, Pflichtbewusstsein, Treue, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Einsatzbereitschaft und Schickung ins Unvermeidliche.

Das soll verdeutlicht werden: Wenn ich fest überzeugt bin, dass Gott mich schützt, wenn ich bei der Wahrheit bleibe, auch wenn ich augenblicklich benachteiligt werde, kann ich ehrlich sein; weil ich mein Wort nicht zufällig gebe, sondern grundsätzlich die Mitmenschen auch an meinem Denken teilhaben lassen kann, kann ich zuverlässig sein. Ich kann im Bewusstsein der Gotteskindschaft Treue bewahren in allen Anfechtungen, kann Verantwortung übernehmen und zu meinen Entscheidungen stehen, auch wenn ich angefochten werde; ich kann mich für Anliegen einsetzen, auch wenn ich nicht sicher bin, dass ich damit durchkomme, kann nachgeben, wenn ich merke, dass meine Vorschläge nicht überzeugend sind; und ich kann Niederlagen hinnehmen, kann Entscheidungen akzeptieren, die mir widersinnig erscheinen, wenn ich sie nicht ändern kann.

Dies alles aber kann ich nicht, wenn ich Angst habe. Die Erziehung zum Glauben ist darum immer auch Erziehung zur Freiheit von der Angst. In unseren Augen ist Angst, auch Angst vor Gott, kein Wert, wohl aber Ehrfurcht vor dem Schöpfer und Erlöser. Wie viel mit Angst gearbeitet wird, braucht hier nicht beschrieben zu werden. Der wahrhaft Glaubende liest überall in der Schrift das vollmächtige „Fürchte dich nicht“.

Damit ist aber auch deutlich, was Aufgabe der Erziehung ist. Ob dieser Wert beibehalten werden kann, hängt weitgehend davon ab, ob wir die im Glauben geschenkte Freiheit leben und weitergeben oder ob wir weiterhin in Angst leben und anderen Angst einflößen. Die moderne Gesellschaft lebt weitgehend vom Vertrauen. Sie ist in wesentlichen Anteilen ein Produkt der Befreiung des Menschen durch die Reformation und durch die ihr folgende Aufklärung. Man kann natürlich versuchen, die Zeit zurückzuspulen. Ob

das gelingt, wird man sehen. Aber es ist klar geworden, dass die oben beschriebenen Werte für die Zukunft unserer neuen Gesellschaft wesentlich sind. Ob wir sie weitergeben können, steht auf einem anderen Blatt.

3.1.2 Damit im Zusammenhang steht ein weiterer religiös-sittlicher Wert, die Förderung des Musischen. Sie ist in unseren Schulen in besonderer Weise bedacht worden. Musik, Theater, Literatur fördern den inneren Menschen, lösen ihn aus dem Alltag heraus und lassen ihn die Welt neu verstehen und sich in ihr besser zurechtfinden. Dazu bedarf es einer Erziehung. Gewiss sind einige Menschen von Natur aus musisch veranlagt, aber auch eine solche Veranlagung will geweckt und gepflegt werden. Dann erkennt man in ihr den inneren Wert. In diese Kategorie gehört auch die Heimatliebe, die durch Ausflüge gefördert werden kann. Alle diese Werte aber setzen den innerlich freien, im Glauben und Selbstvertrauen gefestigten Menschen voraus. Die Diktatur schon der dreißiger, nicht nur die der vierziger und fünfziger Jahre hat diese Werte instrumentalisiert und zur Propaganda der Herrschenden herabgewürdigt. Dadurch verlieren sie ihren Sinn und drohen zu verschwinden.

3.2 Soziale Werte

Soziale Werte ergeben sich aus dem Zusammenleben der Menschen miteinander. Sie ergeben sich aus der inneren Notwendigkeit der Kommunikation untereinander, werden aber verschieden ausgeprägt, je nachdem, wie eng Menschen nebeneinander wohnen und wie groß die Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe empfunden wird. Wo die Bedrohung von außen relativ groß ist, schließen sich Menschen enger zusammen, wenn der Raum der Freiheit weit ist, wächst ein gewisser Individualismus von selbst. Die Nachbarschaften der Siebenbürger Sachsen sind aus der Notwendigkeit heraus gewachsen, dass man sich gegenseitig beisteht. Man hatte einen gemeinsamen Brunnen, später eine gemeinsame Schweinemolter[4] und zuletzt gemeinsames Geschirr für Hochzeiten und größere Zusammenkünfte. Und man half sich gegenseitig beim Hausbau, bei Krankheit bestellte die Nach-

4 Gemeint ist eine große Wanne aus Holz, die beim Schweineschlachten zum Überbrühen des geschlachteten Schweins verwendet wurde, damit die Borsten abgeschabt werden können. Sie wurde im Haus des Nachbarvaters aufbewahrt und jeweils einem anderen Nachbarn ausgeliehen. Die Schweine wurden vor Weihnachten geschlachtet.

barschaft das Feld des Bettlägerigen. Hier ist Gemeinschaftssinn geprägt und Gemeinwohl gepflegt worden. Das ändert sich, wenn man nicht mehr ein Haus baut, sondern eine fertige Wohnung mit einem Bankkredit finanziert, wenn man Feste nicht mehr im Gemeindesaal, sondern im Gasthaus feiert, wenn man im Geschäft alles zu kaufen bekommt und sich nicht mehr nachbarlich mit Borgen aushilft. Auch die gegenseitige Fürsorge nimmt ab, wo die diakonischen Einrichtungen besser funktionieren. Gastfreundschaft, ein uralter Wert, wird kaum mehr gepflegt, wo es Hotels und Pensionen gibt, in denen man ein Obdach findet.

Das Vertrauen in die selbst gewählte Führung ist bei den Siebenbürger Sachsen lange Zeit gewachsen. Demokratische Strukturen haben sie ausgezeichnet. Dieser hohe Wert menschlichen Zusammenlebens hat im 20. Jahrhundert einen großen Bruch erfahren. Noch ist viel Vertrauen da. Wird es sich erhalten in einer so gering gewordenen Minderheit? Eine Voraussetzung dafür ist die Forderung nach Beschlüssen. Man erwartet, dass sich jeder in das Neuwerden der Gemeinschaft und der für sie wichtigen Veränderungen einbringen und bei Beschlüssen mitwirken kann. Dann kann man auch hinnehmen, wenn man beim Beschluss unterliegt. Voraussetzung dafür ist eine gut fließende Information. Ist eine solche bei uns noch gegeben? Können wir demokratisches Verhalten in der Schule anerziehen? Können wir bewirken, dass sich die Einzelnen in das Ganze einbringen, zuerst mitmachen und dann erst kritisieren? Wir werden in Zukunft viel darüber nachdenken müssen, wie wir diesen Wert gemeinschaftlichen Verhaltens neu aktivieren. Hier ist durch die Diktatur und die gewandelte Gesellschaftsform eine große Lücke entstanden. Darin droht der Jahrhunderte hindurch gewachsene und in dieser Zeit erhaltene und gepflegte Wert zu versinken.

Ein Wert, der in der letzten Zeit aus vieler Mund kommt, ist die Achtung der Menschenwürde. In der partikularen Welt unserer Mütter und Väter hatte er kaum Bedeutung. Es war selbstverständlich, dass man den Nachbarn ehrte und schätzte, ihn sogar dann mit „guter Nachbar“ anredete, wenn man eine seiner Verhaltensweisen missbilligte, für die er am „Richttag“[5] bestraft wurde. Und ebenso selbstverständlich war es, dass man die minder begabten, dem Verkommen nahen Familien mit trug. Sie bekamen einen Dienst, den sie ausüben konnten, etwa den des Burghüters oder Kirchendieners. Man legte Wert darauf, dass die zur Gemeinde gehörenden Glieder eine bestimmte Ehre nicht einbüßen mussten.

5 Der Richttag fand am Sonntag vor dem Beginn der Fastenzeit statt. Da kamen die Nachbarschaften zusammen und prüften das Verhalten der Nachbarn im abgelaufenen Jahr.

Aber den Roma am Dorfrand hat man zumindest nicht die gleiche Menschenwürde zugestanden. Hier hat sich durch die Globalisierung ein Problem aufgetan, das wir bewusst machen müssen. Dass die Achtung der Menschenwürde weltweit sehr gefordert wird, zeigt an, dass andere Gemeinschaften auf diesem Weg auch noch nicht allzu weit gekommen sind. Hier begegnen wir einem neuen, erstrebenswerten Wert im Zusammenleben der Menschen. Da hat die Erziehung noch manches zu leisten. Und nicht nur die Erziehung im eigentlichen Sinn. Sehr vieles lernen wir oder eignen wir uns im Prozess sozialer Erziehung an, in der einer von dem anderen lernt.

3.3 Werte der Arbeitswelt

Die Welt der Siebenbürger Sachsen war geprägt durch den Handwerker- und Bauernstand. In beiden Ständen haben Fleiß und Sparsamkeit einen hohen Wert gehabt. Zwar hat man gewusst, dass Siebenbürgen ein „Land des Segens“ ist, aber auch, dass dieser Segen erarbeitet und besorgt werden muss. Die Bauern haben die Frucht der Ernte ein Jahr lang nicht angerührt, weil man damit rechnete, dass im kommenden Jahr die Ernte karg ausfallen kann. Man ist mit dem Vorhandenen sorgfältig umgegangen und hat gelernt, sich das Erworbene einzuteilen, damit auch in schweren Zeiten noch genügend vorhanden ist. Und die Handwerker haben sich um ihre Kundschaft gesorgt und haben darum ihre Werkstücke mit der nötigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erzeugt. Man hat nicht halbe Sachen gemacht und nicht daran gedacht, etwas aus der Hand zu geben, das nicht hieb- und stichfest war. Das hatte alles seinen tiefen Grund in der Beschränktheit des Bodenbesitzes und der vorhandenen Kundschaft für die Handwerker. Die gepriesene Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit hatte also eine sehr materielle Basis: Man musste dafür sorgen, dass die Kundschaft wieder kommt. Das hat sich sehr geändert, als der ehemalige Bauern- oder Handwerkersohn zum Fließbandarbeiter wurde, der seine Ware nicht mehr verkaufen, sondern nur noch für andere produzieren musste. Da haben unsere Leute schon auch gelernt, „merge şi aşa“ (es geht auch so).

Und doch funktioniert auch die moderne Arbeitswelt auf der Basis des Vertrauens, dass jeder an seiner Stelle das Rechte gewissenhaft tut. Die alten Werte können kaum noch vermittelt werden, wohl aber werden sie sich neu bewertet wieder finden lassen.

Wenn Organisationsvermögen ein Wert ist, dann haben unsere Leute viel davon mitbekommen. Es geht um die Gabe zu planen, vorzeitig zu über-

legen und dann gezielt an die Dinge heranzugehen. Diese Gabe wächst, wo Verantwortung wahrgenommen wird, sie verschwindet, wo man nicht herangezogen wird. Ich habe darum Zweifel, ob sie ein Wert ist. Es ist eine Gabe, die man kaum anerziehen, wohl aber pflegen und fördern kann.

Zum Schluss noch ein kurzes Wort zum Umgang mit der Umwelt, eine Forderung, die immer lauter erklingt. Sie war im Bewusstsein unserer Bauern immer präsent. Der Bauer hat mit dem Vorhandenen umzugehen gewusst und hat die Pflege desselben vorgenommen. Durch die Industrialisierung ist hier einiges aus dem Lot gekommen. Die Schwierigkeit besteht darin, dass man Menschen etwas klar machen muss, wofür sie kaum ein Sensorium haben, nämlich, dass Autofahren die Luft verschmutzt und dieses Phänomen zur Erwärmung der Welt führt, wodurch eine Klimaänderung herbeigeführt wird. Man muss diese Analyse schon glauben, um sich genauer darüber Gedanken machen zu können, denn die Änderung des Wetters merkt jedermann, worauf sie zurückzuführen ist, kann aber der einfache Mensch nicht prüfen. Sosehr der sorgsame Umgang mit der Umwelt ein hoher Wert ist, hier ist Erziehungsarbeit nötig, und sie funktioniert erst, wenn Wirkungen sichtbar werden. Es handelt sich hierin aber kaum um einen traditionellen Wert der evangelischen Gläubigen, sondern um einen, der unsere Zukunft bestimmt, die Zukunft aller Menschen.

4. Zusammenfassung

Ich komme zum Schluss und wiederhole die Frage des Anfangs: Welche traditionellen Werte der Evangelischen Kirche und Gemeinschaft haben Bestand für die Zukunft? Ich möchte mit einiger Gewissheit behaupten, dass der von der Reformation her geprägte Glaube, der Selbstvertrauen schenkt, und die Sensibilität für die Musen und deren Pflege nachhaltige Wirkung haben werden. Die Nachbarschaft wird auf Dauer nicht erhalten bleiben, der Fleiß und die Sparsamkeit nur, wenn die Nahrungsmittel oder Energiequellen spürbar zurückgehen, die Ehrlichkeit als Basis des Vertrauens wird erhöhten Wert erhalten. Bleiben wird auch, weil sie bleiben muss, die Forderung nach Rücksicht aufeinander und das Streben nach Gemeinwohl.

Zensurierte Kommunikation und Publikation in der Evangelischen Kirche in der Zeit der kommunistischen Diktatur[1]

Einleitung

Es gibt Dinge, an die man sich nicht gerne erinnert. Ob man sie bewältigt, verdrängt oder einfach hinter sich gelassen hat, weiß man nicht, es ist auch individuell verschieden. Je mehr Zeit aber vergeht, desto weniger können wir uns die Gestaltung des Lebens in der Zeit kommunistischer Diktatur vorstellen. Was einst war, interessiert die heute Dreißigjährigen kaum mehr, nachvollziehen können wir die Situationen von damals auch selber nicht mehr richtig. Es hilft uns die Erinnerung. Und wenn wir durch einen Artikel oder einen Bericht von damals angestoßen werden, kommt einiges wieder hoch.

Darum sind Tagungen wie die heutige sinnvoll. Sie sind dazu angetan, der kommenden Generation weiterzugeben, was einen großen Teil des Lebens einer vergangenen Zeit ausmachte. Und das ist notwendig. Denn was einmal war, kann wieder kommen, wenn auch in unterschiedlicher Form. Denn der Mensch ändert sich nur begrenzt in seinem Wesen. Wer weiß, ob die sich immer stärker ausbreitende Demokratie im Endeffekt nicht eine große Verunsicherung mit sich bringt, die nach dem starken Mann ruft? Man braucht bloß an Griechenland und Alexander den Großen zu denken. Und wenn der starke Mann da ist, nach dem sich alle sehnten, sind auch Diktatur und Zensur wieder da. Ich sehe darum diese Tagung als einen Beitrag gegen das Vergessen, als einen Beitrag, der gleichzeitig zeigt, was unter Menschen möglich ist, die durchaus vernünftig zu denken in der Lage waren. In acht Schritten möchte ich dies ausführen, wobei ich mich auf mein Gedächtnis verlassen muss, das nicht immer ganz verlässlich ist.

1 Referat, gehalten am 17. Oktober 2009 im Rahmen der Tagung des Akademieinstituts für soziale Wissenschaften, Hermannstadt (Sibiu).

1. Die allgemeine Situation

Ich beginne darum meine Erinnerungen an die Zensur in der Zeit der Diktatur mit einem Witz aus den siebziger Jahren, denn Witze sind Zusammenfassungen eines Lebensgefühls, sie sind ein Ventil für einen Druck, den man nicht ändern kann. Man fragte damals: „Was ist der Unterschied zwischen Fleisch und Zensur?“ Und die Antwort war: „Fleisch gibt es, aber es ist keines, Zensur gibt es nicht, aber sie ist.“ Es war eine Zeit, in der die Partei beschlossen hatte, es gäbe keine Zensur mehr. Eine kleine Verbesserung war tatsächlich vorgenommen worden. Die Zeitungen sollten sich von da an selber zensurieren, Zensur wurde nach unten verlagert, sie war nicht mehr so hart, weil nicht so zentral, aber damit sollte die Selbstzensur wachsen. Und sie wuchs. Es wurde in gewisser Weise besser. Die Diskrepanz zwischen Vorschrift von oben und dem eigenen Denken wurde gelockert. Aber die Selbstzensur drang stärker ins Innere. Denn ändern konnte man das System nicht. Ich habe mir damals auf Rat eines Älteren eine Sprache und eine Sichtweise der Lage angeeignet, in der ich überall das Gleiche sagte, emotional unterkühlt. Ich sprach also davon, dass es nicht leicht ist, dass wir Probleme haben, dass es Schwachstellen gibt, oder so ähnlich. Meinen Gefühlen, die die Lage einschätzten, ließ ich keinen Raum. Das führte dazu, dass ich nach der Wende noch fünf Jahre in Hochstimmung war. So viel Dampf musste abgelassen werden. Aber die Änderung in der eigenen Denkweise war nicht nur bei mir in jener Zeit erfolgt, es hatte sich überall derselbe Wandel vollzogen. Dafür ein Beispiel:

> Als im Jahre 1993 neu gewählter Stadtpfarrer sprach ich mit dem Presbyterium die Anweisungen der Kirchenordnung durch und stieß dabei auf einen Absatz, der vorsah, dass der Vorsitzende darauf zu achten hat, dass nur Dinge der Gemeinde und der Kirche verhandelt und beschlossen werden. Ich meinte dazu, dieser Absatz gelte nicht mehr, er sei vom Staat verlangt worden, wir dürften jetzt in der Sitzung über alles reden. „Wie?“, fragte da ein Mitglied des Presbyteriums, „sollen wir nicht nur über geistliche Dinge sprechen, über das Eigentliche der Kirche?“ Meine Antwort war: „Wir dürfen über alles sprechen, auch darüber, ob uns die Staatsführung gefällt oder nicht; ob das sinnvoll ist und weiterführt, ist eine andere Frage. Wir dürfen es.“

Ich hoffe, damit deutlich gemacht zu haben, wie die Staatsmacht sich in unser Denken eingeschlichen hatte. Wir nahmen wahr, dass wir nichts äußerlich ändern können, und adaptierten unser inneres Wesen so auf die Situation, dass wir meinten, es sei richtig, wenn wir uns nur auf die Innerlich-

keit, auf unsere Insel zurückziehen und dort versuchen, ein einigermaßen ruhiges Leben zu führen.

Versuchen wir nun, dem Thema ein wenig näher zu kommen, müssen wir einen Sprung in die frühere Geschichte machen. Es gab Zensur nicht nur zur Zeit der kommunistischen Diktatur. Es gab sie auch im Krieg, es gab sie auch vorher. Der Unterschied besteht nur darin, dass sie von den meisten Menschen nicht als solche wahrgenommen wurde. Mit der Einführung der kommunistischen Diktatur war eine neue Situation gegeben. Es gab hohen Druck. Das organisierte Spitzelsystem funktionierte und zeigte bald seine Folgen. Man war sich in keiner Situation sicher, dass man nicht an die Sicherheitskräfte verraten wird. Man sagte damals: Wenn drei zusammenstehen, muss einer davon berichten. Das ist übertrieben. Aber es erscheint uns heute unglaublich zu hören, dass anfangs alle Zusammenkünfte gemeldet und genehmigt werden mussten. Auch Faschingsunterhaltungen. Wieweit man sich daran hielt, ist eine andere Frage, sie waren meldungs- und genehmigungspflichtig. Das hat zu einer Spaltung der Gesellschaft geführt, wenn sie auch nicht entsprechend durchgeführt wurde. Man kannte solche, die mehr oder weniger mitmachen, und solche, die das nicht tun. Und vor denen, von denen man wusste, dass sie mitmachen, sprach man viel vorsichtiger, weil man Angst haben musste, dass sie plaudern. So gab es eine Spaltung in der Pfarrerschaft bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre.

2. Das Spitzelsystem

Zur Zensur gehörte ein ausgeklügeltes Spitzelsystem. Darüber müsste in einem eigenen Vortrag gehandelt werden. Gesagt werden muss hier bloß, dass es aus meiner Generation, soweit ich das abschätzen kann, keinen Pfarrer gab, der nicht Besuch von Staatsbeamten bekam und angehalten wurde, regelmäßig oder auch nur ab und zu Aussagen zu machen. Wie sich die einzelnen Pfarrer dabei verhalten haben, wird sehr unterschiedlich gewesen sein. Wirkliche Spitzel, also Leute, die ihre Amtsbrüder verraten haben, wird es kaum gegeben haben. Jeder hat wohl auf seine Weise versucht, irgendwie glimpflich aus der Situation heraus zu kommen. Ich habe nie gehört, dass einem Pfarrer meiner Generation aufgrund der Aussage eines Amtsbruders etwas Böses zugestoßen wäre. In der Zeit der Generation meiner Eltern, also in den fünfziger und sechziger Jahren, ist das wohl differenzierter gewesen.

3. Die Pfarrerversammlungen

Die Zensur führte dazu, dass alle Pfarrerversammlungen genehmigt werden mussten und dass dort jedes Mal ein Referat zur Frage der Zusammenarbeit von Staat und Kirche zu halten war. Ich erinnere mich nicht, ob es vorgelegt werden musste, und glaube, dass dies lange Zeit, wohl bis in die späten sechziger Jahre, nicht der Fall war. Aber über das Referat und die Diskussion danach musste ein Bericht an den Bevollmächtigten für Kirchenfragen erstellt werden. Der war natürlich gefärbt. Man schrieb hinein, was man meinte, dass die andere Seite hören möchte. Und doch konnte es nicht ganz von dem abweichen, was tatsächlich gesprochen wurde. Es lag dann am Geschick der Berichterstatter, die Dinge plausibel und doch dem tatsächlichen Verlauf nahe darzustellen. Die Bevollmächtigten kamen oft zur Sitzung hinzu, ergriffen aber nicht das Wort. In den späten sechziger Jahren wurde dann verfügt, dass diese Referate in gleicher Gestalt in allen Pfarrerversammlungen gehalten wurden. Ich komme darauf zurück.

Wir hatten am Theologischen Institut eine wöchentliche „Erziehungsstunde“ und als Nacharbeit dazu mit jeweils einem Jahrgang eine Jahrgangsstunde. Zu den Erziehungsstunden kam der Bevollmächtigte für Kirchenfragen ein- bis zweimal pro Semester dazu. Dann gaben wir uns besondere Mühe. Wir sagten, wir müssen „faţă“ machen (den Augenschein wahren), also der Situation in sachgemäßer Weise Rechnung tragen. Es war schwierig. Die Jahrgangsstunden nutzten wir, um über unsere Fragen mit den Studenten zu sprechen, wir machten also das Bestmögliche daraus. Aber wir wussten, dass wir eine Auflage hatten.

4. Das Theologische Institut

Natürlich stand die theologische Ausbildung im besonderen Blickfeld der staatlichen Organe. Dazu ein kleines Detail:

> Als junger Lehrer der Theologie habe ich die Studenten in Vierer-Gruppen der Reihe nach am Abend eines Wochentages zu uns zu einem gemütlichen Beisammensein eingeladen. Es waren im Studienjahr 1972/73, als ich anfing, für 46 Studenten. Also kamen sie elfmal zu uns, die letzten beiden Gruppen bestanden aus fünf Studierenden. Etwa nach dem zweiten oder dritten Mal fragte mich ein Student: „Denken Sie, dass es gut ist, wenn Sie uns einladen?“ Ich sah kein Problem. Da sagte er: „Wir müssen berichten.“ Dass dies der eine oder der andere musste, war natürlich völlig klar. Die Einladungen wurden fortgesetzt, im

Bewusstsein, dass sie zensuriert werden. Das galt ja aber nicht nur für die halboffiziellen Einladungen, es galt auch für alle Gespräche in einem etwas größeren Kreis.

Etwa um das Jahr 1974 kam von Bukarest ein Inspektor, um unsere Vorlesungen zu kontrollieren. Wir mussten ihm alle Skripten (Kurse) zur Verfügung stellen. Er sah sie durch und kommentierte nichts. Wahrscheinlich hat er sie nur insoweit durchgeblättert, als es ihm nützlich war für ein Referat an seine Oberbehörde. Einzelne auch kritische Anmerkungen in diesen Kursen zur Situation hat er überlesen oder nicht gesehen.

5. Die intertheologischen Konferenzen

Eine besondere Behandlung erfuhren die Orientierungsreferate. Ich weiß nicht mehr genau, wann man die Anordnung traf, dass nicht mehr monatlich, sondern nur noch sechsmal im Jahr eine Pfarrerversammlung stattfinden kann und in dieser ein Referent von der Zentrale ein solches Referat zu halten habe. Es war wohl gegen Ende der sechziger Jahre, wie bereits gesagt. Wir waren damals fünf Professoren am Theologischen Institut, und jeder von uns musste einmal im Jahr alle Pfarrerversammlungen mit einem solchen Referat bereisen. Das sechste hielt dann jemand vom Landeskonsistorium. Dieses Referat, dessen Thematik zentral festgelegt wurde, musste vor seiner Lektüre vom Kultusdepartement genehmigt werden. Immer wieder kam es vor, dass man dann als Referent zum Kultusdepartement gerufen wurde, wo einem klargemacht wurde, was und wie zu ändern ist. In den späten siebziger Jahren erfuhren wir dann, dass zwischen geschriebenem Elaborat und tatsächlich gehaltenem, also gesprochenem unterschieden werden kann. So haben wir dann die Referate geschrieben, wie wir meinten, es wäre richtig, und gehalten haben wir, was wir meinten, den Leuten sagen zu sollen. Das Thema konnten wir freilich dabei nicht ändern, auch im Inhalt mussten wir etwa bei dem Geschriebenen bleiben. Aber wir konnten variieren, auslassen und ergänzen. Es kam dann darauf an, dass die Berichte über das Referat und die Diskussion für die Behörden zufriedenstellend gemacht waren.

Ähnlich ging es bei den Vorträgen anlässlich der intertheologischen Tagungen der Theologischen Institute zu, die reihum in Bukarest, Hermannstadt (Sibiu) oder Klausenburg (Cluj-Napoca) gehalten wurden, bloß war die Zensur dabei noch stärker, ging es dort doch um eine sehr viel repräsentativere Gruppe von Vertretern der Kirchen, es waren jene, die unser Land

im Ausland vertreten sollten. Auch hier mögen zwei Beispiele die Realität beleuchten. Zunächst:

> An den einen ganz skurrilen Fall erinnere ich mich noch mit großem Ärger: Einer meiner Kollegen hatte ein Referat ausgearbeitet, konnte es aber nicht halten, weil er zu einer Veranstaltung ins Ausland fuhr. Ich sollte es also lesen. Und was ich da zu lesen bekam, war für mich schwer nachvollziehbar. Es enthielt Abschnitte mit Aussagen, die wir nie ausgesprochen haben. Ich musste mich schämen. Aber ich war nicht der Autor. Nach seiner Heimkehr habe ich den Kollegen daraufhin angesprochen. Er war erstaunt und sagte, er habe das Inkriminierte nicht geschrieben. Ich nehme es ihm ab. Das bedeutet aber: Die Zensur hatte eingegriffen und das Referat bearbeitet, und weil man wusste, dass der Autor außer Landes ist, konnte das durch die Zensur veränderte Referat als seines ausgegeben werden.

Das zweite Beispiel schildert eine andere Situation:

> Ich hatte selbst ein Referat zu halten, und zwar über die Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und auch über die Theologie der Befreiung. Im Referat hatte ich eine gewisse Reserve ihnen gegenüber angemeldet. Der Staat aber hatte Interesse daran, dass die Befreiungsbewegungen in Angola und Mozambique gefördert werden, und suchte gedankliche Unterstützung bei der Kirche. Ich konnte da nicht mitmachen, weil wir selber unter einem Regime lebten, aus dem wir befreit werden wollten, aber nichts dafür tun konnten, eine solche Befreiung einzuleiten. So zwiespältig konnte ich nicht sein, dass ich etwas guthieß, was ich selber nie zu praktizieren wagen konnte. Dementsprechend berief ich mich auf Mt 26,52: „Stecke dein Schwert an seinen Ort, denn wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert fallen“, und meinte, dass Dietrich Bonhoeffer, der für sein Eintreten gegen Hitler den Märtyrertod starb, genau das erlebt hat. Ich wurde zum Kultusdepartement gerufen und in belehrendem Ton aufgefordert, mehr Mut zu haben, die Befreiung von Tyrannei sei doch eine gute Sache. Ich konnte innerlich nicht nachgeben. Dann kam der Druck auf das Landeskonsistorium. Dort konnte man fest bleiben. Das Referat wurde nicht geändert. Aber dann standen nach dem Referat mehrere Kollegen aus anderen Kirchen auf, die meine Ansicht zerrissen und sich für die Befreiungsbewegung einsetzten, natürlich auch, indem sie auf Bonhoeffer hinwiesen. Der Inhalt des Referates wurde auf diese Weise offensichtlich auf Druck von außen dann doch noch im Sinne der Regierung zurechtgebogen.

Die Abfassung der Protokolle nach diesen Tagungen war eine ganz schwere Sache. Mit Respekt denke ich an die Kollegen, die sich dieser Arbeit unterzogen haben. Nicht kommentieren möchte ich bei dieser Gelegenheit die Tatsache, dass wir dabei oft ein Telegramm an den Staatschef senden mussten. Es war vorformuliert. Ob es zur Abstimmung dabei kam oder man es nur zur Kenntnis brachte, weiß ich nicht mehr.

Wohl aber ist mir eine Konferenz im Jahre 1987 in Erinnerung, in der wir auch politisch geschult werden sollten. Was da von einigen Kollegen gesagt werden *musste*, ich kann es nur so formulieren, war derart, dass ich nicht mehr wusste, was man denken sollte. Aber am nächsten Tag bei der Theologischen Tagung war alles ganz anders, theologisch, kirchlich, so als lebte man in einer anderen Welt.

6. Das Landeskonsistorium

6.1 Die Rundschreiben

Zur Zensur gehörte, dass alle Schreiben jeder Art über 50 Exemplare genehmigt werden mussten. Das bedeutete, dass alle Rundschreiben zuerst in Bukarest zur Genehmigung vorgelegt wurden. Mir ist bekannt, dass ein solches Rundschreiben vom Staat abgelehnt wurde und erst etwa 18 Monate später, in veränderter Gestalt, herauskommen konnte. Es mag mehrere Rundschreiben gegeben haben, bei denen die Zensur massiv eingriff. Weil man diesen Weg umgehen wollte, gingen darum die Rundschreiben normalerweise an die Bezirke, es waren anfänglich 10, und diese schickten sie, dort auf der Schreibmaschine vervielfältigt, an die Gemeinden weiter. Da kein Bezirk 50 Gemeinden bzw. Pfarrämter hatte, konnte man auf diese Weise der Zensur entgehen. Das war natürlich bei Wahlen oder bei der Einberufung der Landeskirchenversammlung nicht möglich. Da musste man den Text vorlegen und damit den schweren Weg über die Zensur gehen.

6.2 Die Sitzungen

Bei den Sitzungen des Landeskonsistoriums war immer ein Vertreter der Regierung aus Bukarest anwesend. Das hat dazu geführt, dass die Tagesordnung der Sitzungen sehr kurz war. Sie enthielt den Bericht des Bischofs und den des Hauptanwalts. In dem Bericht des Hauptanwalts waren dann alle Geschäftsfragen der Sitzungen einzeln angeführt. Die Tagesordnungspunkte waren also alle in einen Bericht zusammengefasst. Da gab es kaum Probleme bei der Genehmigung der Sitzungen, es gab wenig danach zu berichten. Das war der Trick, mit dem man Schwierigkeiten umschiffte. Gab es wirklich Probleme, die in den Sitzungen zu beschließen waren, traf sich das Konsistorium zumindest in den achtziger Jahren am Abend vorher und einigte sich, damit man vor dem Staatsbeamten möglichst geschlossen auftreten konnte.

Das war dem auch sehr recht. Öffentliche Diskussionen erschienen immer als destabilisierend und wurden so weit wie möglich unterbunden.

6.3 Die Beschlüsse

Selbstverständlich mussten alle Beschlüsse des Landeskonsistoriums und noch mehr der Landeskirchenversammlung dem Ministerium (Kultusdepartement) vorgelegt werden. Es konnte dann auch manchmal schwierig werden.

Dazu ein Beispiel:

> Die Landeskirchenversammlung hatte 1978 beschlossen, dass ein Altenheim gebaut werden sollte. Das war nicht vorgesehen, es hatte sich ein Stoßtrupp in der Landeskirchenversammlung gebildet, der diese Forderung stellte und meinte, dass ein solches Vorhaben möglich sein müsse, weil die Juden auch ein solches Altenheim haben. Nach der Sitzung wurde der Druck vom Kultussekretariat rasch wirksam. Der Staat sagte: Nein! Das ging sogar so weit, dass man verlangte, dass zwei Insassen des Erholungsheimes Wolkendorf (Vulcan), die ein gewisses Alter erreicht hatten und ständig dort wohnten, wieder ausgegliedert werden sollten. Man hatte richtig vermutet, dass man auf diese Weise alten Gemeindegliedern helfen wollte, die sich nicht mehr helfen konnten, die also so etwas wie einen Ersatz für ein Altenheim suchten. Vielleicht hat auch jemand gepetzt. An dieser Stelle wurde sehr deutlich, was möglich ist und was nicht. Und was nicht durch die vorherige Zensur gelaufen war, war auf jeden Fall suspekt.

Ein anderes Beispiel:

> Wenn jemand in einer Bezirks- oder Landeskirchenversammlung gewählt wurde, der nicht dem Willen der Behörden entsprach, konnte es geschehen, dass die Genehmigung der Wahl lange Zeit ausblieb. Meistens wussten aber die Behörden vorher, was geschehen werde, und setzten ihre Leute in den Kirchenversammlungen unter Druck, eine ungewollte Wahl zu verhindern. Und es gelang oft.

7. Die „Kirchlichen Blätter“

Ein besonderes Regime hatten die „Kirchlichen Blätter“. Dass sie 1972 wieder als Monatsschrift erscheinen konnten und eine gewisse Offenheit und Freiheit vermittelten, grenzt an ein Wunder. Sie waren 1948 eingestellt worden. An eine Neu-Herausgabe dachte lange Zeit niemand. Ich sagte

bereits, dass alles, was in mehr als 50 Exemplaren herauskam, der Zensur unterlag. Eine solche Zeitschrift musste ihren Weg darum suchen. Es ist gelungen. Und längere Zeit konnten die kirchlichen und theologischen Artikel mit kleinen Änderungen gedruckt werden. Dass sich die Zensur immer wieder einmischte, ist klar. Sie war mit Sicherheit vorauszusehen, wenn sie den Eindruck bekam, dass sich die Kirche in Staatsgeschäfte einmischt. So konnte ein Beitrag eines Pfarrers zu der vierten Seligpreisung „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit" nicht gedruckt werden, weil der Schreiber der Sehnsucht nach Gerechtigkeit Ausdruck gab. Nach einer bestimmten Zeit, gegen Ende der siebziger Jahre, musste ein so genannter „sozialer Artikel" als Leitartikel der Monatsschrift erscheinen. Das hat sehr viel Mühe gekostet. Es wurde ein Ausschuss dafür eingesetzt. Es ist dem Herausgeber zu danken, dass er die Gratwanderung erfolgreich durchgeführt hat und das in einer Weise, dass die Kirchen im Ausland, besonders aus der damaligen DDR, aber nicht nur sie, diese Artikel als besonders interessant angesehen haben.

Ein besonders großes Problem stellte sich in den späten achtziger Jahren in der Forderung ein, dass auf der ersten Seite der „Kirchlichen Blätter" das Bild des Staatschefs erscheinen sollte. Da gab es eine Krisensitzung des mit den Mitgliedern des Lehrkörpers des Theologischen Institutes erweiterten Landeskonsistoriums. Die Frage war: Bringen wir das Bild oder nicht, bei dem Risiko, wenn wir es nicht bringen, dass das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt wird. Man entschied: Das Bild kann in den „Kirchlichen Blättern" nicht erscheinen, was immer auch geschehen mag. Die Zensur gab nach. Die „Blätter" durften weiter erscheinen.

Publikationen gab es außer den „Kirchlichen Blättern" in unserer Kirche bis in die späten siebziger Jahre keine. Damals öffnete sich eine Tür, es entstand die Reihe der „Beihefte zu den Kirchlichen Blättern", es kam das „Weggeleit"[2] heraus, ein Buch zur Orientierung für das christliche Leben im Alltag, besonders für Gemeindeglieder. In theologischen Fragen mischte sich die Zensur nicht ein. Bei der Herausgabe der Festschrift für Hermann Binder[3] verlangte man nur einen „sozialen Beitrag". In Verlegenheit gekommen, verfasste ein Kollege eine Analyse der „sozialen Beiträge" der „Kirchlichen Blätter". Und wieder erlebten wir, dass dieser Artikel mit besonderer Sorgfalt im Ausland gelesen wurde.

2 Weggeleit für Evangelische Christen, Sibiu-Hermannstadt 1987.

3 Im Kraftfeld des Evangeliums, Festschrift für H. Binder, hg. von H. Klein und H. Pitters, BKB 3, Sibiu-Hermannstadt 1981.

8. Das große Dennoch

Zu einem abgerundeten Bild bedarf es noch des Hinweises, dass in den siebziger Jahren eine neue Agende für den kirchlichen Gebrauch für den Gottesdienst und die Kasualhandlungen herausgegeben wurde. Hier hat sich die Zensur, soweit ich informiert bin, nicht eingemischt. Sie hat es der Kirchenleitung überlassen, adäquate Formen zu finden. Sogar bei der öfter variierten Form des Gebetes für den Staat hat sie keinen Einspruch erhoben.

Zum Verständnis: Etwa 1948 wurde eine Vereinbarung mit staatlichen Organen getroffen, dass in jedem Gottesdienst beim Hauptgebet des Staates mit folgenden Worten gedacht wird: „… und rüste alle, die zur Verantwortung des Staates berufen sind, aus mit Weisheit und Gerechtigkeit, dass Eintracht und Friede unter uns herrsche und alles Volk seiner Arbeit froh werde“. In der neuen Agende gibt es zu jedem Gottesdienst einen Vorschlag zum Gebet für die Obrigkeit, aber die feste Wortwahl ist verschwunden. So tut die Agende ihren Dienst auch heute unter veränderten Verhältnissen.

Erwähnt muss noch werden, dass in dieser Zeit das neue Gesangbuch herauskam. Inwieweit hier Zensur spürbar wurde oder die Selbstzensur ausreichte, ist mir nicht bekannt.

9. Zusammenfassung

Jede Diktatur fürchtet das selbständige Denken. Um dieses zu unterbinden und, wo das nicht möglich ist, in Grenzen zu halten, schüchtert sie einerseits die Menschen ein, andererseits kontrolliert sie möglichst alle Kommunikationswege. So waren die Jahre nach der Errichtung der kommunistischen Diktatur davon geprägt, dass man sich dauernd überwacht wusste. Institutionen konnten ihre schriftlichen Unterlagen nicht unzensuriert weitergeben.

Zu Beginn der kommunistischen Diktatur war die Einschüchterung besonders stark. Zusammenkünfte mussten angemeldet werden, Radio und Zeitungen waren strengstens kontrolliert. Die Kirche konnte sich an den Medien nicht beteiligen. Etwa zur Halbzeit wurde die Zensur gelockert, aber es wurde gleichzeitig Selbstzensur erwartet. Das ist zu einer großen inneren Belastung geworden. 1972 konnten die „Kirchlichen Blätter“ wieder erscheinen. Die Überwachung von Begegnungen und die Zensur der Rundschreiben wurden langsam gelockert.

Ganz aufgehört haben sie nie. Dass es der Kirche in dieser Zeit gelang, neue Wege zu finden und Grauzonen auszunutzen, scheint mir das Verdienst

der Verantwortlichen jener Zeit zu sein. Wie Menschen mit solcher Überwachung leben konnten und wie sich die Kirche einen Freiraum suchte, wäre einer eingehenden Untersuchung wert. Dort, wo wenig oder kaum zensuriert wurde, im geistlichen Bereich und im inneren Leben der einzelnen Christen und der Gemeinden, konnte Kirche wachsen und auch gefestigt werden.

Unterforderung und Überbelastung

Gedanken anhand von Ps 69,2–4*

Das Thema, um das es heute geht, will eine Not *aus*sprechen und Möglichkeiten der Überwindung *an*sprechen. Es geht um die Feststellung zumindest einiger Geistlicher, dass sie teilweise unterfordert sind, was sich hauptsächlich auf das bezieht, wozu sie ausgebildet wurden oder was sie gerne tun. Auf der anderen Seite aber sind sie so mit administrativen Dingen überhäuft und in ihrer Kompetenz überfordert, dass sie den Eindruck haben, der Sache nicht mehr gerecht werden zu können und darum auch mit ihrem Beruf nicht ganz zurechtkommen. Man hatte sich die Sache doch sehr anders gedacht.

Bevor ich mich dem Schriftwort näher zuwende, mache ich eine Feststellung zu meiner Ausgangsbasis: Ich habe irgendwann erfahren, dass man von einem Grundsatz ausgehen kann, wenn man seine Arbeit einschätzt: Überall auf der Welt kann man höchstens zu 70 % in seinem Beruf das machen, was man gerne tut und von Natur bzw. von seiner Ausbildung her kann. Auch der eigenständige Künstler muss sich an der Nachfrage des Marktes orientieren, er muss gewisse Sachen lernen, die ihm nicht liegen. Der Musiker muss viele Stunden üben, der Bildhauer sich mit der Struktur der Steine beschäftigen usw. Die Tendenz, mehr als 70 % dessen tun zu dürfen, was man gerne möchte, weil man dazu die Gaben hat, besteht, sie gelingt aber selten.

Umgekehrt sollte jeder Mensch zumindest 30 % von dem, was er wirklich kann, machen dürfen. Dem trägt z. B. die Forderung nach dem Achtstundentag Rechnung. Wer acht Stunden tun muss, was er innerlich nicht will, kann sich nachher noch etwa zwei bis drei Stunden erholen, sich über sein Hobby stürzen. Und der freie Samstag der neueren Zeit hilft weiterhin dazu.

Ich fasse zusammen: Wenn ein Geistlicher (ich schließe unsere Frauen ein) sich unterfordert fühlt, dann ist es, weil er nicht wenigstens 30 % von seiner Dienstzeit das tun kann, was er wirklich möchte und kann, also etwa drei Stunden täglich. Fühlt man sich überlastet, dann weitgehend darum, weil entweder der Raum zur notwendigen Ruhe eingeschränkt ist oder, und weit häufiger, weil man in 70 % oder mehr der Dienstzeit Dinge machen

* Einleitende Bibelarbeit über Ps 69,2–4 anlässlich der Pfarrerversammlung am 4. Oktober 2006 zum oben genannten Thema, der ein Hauptreferat über das Burn-out-Syndrom folgte.

muss, die einem sehr schwerfallen oder die einen gar übersteigen, weil man sich nicht kompetent fühlt und auch nicht weiß, wo man jemanden findet, der berät oder mit anpackt. Das Überfordert- oder Überlastet-Sein ist nicht unbedingt eine objektiv feststellbare Tatsache, sie hängt zutiefst mit der Psyche und den Gaben des jeweiligen Betroffenen zusammen. Und ähnliches gilt für das Unterfordert-Sein.

Es gibt aber noch etwas ganz anderes, was dasselbe Gefühl vermittelt, das ist das Leben in der Gemeinschaft. Die Geistlichen unserer Kirche werden nur noch begrenzt von den Gemeinden getragen, sie sind weitgehend Manager geworden, die die verschiedenen Lebensbereiche „abwickeln". Und dazu haben sie nicht ein normal pulsierendes Gemeindeleben um sich, sie sind für alles verantwortlich und werden dann doch nicht wirklich auf ihre Verantwortung hin angesprochen, ich meine im guten Sinne des Wortes. Aber sie erfahren auch, dass sie kaum jemand zur Verantwortung zieht, weil in den rapiden Veränderungen alles unklar geworden ist. Man bekommt zu wenig korrigierende Signale, es sei Lob oder Tadel, man erlebt nur sehr viel offenes Land, offene Fragen, fragende Menschen. Das Leiden, das sich daraus ergibt, ist eines an mangelnder Solidarität. Man hat um sich herum nicht die Menschen, die ein Korrektiv zu den Belastungen des Alltags bieten. Man ist weithin einsamer Streiter, und die Orientierung und auch die Tuchfühlung zu den Mitstreitern ist äußerst unklar und unsicher.

An dieser Stelle wollen wir auf Ps 69,2–4 sehen. Vielleicht ergibt sich aus der Meditation auch noch etwas zu unserem ersten Problem:

> „Rette mich Gott, denn es kamen die Wasser bis an die Gurgel.
> Eingesunken bin ich in tiefem Schlamm.
> Es gibt nichts, wo man stehen kann.
> Ich bin in die Tiefen des Wassers geraten,
> und die Flut überschwemmt mich.
> Ich habe mich müde geschrien beim Rufen.
> Meine Stimme (Kehle) ist heiser geworden.
> Mir wurden die Augen trübe
> vom Warten auf meinen Gott."

Der Beter hat ein Solidaritätsproblem. Er weiß sich umgeben von Feinden, wie besonders der folgende V. 5 zeigt. Das ist die Sprache der Psalmen, gemeint ist, dass ihm die Solidarität aufgekündigt wurde oder er sie aufgekündigt weiß. Wahrscheinlich ist er krank, und die Umwelt schiebt ihn schon in den Bereich des Todes, der Unreinheit ab. Aber das spielt im

Zusammenhang unserer Fragestellung keine große Rolle. Denn diese Psalmen sind auch zu verschiedenen Anlässen gebetet worden, und wir können den verlesenen Text auch mitbeten. Das Bild ist erschreckend: Das Wasser kommt ihm bis zur Seele, zur *näfäsch*, wir würden sagen: an die Gurgel, aber der Israelit ist noch konkreter: bis an den obersten Rand der unteren Lippen, dort, wo er noch *f-sch* sagen kann. Er ist am Verschlucken und damit kurz vor dem Ertränkungstod. Das andere Bild: Er ist am Versinken im Schlamm, d. h., das lebendige Begräbnis steht bevor. Drastischer kann man die Not kaum beschreiben. Der Beter sieht von sich aus keine Möglichkeit mehr, aus dem Schlamm, dem Bereich des Todes, herauszukommen. Wenn nichts geschieht, geht er buchstäblich zu Grunde, versinkt er im Tod. Und er sieht sich ganz nahe vor diesem Ereignis. Denn er kann eigentlich nicht einmal mehr rufen, er hat bereits unsagbar lang auf Gott, d. h. auf seine Rettung, gewartet. Diese Erfahrung kommt der Aussage sehr nahe: „Ich bin ausgebrannt." Bloß ist das Bild im Psalm vom Gegensatz, vom Wasser und nicht vom Feuer, her gewählt. Gemeint ist in beiden Fällen: Ohne Hilfe von außen geht es nicht mehr weiter.

Was der Beter tut: Er wendet sich an Gott. Hilft das? Hat er nicht bereits lange, viel zu lange geschrien? Er tut es jetzt im Tempel in Gegenwart eines Priesters. Es ist gewissermaßen der letzte Verzweiflungsschrei, nun aber nicht mehr allein. Es ist ein Psalm, der darum überliefert wurde, weil er vielen geholfen hat. Und im Tempel gesprochen führt er in die Gemeinschaft des Gottesvolkes, das diesen Psalm durch die Jahrhunderte überlieferte. Voraussetzung ist: Es hilft, sich an Gott zu wenden. Es hilft zu beten. Durch Beten kann sich eine Situation verändern. Innerlich bestimmt, sagen wir. Aber auch äußerlich? Lassen wir es mal beim Innerlichen. Denn etwa seit Friedrich Schiller wissen wir, dass die Welt nicht etwas Objektives ist, sondern in sehr hohem Maße das, was wir aus ihr machen, wie wir sie ansehen. Das wollte Marx nicht wahrhaben, aber wir sollten diese bereits 200 Jahre alte Erkenntnis nicht zu schnell verwerfen. Ich erinnere mich, dass ich in einer sehr schweren Phase meines Lebens gute Freunde gebeten hatte, mir beizustehen. Der Beistand kam nicht sichtbar. Aber ich konnte im Bewusstsein solcher Solidarität weitermachen, und es ging. Die Welt ist weniger so, wie sie aussieht, als das, was wir ansehen und wie wir sie ansehen.

Darum hilft Beten auf jeden Fall. Weil sich zumindest in uns etwas verändern kann. Und Gott dies auch verändern will. Und es hilft die Solidarität von Menschen und sei es nur im Gottesdienst.

Wenn aber schon vom Gottesdienst gesprochen wird: Der Beter dieses Psalms hat ihn nicht wie wir gelesen, er ist ihm vom Priester oder Leviten

vorgesprochen worden. Und wahrscheinlich ging diesem Gebet ein intensives Gespräch voraus. So war der Beter schon nicht mehr allein. Er war bereits in der Solidarität des Gottesvolkes und sei es nur mit einem seiner Repräsentanten. Und was den Psalm besonders attraktiv für uns macht, ist die im Neuen Testament (Joh 2,17) zitierte Aussage von V. 10: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Das ist es ja gerade, dass wir, die wir für Gott und Gottes Haus eifern, zuweilen oder auch länger im Dienste Gottes und seiner Gemeinde, nicht ganz zurechtkommen.

Bedenkt man aber, dass dieser Psalm von den ersten Christen besonders gerne auf Jesus und das Kreuzesgeschehen bezogen wurde, wie das Zitat aus V. 22 „Sie gaben mir Essig zum Trank" in Mt 27,34–48 zeigt, dann bekommt unser Psalm noch ein ganz anderes Gesicht: Die wirklichen Leiden, das tatsächliche „Verzehrt-Sein", das hat Jesus erlebt. In deinem Leiden bist du nicht mehr allein, er ist neben dir.

Das so genannte Burn-out-Syndrom ist auch ein Problem der Solidarität, wenn auch nicht nur ein solches. Wir haben einen Gott, der hilft, und meinen damit den Gott, der vom Tode errettet.

Lasst uns solches hören und neu beginnen, zu Gott zu schreien, laut zu schreien, wenn wir mit uns selber oder mit der Welt nicht zurechtkommen. Weil er helfen kann und helfen will. Und lasst uns gleichzeitig die Botschaft annehmen: Jesus ist neben dir. Er hat Vergleichbares auch durchgemacht.

Das schließt nicht aus, dass wir uns mit unseren Problemen an einen Berater wenden, an einen Seelsorger oder einen Fachmann. Möglicherweise müssen wir in einem Gespräch auch erfahren, was wir falsch machen, wo wir uns über- oder unterschätzen, was wir an Aufgaben abgeben können oder wo wir aktiv werden sollen. Möglicherweise ist auch eine Beratung mit einem kirchlichen Vorgesetzten nötig, der mithelfen kann, den Aufgabenbereich anders zu strukturieren. Der Genesungsprozess beginnt, wenn wir zu reden, vielleicht auch zu schreien beginnen und dabei an Gott nicht vorbeigehen. Er kann auch die Augen öffnen für menschliche Hilfe oder brüderliche Helfer, es seien Menschen, die Entlastung bringen oder Initiativen fördern.

Die Verwaltung der (rückerstatteten) irdischen Güter im Lichte der Aussagen der Bibel*

Durch die Rückerstattung von Immobilien, Ackergrund, Häusern und Wäldern ist in unserer Kirche eine neue Lage entstanden. Wir sind gerufen, uns verstärkt um irdische Dinge zu kümmern, wiewohl wir als Pfarrer dazu nur eine notdürftige Ausbildung und auch keine Erfahrung haben. Denn die Bewirtschaftung des Pfarrgartens, der allein nach der großen Enteignung im Jahr 1944/45 in den meisten Gemeinden erhalten blieb, ist in den verschiedenen Gemeinden durch Tradition geregelt gewesen. Darum musste sich ein Pfarrer nicht kümmern. Wenn er es wollte und die entsprechenden Gaben hatte, konnte er dieses Stück Land selber bebauen oder bewirtschaften, konnte er es nicht, gab es in der Gemeinde genügend Leute, die ihn berieten, und auch solche, die den Garten in Pacht übernahmen. Die großen Städte bildeten hierin eine Ausnahme. Da waren mehrere Häuser der Kirchengemeinde erhalten geblieben, hier gab es auch eine eigene Verwaltungsstelle. Im Allgemeinen aber haben sich die Pfarrer vor 1990 neben ihrem geistlichen Dienst und der im Verhältnis zu heute reduzierten Bürokratie nur um Renovierungsarbeiten an Kirche und Pfarrerhaus kümmern müssen.

Durch die massive Auswanderung in den Jahren 1990/1991 sind die Gemeindeglieder, die Erfahrung in der Landwirtschaft und in der Verwaltung von Immobilien hatten, selten geworden. Und gerade in dieser Zeit wurde das Gesetz verabschiedet, das jeder Kirchengemeinde eine landwirtschaftliche Fläche von fünf Hektar zusprach. Die meisten Pfarrer, oder sogar alle, haben sich damals nicht in der Lage gesehen, diesen Boden zu bearbeiten. Die Gemeinden haben darum den Boden verpachtet, an manchen Orten an die neu entstandenen landwirtschaftlichen Vereine. Das ging eine Zeit lang gut, dann brach die Landwirtschaft zusammen, es lohnte nicht mehr, den Boden zu bearbeiten. Der Ertrag war angesichts der hohen Kosten für Diesel viel zu gering. Einige wenige Gemeinden hatten den Ackergrund in der Nähe der Städte bekommen. Sie konnten ihn parzellieren lassen und als Baugrund verkaufen. Aber es fehlte ihnen die Erfahrung des Umgangs mit dem auf diese Weise erhaltenen Geld.

Wirklich neu wurde die Lage allerdings, als der Staat daran ging, ehemalige Predigerwohnungen und Gemeindesäle, aber auch andere einst im

* Völlig überarbeitete Fassung eines am 19. Juni 2009 gehaltenen Kurzvortrages.

Besitz der Kirchengemeinden befindliche Gebäude und sogar Wälder zurückzugeben. Von da an waren die Gemeinden angehalten, irdische Güter zu verwalten, die sie selbst im Unterschied zu der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen nicht mehr oder nur noch begrenzt für sich brauchten. Wie geht man mit solchen Gütern um, wenn man keine Erfahrung und keine Ausbildung dazu hat? Wie findet man einen Verwalter, wenn in der Gemeinde keine geeigneten Leute vorhanden sind? Wer berät den Pfarrer, wenn die Presbyter, aus welchen Gründen auch immer, nicht in der Lage sind, hierin zu helfen? Oder noch konkreter: Was sagen wir zu diesem Thema von der Kanzel oder bei einer Beratung innerhalb der Seelsorge, wenn Menschen uns um Rat im Hinblick auf die Bewirtschaftung ihrer eigenen Immobilien bitten? Mit solchen Fragen im Hinterkopf suchen wir nach Texten der Bibel, und da finden wir zunächst die Sentenz im Lukasevangelium:

> „Wer im Geringen treu ist, der ist auch im Großen treu.
> Wer im Geringen untreu ist, ist auch im Großen untreu.
> Wenn ihr nun mit dem ungerechten Mammon nicht treu umgeht,
> wer wird euch das Wahre anvertrauen?“ (Lk 16,10)

Hier werden christliche Verwalter angesprochen, die Verantwortung für das Geld der jeweiligen christlichen Gemeinde übernommen haben und denen eingeschärft wird, dass sie damit nicht so umgehen dürfen wie der „ungerechte Haushalter“ im vorhergehenden Gleichnis Jesu (Lk 16,1–8). Von ihnen wird, wie es für einen Verwalter üblich war, Treue, sorgfältiger Umgang erwartet, wiewohl es Geld, ungerechter Mammon, ist. Geld muss eben treu bewahrt werden. Der Spruch setzt allerdings voraus, dass der Verwalter sein Geschäft versteht. Was tut man, wenn man keinen Menschen kennt, der sich im Verwalten auskennt? Wie geht man mit einem Fachmann um, der wie die meisten Leute im Lande nach der Wende keinen Sinn für Gemeinwohl hat und darum weitgehend daran interessiert ist, etwas für sich herauszuschlagen? Der Übergang vom Kommunismus zur Privatwirtschaft hat vor allem solche Verwalter hervorgebracht, die in die eigene Tasche wirtschaften. Kann uns in dieser Frage die Bibel ein wenig weiterhelfen?

Bei einem ersten Überblick über die Texte der Bibel (1), die sich zu diesem Thema äußern, werden wir erkennen, dass die Basis für eine Antwort auf unsere Frage sehr schmal ist. Aber vielleicht ergeben sich aus der Betrachtung dieser Texte und einer theologischen Auswertung (2) doch hilfreiche Gesichtspunkte (3).

Die Sicht der Bibel

Über den Umgang mit den Gütern erfahren wir in der Bibel wenig.

1.1 Ganz selten redet sie von Verwaltern. Im Alten Testament nur einmal von der vorzüglichen Verwalterschaft des Joseph in Ägypten (Gen 41,33–49). Im Neuen Testament ist dann von dem erwähnten „ungerechten" Verwalter die Rede, der mit den Gütern falsch umgeht (Lk 16,1–8). Vom rechten Verwalter wird Lk 12,42 gesagt, dass er treu und vernünftig sein soll. Und Paulus bezeichnet sich selbst als Verwalter, von dem Treue erwartet wird (1 Kor 4,1), aber er hat nicht irdische Güter, sondern „Gottes Geheimnisse" zu verwalten. Treue ist somit die vorzügliche Eigenschaft, die ein Verwalter haben muss und an der er gemessen wird. Dass ein Verwalter die Güter vermehren soll, wird erstaunlicher Weise nirgends ausgesagt.

Das hängt damit zusammen, dass das Denken Israels und auch das der neutestamentlichen Autoren von der Agrarwirtschaft geprägt war. Danach galt: Wer Boden hat, der für den Unterhalt der Familie ausreicht, der bewirtschaftet ihn. Und wenn der Boden mehr trägt, dann soll der Überfluss nicht dazu dienen, dass man ein sorgloses Leben führt, vielmehr soll er den Armen gegeben werden. Dann ist man reich bei Gott (Lk 12,21), man hat Schätze im Himmel (Lk 12,33f). Arme gab es reichlich in Israel, zur Zeit des Neuen Testaments zum Teil auch dadurch, dass viele aus der Diaspora in ihrem Alter nach Jerusalem und seine Umgebung zurückkehrten, um im Heiligen Land zu sterben. Wenn nun die Ehemänner starben und ihre Witwen zurückblieben, waren diese bald sehr bedürftig. Aber diese Einstellung zur Weitergabe von Lebensmitteln ist älter. Schon die Sprüche halten fest, dass wer etwas mehr hat, als er braucht, es den Armen geben soll, dann leiht er es Gott (Spr 19,17). Und dieser gibt es ihm irdisch oder in seiner Himmelsherrschaft zurück. So wird im Buch Tobit festgehalten: Barmherzigkeit (Almosen) errettet vom Tod (Tob 4,10).

Vermehrung des Bodens war wohl im Einzelfall möglich, es war keine Möglichkeit für viele. Denn der Ackergrund war aufgeteilt, und grundsätzlich sollte er bei Verkauf im 50. Jahr, dem Jobeljahr, an die Familie zurückfallen (vgl. Lev 25,10–17). Wer darum mehr Kinder hatte, als der Boden trug, musste diesen entweder zum Erlernen eines Handwerkes raten oder dazu, in die Diaspora zu gehen. Dies tat der „verlorene Sohn" (Lk 15,11–32), der sich sein Teil auszahlen ließ, um außer Landes einen Lebensunterhalt zu finden. Es gab für Kinder, die nicht genug Boden erben konnten, auch die Möglichkeit, Tagelöhner zu werden, wie es der „verlorene Sohn"

nach seiner Rückkehr anstrebt. Doch die Zahl dieser Leute musste nach Maßgabe der Nachfrage begrenzt bleiben. Das galt natürlich auch für die Handwerker. Joseph, der Mann der Maria, war ein armer Mann, der wahrscheinlich keinen Boden hatte und der darum seinen Unterhalt am Bau verdiente. Er ist wohl auch darum früh gestorben. Denn die gefährlichsten und schwersten Arbeiten mutete man den Tagelöhnern zu.

1.2 Auch Handel spielte im Israel der Bibel kaum eine Rolle. Er lag so fern, dass es kaum Anweisungen dafür gab. Dt 25,13–16 und dann Spr 11,1; 16,11 und 20,10.23 wird bloß Ehrlichkeit bei Kauf und Verkauf gefordert, konkret der Verzicht auf zweierlei Gewichte. Die Propheten kritisieren gerade diesen Missbrauch des Handels (Hos 12,8; Am 8,5f; Mi 6,10f), Jes 2,7 die Großtuerei der Handelsleute. Handel war in Israel mit der Ausnahme der Zeit Salomos (vgl. 1 Kön 5; 9,10–14.26–28; 10) hauptsächlich eine Sache der Fremden (1 Kön 20,34; Ez 27). Wer auf Geschäfte aus war, musste sich darum normalerweise mit Fremden ins Einvernehmen setzen. Auch die Zöllner, die Steuerpächter jener Zeit, mussten mit den Mächtigen übereinkommen. Das führte dazu, dass sie aus der Gesellschaft ausgegliedert, den Sündern gleichgestellt wurden.

Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Mt 25,14–30; vgl. Lk 19, 11–27) setzt zwar voraus, dass man durch Handel einen Mehrwert erzeugt und erzeugen soll oder zumindest das Geld auf Banken gibt, damit es durch Zinsen vermehrt wird. Aber es ist eben ein Gleichnis, das daran denkt, dass geistliche Güter vermehrt werden, nicht irdische. Der Jakobusbrief aber zeigt, welche Reserve man Händlern gegenüber hatte: Ihnen wird geraten, dass sie nicht zuerst an ihre Geschäfte denken und diese verplanen, sondern Gott den Herrn ihres Lebens sein lassen sollen, indem sie sagen: „So der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun“ (Jak 4,13–15). Dem Handel wird das Eigenleben genommen, er wird in den Gehorsam unter Gott gerufen. Aber interessanter Weise werden diese Leute nicht angehalten, ihren Mehrwert weiterzugeben. Das tut allerdings Zachäus, der freilich nicht Händler ist. Und Apg 20,35 wird Paulus als Arbeiter hingestellt, der Geld erwirbt, damit er es an Bedürftige weitergeben kann. Erwerben also zur Weitergabe. Wir sind immer noch im Bereich der Weitergabe des Mehrwertes.

1.3 Ansatzweise gibt es im Neuen Testament auch noch einen anderen Gesichtspunkt als den, der aus der Landwirtschaft kommt. Er findet sich beim Apostel Paulus, der Handwerker war. Dieser betont, dass er die Gemeinde

nicht schädigen will und darum Tag und Nacht arbeitet (1 Thess 2,9). Und er bekennt der Gemeinde von Philippi, die ihm eine Kollekte zusandte: „Ich kann Überfluss haben und Mangel leiden“ (Phil 4,12). An anderer Stelle fordert er die Christen in Korinth auf, nach dem Prinzip zu leben: „Haben, als hätten wir nicht“ (1 Kor 7,29). Das Ideal ist also, sich nicht vom Reichtum gefangen nehmen zu lassen, das Irdische nicht zu hoch zu achten und bereit zu sein, sich auch mit wenigem zufriedenzugeben. Solche Sätze konnte man damals auch in der stoischen Philosophie aussprechen, bei Paulus sind sie seinem Christusglauben und der Erwartung der Wiederkunft des Herrn eingeordnet.

Die späteren Paulusbriefe variieren diese Aussagen. 1 Tim 6,7 f wird der Gedanke von Phil 4,12 weitergeführt, wenn gesagt wird: „Wir haben nichts in die Welt gebracht, so werden wir auch nichts hinaustragen. Wenn wir zu essen und zu trinken haben, lasst uns genügen.“ Und an anderer Stelle wird dann auch zur Arbeit mit dem Spruch aufgefordert: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ (2 Thess 3,10).

Dies sind alles Worte, die an einen Mittelstand gehen, in dem das Allernotwendigste dann doch vorhanden ist, weil es durch tägliche Arbeit in der Stadt erworben wird. Auch wenn man manchmal sehr sparen muss, sich oftmals nicht leisten kann, was man meint, unbedingt zu benötigen, kommt man irgendwie aus. Man arbeitet, bekommt seinen Lohn und sorgt dafür, dass man mit dem Vorhandenen durchkommt. Aber man ist nicht so, wie der Landwirt, auf das richtige Wetter und damit auf Gott angewiesen.

2. Theologische Auswertung

Bevor wir die Aussagen der Bibel auswerten, müssen sie in den Kontext der Zeit gestellt werden.

2.1 In der Zeit des Kommunismus hatten wir das nötigste Auskommen. Es war schwer, aber das Allernotwendigste war da. Es ist niemand oder kaum jemand verhungert. Freilich hätte man zuweilen dies oder jenes gern gehabt. Das Problem war bloß die Misswirtschaft, die nicht einsichtig gemacht werden konnte. Der Ernteertrag ging teilweise zugrunde, man hat die Felder nicht sachgemäß bearbeitet. Man wusste, dass der Ertrag höher sein könnte, wenn man nur einige Menschen das hätte tun lassen, was sie verstanden, aber man konnte in die Organisation nicht eingreifen. Die war von oben gesteuert. Die Gedankenwelt der Machthaber aber war jene der Agrar-

wirtschaft, nicht die des Handwerks. Darum sollte der Ertrag gleichmäßig aufgeteilt werden. Das führte freilich auch zu Desinteresse an der Förderung des Ertrages, zu Lässigkeit und Unwillen zur Arbeit, vor allem aber zur Reduzierung der Verantwortung für die irdischen Güter.

2.2 Durch die Technisierung kam ein ganz neues System zur Geltung. Diese ermöglicht die Erzeugung eines Mehrwertes, der weit über das hinausgeht, was der Mensch braucht. Dieser Mehrwert kann durch Anschaffung neuer und besserer Maschinen immer weiter erhöht werden. Wie geht man damit um, vor allem dann, wenn man nicht zur Verantwortung erzogen wird? Soll man sich begnügen mit dem, was man hat, oder soll man darauf achten, dass durch der eigenen Hände Arbeit der Wohlstand wächst? Landwirtschaft mit der Hand und animalischer Hilfe betrieben bringt keine sehr großen Erträge. Auch die Handwerker haben bis tief ins 19. Jahrhundert nicht viel mehr verdient, als sie brauchten, der Wohlstand ist allenfalls begrenzt gewachsen. Auch sind sie weitgehend mit Naturalien bezahlt worden. Und wenn es ihnen ein wenig besser ging, haben sie mehr Kinder gehabt, die den Mehrwert bald verbrauchten, zumal den Kindern auch ein Haus gebaut und der Lebensunterhalt gesichert werden musste. Wie begrenzt die Möglichkeiten früher waren, zeigen die massiven Auswanderungen durch die Jahrhunderte hindurch in den Osten und nach Übersee.

2.3 Noch ganz dem Denken der damaligen Zeit und der christlichen Tradition verpflichtet, haben die großen Fabrikanten des 19. Jahrhunderts ihren Mehrwert zumindest partiell weitergegeben, indem sie ihren Arbeitern Wohnungen bauten, Sozialeinrichtungen schufen oder Bildung förderten. Man wollte Gutes tun und lebte nach dem Prinzip: Man muss Geld erwerben, damit man Gutes tun kann.

2.4 Aber der Kapitalismus hat seine eigenen Gesetze, der Reichtum hat seine eigene Logik: Man will immer mehr. Die Intellektuellen, Empfänger von Gehältern oder Pensionen haben es relativ leicht. Sie können nicht weit springen und können oder müssen sich begnügen mit dem, was sie haben. Aber die Unternehmer werden unruhig, wenn es nicht mehr aufwärts geht. Sie wissen, Stagnation ist der Beginn des Niedergangs. Was bedeutet das für den Umgang mit den neuen Möglichkeiten und für den Umgang mit den Gütern der Kirche?

2.5 Aus den Darlegungen über die Lage in der Vergangenheit ergeben sich einige grundsätzliche Überlegungen:

2.5.1 Wirtschaft soll man solchen Menschen überlassen, die etwas von Wirtschaft verstehen. Nur der, der die Gesetze der Wirtschaft kennt, weiß auch von ihren Grenzen, kann ihre Effekte kontrollieren und dafür sorgen, dass nicht alles verloren geht oder ins Unermessliche wächst. Darum übergeben weise Wirtschafter, wenn ihr Unternehmen größer wird, die Verantwortung an einen Aufsichtsrat, der aus Experten besteht. Denn die Gabe zu wirtschaften lässt sich nicht vererben.

2.5.2 Es ist darauf zu achten, dass christliche Unternehmer – denn sie kann die Kirche ansprechen – nicht das Augenmaß verlieren. Es kann und darf nicht sein, dass der Profit der wichtigste Trieb im Leben eines gläubigen Unternehmers ist. Er darf zumindest nicht unmenschlich werden. Hier werden sich darum ungläubige Unternehmer und gläubige Christen gewaltig unterscheiden. Rechte Christen werden sich auch immer neu fragen, was sie mit dem gewonnenen Reichtum an positiven Werten schaffen können.

2.5.3 Es wird immer Arme geben. Zu deren Unterstützung sollten Unternehmer immer gerufen werden. Unternehmer aber können sich nur sehr begrenzt um Arme kümmern. Sie können Geld geben, aber um die Betreuung von Armen müssen sich andere kümmern. Darum bedarf es der Stiftungen, der diakonischen oder sozialen Einrichtungen oder der Kirchengemeinden, die sich der Unterstützung von Armen annehmen. Und diese Stiftungen oder Kirchengemeinden müssen von treuen Verwaltern geleitet sein, von Verwaltern, die sehen, wohin das Geld geht, dass es nicht in einem Fass ohne Boden versinkt, sondern anderen aufhilft, damit sie selber wieder zu Trägern oder zumindest vollwertigen Mitgliedern der jeweiligen Gemeinschaft werden können.

2.5.4 Die gegenwärtige Wirtschaftskrise ist auch dadurch verursacht, dass die Verwalter in den Banken das Geld untreu bewahrt haben. Sie haben Geld verborgt, wo sie nicht hätten borgen sollen oder dürfen. Die alten Genossenschaftsbanken haben den Mitgliedern Geld geborgt, und die Gemeinschaft am Ort hat die Garantie für die Rückzahlung übernommen. Das gibt es jetzt nicht mehr. Durch die Vermassung der Gesellschaft und die Zersiedelung der Städte ist die Übersicht verloren gegangen. Missbrauch ist jetzt viel leichter möglich. Vor ihm kann sich zwar keine Bank schützen, er

muss aber in übersehbaren Grenzen bleiben. Leider sind diese in den letzten Jahren überschritten worden.

2.5.5 Damit ist eine christliche Voraussetzung des Umgangs mit Geld verloren gegangen. Es wurde Vertrauen missbraucht, um nicht zu sagen verletzt. Das rührt an unser Glaubensverständnis. Wenn wir bekennen, dass wir durch Glauben gerechtfertigt werden, meinen wir natürlich, durch das große Vertrauen, das wir Gott entgegenbringen und das in dem Evangelium begründet ist, das wir im Glauben angenommen haben, in der Botschaft, dass Jesus die Sünder rettet. Dieser Glaube hat aber zur Folge, dass ich meinem Nächsten auch Vertrauen entgegenbringe, weil er, wie ich selber, von Gott geliebt ist. Dies Vertrauen kann aber nicht unbegrenzt sein, sosehr es für Gottes Handeln unbegrenzt sein muss. Denn wenn das Vertrauen zum Nächsten unbegrenzt ist, überfordere ich ihn. Ich verlange von ihm, dass er eine Verantwortung trägt, die er oftmals allein zu tragen nicht in der Lage ist. Früher wurden solche Leute von der Gemeinschaft getragen. Diese gibt es so nicht mehr. An die Stelle des Vertrauens tritt die Kontrolle. Das ist gefährlich. Banken, Gesellschaften müssen heute mehr Kontrolle ausüben, wenn sie Geld borgen. Und die Staaten werden in Zukunft stärker darauf achten, dass sich die Banken nicht zu sehr verselbständigen. Der Schutz für die gutgläubigen Einleger wird zunehmen müssen. Aber ebenso wird die Fürsorge für jene wachsen müssen, die mit Geld nur begrenzt umgehen können und darum Schulden machen. Hatte nicht das Evangelium gefordert, dass man nicht zurückfordern soll, wenn man geborgt hat (Lk 6,34)? Es hatte dabei die Menschen im Auge, die nicht genügend zum Essen haben.

3. Neue Gesichtspunkte

3.1 Grundsätzlich gilt, dass die Kirche in dieser Krise nur wirksam sein kann, wenn sie Strukturen aufbaut, durch die Menschen einander besser kennen lernen, einander mehr Vertrauen entgegenbringen und jene tragen, die nur partiell oder nicht vertrauenswürdig sind. Kirche wird, wenn sie Kirche bleibt, immer auch übers Ohr gehauen werden. Wenn sie Augenmaß bewahrt, ist auch der Betrug nicht sehr hoch und verkraftbar. Damit muss sie leben.

3.2 Wie sehr dies auch unser Problem zurzeit ist, kann nicht im Einzelnen beschrieben werden. Es gibt aber eine Reihe von Gemeinden, die mehr Gü-

ter bekommen haben, als ihre Verantwortlichen innerlich verkraften können. Und das führt zu Auswüchsen. Im Einzelnen ist bestimmt zu differenzieren. Aber es ist nötig, Strukturen zu schaffen, die Pfarrer oder Kuratoren vor falschem Verhalten oder zu großem, unbegründetem Vertrauen zurückhalten. Dazu bedarf es einer langen Zeit, in der Erfahrung gesammelt wird. Wir dürfen hoffen, dass sie recht genützt wird.

3.3 Übersichtliche Strukturen sind für den rechten Umgang mit dem Geld unerlässlich. Sie sollten dazu anleiten, dass der Umgang mit den Gütern dieser Welt menschlich bleibt.

3.4 Darum ist zumindest von den Verwaltern von Gütern eine Distanz zu denselben zu erwarten. Ein richtiger Verwalter übt seinen Dienst in Treue aus. Er bewahrt die Güter und lässt sich nicht auf Spekulationen ein. Das kann er aber nur, wenn er von einer Atmosphäre in der Kirche begleitet wird, die bereit macht, dieselbe Distanz für sich geltend zu machen, also so zu leben, dass die Güter das eigene Leben nicht bestimmen, es vielmehr von geistigen und geistlichen Werten geprägt sein lässt.

3.5 Zur rechten Verwaltung von Spenden aus den Unternehmen sind soziale und diakonische Einrichtungen zuständig. Die Unternehmer sollten angehalten werden, diesen die nötigen Mittel zukommen zu lassen. Ein neues Denken für alle, die ein wenig mehr Geld erwerben, als sie dringend brauchen, ist angebracht. Dazu kann die Kirche immer wieder anhalten. Auch die Verwaltung der kirchlichen Güter sollte mit Blick auf die Unterstützung Bedürftiger ausgerichtet werden.

3.6 Ein Pfarrer muss nicht Experte in der Verwaltung sein. Er hat andere Aufgaben. Aber er ist als Vorsitzender des Presbyteriums für die rechte Verwaltung der Güter verantwortlich. Auch die Mitglieder des Presbyteriums müssen nicht gute Verwalter sein. Sie haben für das Gemeindeleben vor allem im geistlichen Bereich zu sorgen und die Gemeinschaft innerhalb der Gemeinde zu fördern. Aber auch sie sind mit der Verwaltung der Güter betraut. Darum werden Pfarrer und Presbyterium darüber beraten, wen sie als guten Verwalter der Güter bestellen oder einstellen. Und wenn sie keinen Rat wissen, werden sie sich durch Experten oder die kirchliche Oberbehörde beraten lassen. Niemand muss können, wozu er nicht die Gabe oder Ausbildung hat. Aber Rat suchen kann jeder. Es ist gefährlich, selbständig an Stellen zu handeln, an denen man gut Ausgebildete braucht, wenn man

selber nicht genügend begabt oder geschult ist. Eine der christlichen Tugenden besteht darin, dass man nicht meint, alles besser zu können, sondern dass man „den anderen höher achtet als sich selbst“ (Phil 2,3). Es gibt auch nach Paulus in der christlichen Gemeinde die Gabe der „Leitung“, die nicht jeder hat. In der heutigen Zeit sind Manager mit bestimmten Gaben in einer Weise gefragt, wie es früher nicht war. Auch hierin sind wir auf dem Wege. Wir sollten ihn bedächtig und vernünftig in der Gewissheit gehen, dass wir, aber auch unsere Mitchristen, Gottes geliebte Kinder sind, die sich im Aufblick auf ihn von ihm führen lassen wollen.

Versöhnung mit Gott und untereinander*

Verehrter Jubilar, liebe Ehrengäste, Schwestern und Brüder,

am heutigen Ehrentag unseres Bischofs, seinem 70. Geburtstag, wollen wir über ein Bibelwort nachdenken, dem er sich zeitlebens gewidmet hat, verbunden mit der Frage nach der Versöhnung mit Gott und untereinander.

Das Bibelwort lautet:

> „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt,
> denn Gott vermahnt durch uns;
> so bitten wir nun an Christi Statt:
> Lasst euch versöhnen mit Gott!
> Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste,
> für uns zur Sünde gemacht,
> auf dass wir in ihm die Gerechtigkeit würden,
> die vor Gott gilt“ (2 Kor 5,20–21).

Der Jubilar hat das Thema der Versöhnung mit Gott und untereinander im Laufe der Ausarbeitung seiner Doktordissertation für sich entdeckt, wahrscheinlich hat es in seinem Unterbewusstsein schon zuvor geschlummert. Danach hat es ihn nicht mehr losgelassen, und er hat sich in verschiedenen Studien immer wieder Teilbereichen dieses Themas gewidmet. Es ging und geht ihm um das versöhnte Miteinander von Menschen und von Kirchen. Und darum hat er sich im Rahmen der Ökumene für das Konzept der versöhnten Verschiedenheit eingesetzt. Er hat beim Antritt seines Bischofsamtes das Konzept einer „Kirche der Liebe“ als Grundlage einer kleiner werdenden Kirche proklamiert und damit nichts anderes gemeint als: in Versöhnung und gegenseitiger Annahme miteinander den Weg in die Zukunft zu gehen. Er hatte längst erkannt, dass das Miteinander auf der Basis des gegenseitigen Respekts und der Zuwendung, also in gegenseitiger Liebe, eine Kirche wirklich tragen kann, auch dort, wo die Ordnungen, aber auch die Bräuche, keinen Zusammenhalt mehr geben können, wo man nicht mehr von außen gehalten werden kann und nur das Band der Liebe den einzelnen schützt und trägt.

* Festrede zum 70. Geburtstag von Bischof D. Dr. Christoph Klein am 20. November 2007.

In dem gelesenen Bibelwort ruft Paulus die Gemeinde von Korinth zur Versöhnung mit Gott und damit auch mit ihm selbst als dem Apostel, Christi Boten, seinem Gesandten, auf. Vorausgegangen ist ein Streit, entstanden dadurch, dass fremde Missionare in die Gemeinde eingedrungen sind und die Botschaft des Apostels als nicht ganz angemessen ansehen und ihn damit in Frage stellen. Sie weisen Empfehlungsbriefe von anderen Gemeinden, vermutlich mit mehreren Unterschriften, vor und lassen durchblicken, dass „Eigenlob stinkt, anderer Lob klingt". Und sie verlangen für ihren Dienst Geld, wahrscheinlich mit dem Hinweis, dass ein guter Dienst bezahlt werden muss. Wer gratis etwas tut, dessen Arbeit hat entsprechend wenig Wert. Darum wirft der Apostel ihnen vor, dass sie das Gotteswort „verkaufen", „verschachern" (2 Kor 2,17). Er meint, es ginge den fremden Missionaren nur um irdische Dinge, indem sie sichtbare Briefe vorweisen und Geld verlangen, ihm hingegen gehe es darum, bei der Gemeinde anzukommen; und wir wissen, dass er seinen Unterhalt durch fleißige Arbeit als Zeltmacher verdient hat.

Der Apostel betont, dass er keine Empfehlungsbriefe braucht (2 Kor 3,1), denn wenn er die Herzen nicht erreicht, ist jede Empfehlung nichts nütze, ja sogar schädlich, weil sie von außen Menschen überzeugen will, die innerlich nicht mitkommen. Wir können das leicht nachvollziehen. Wenn ich etwa vor einem Bild stehe und ein wenig ratlos bin, weil es mich nicht direkt anspricht, kann jemand kommen und sagen: Das ist ein ganz hervorragendes Bild. Dann bin ich beeinflusst. Und es kann geschehen, dass ich, weil ich nicht zugeben will, dass mir das Bild nichts sagt, oder ich mich dessen schäme, auch anderen sage, es sei ein hervorragendes Bild, obwohl es mich nicht beeindruckt hat. Die Aussage aber, es sei ein hervorragendes Bild, hat mich getroffen. Ich habe das Gefühl, von Kunst nicht genug zu verstehen, und sage darum weiter, was ich gehört habe.

Der Apostel Paulus vermutet ähnliches in Korinth. Er ist überzeugt, dass die Korinther weniger von der Botschaft der Missionare beeinflusst sind als von den Empfehlungsbriefen, weil er weiß, dass seine Botschaft sie erreicht hat (2 Kor 3,2). Sonst hätte die Gemeinde nicht gegründet werden können. Was jetzt zum Streit führt, sind irdische, dem Evangelium fremde, von außen eingeführte Gesichtspunkte.

Es ist nun Zeit, Schwestern und Brüder, darüber nachzudenken, ob es bei uns nicht auch Vergleichbares gibt. Ich denke dabei an den Ausspruch eines Pfarrers, es sei im Kommunismus leichter gewesen, das Evangelium zu verkündigen und die Menschen zu erreichen, als im Kapitalismus. Mit dem Kapitalismus komme etwas ganz Neues in die Welt herein, das, so der

Pfarrer, die Annahme des Evangeliums viel schwerer macht. Die Beschäftigung mit den irdischen Dingen, so möchte ich den Pfarrer verstehen, legt sich wie eine Decke über das Herz. Materielle Werte treten immer mehr in den Vordergrund. Dazu passt das Wort eines jüngeren Pfarrers: „In Zukunft diktiert in unserer Kirche das Kapital." Ich habe diesen Ausspruch nicht selber gehört, er wurde mir aus dritter Hand bekannt. Darum weiß ich nicht, ob der junge Pfarrer dies mit Sorge oder mit Zustimmung gesagt hat. Er hat jedenfalls ein Problem benannt, für das wir anfällig sind. Und das nicht zufällig. Wir erleben eine Zeit ungewöhnlich rascher Entwicklungen, in der vermutlich jeder irgendwo nicht mehr mitkommt, zumal unter uns eine gewisse Schwerfälligkeit und Beharrlichkeit sprichwörtlich ist, festgemacht in dem Bild von den „sächsischen Stiefeln".

Als 1990 die neue Lage wahrgenommen wurde, verlangten die Pfarrer – noch ganz von den Erfahrungen der Vergangenheit bestimmt –, von den administrativen Dingen möglichst befreit zu werden, damit sie sich um ihr „Eigentliches", um den geistlichen Dienst kümmern könnten. Kaum jemandem wurde bewusst, dass mit der neuen Zeit auch sehr viel mehr Administration auf die Pfarrer zukommen würde, wie wir heute wissen und darunter stöhnen. Und als den Kirchengemeinden Boden angeboten wurde, haben manche gemurrt, weil die Beschäftigung mit irdischen Gütern vom Dienst ablenke. Das waren Modelle aus der Vergangenheit. Im Kommunismus konnten wir in weltlichen Dingen so gut wie nichts bewegen, uns war nur das Wort gegeben. Und wir entdeckten die Kraft des Evangeliums neu. Wir trennten zwischen Geistlichem und Weltlichem, und das Weltliche wurde für die Gemeinde immer unwesentlicher, weil man dort nichts beeinflussen konnte. Gleichzeitig wuchs das Bewusstsein, dass wir alle gegenüber dem Staat gleicherweise ausgeliefert waren, und das Gemeinschaftsgefühl wurde verstärkt. Wir mussten uns lange Zeit um die materielle Situation unserer Gemeinde nicht kümmern, weil sie in der Zeit der Diktatur geregelt war und wir nachher, bei schwindender Gemeindegliederzahl, mit Hilfsgütern bedacht und von Spendern mit den nötigen Geldern ausgestattet wurden. Der Umgang mit diesen Hilfsgütern hat viele Kräfte beansprucht und hat uns gleichzeitig verwöhnt. Dabei kam eine Sache zu kurz, die uns durch die Jahrhunderte bestimmt hat, die gegenseitige Kontrolle der Gemeindeglieder untereinander und die der kirchlichen Gremien. Das hatte einen dreifachen Grund: a) darin, dass die vielen ausgewandert waren; b) darin, dass es allenfalls Güter zu verteilen gab und die Kirchenbeiträge gering erschienen, gemessen an dem, was man bekam, und c) alle viel zu viel zu tun hatten und für Kontrolle keine Zeit da war, auch wenig für richtige Evidenzen.

Damit ging aber etwas ganz Wichtiges in unserer Kirche verloren, ohne dass wir es merkten. Das Misstrauen ist zunächst kaum gewachsen, weil die Situation eine ganz andere war als früher, dafür aber wuchs die Sicherheit derer, die handelten. Oftmals waren sie alleingelassen mit zu schweren Aufgaben. Und als sie merkten, dass niemand oder kaum jemand Zweifel an ihrem Tun hatte, verloren sie den Instinkt dafür, dass die Dinge für jedermann offenliegen müssen. Das hat dazu geführt, dass die Selbständigkeit der Einzelnen und der Gemeinden wuchs, was zu begrüßen ist, aber auch, dass das Verantwortungsgefühl nicht in derselben Weise mitwuchs. Und weil man keine Zeit hatte, hat man sich auch nicht mehr miteinander abgestimmt. Man hat der Oberbehörde Mangel an Kommunikation vorgeworfen – richtig. Aber das Phänomen ist allgemein. Man spricht zu wenig miteinander, korrigiert sich nicht mehr. Man ist oft alleingelassen und muss handeln, muss rasch entscheiden. Trägt das Gewissen dieses Verhalten oder entfremden wir uns immer mehr, weil die Sozialkontrolle gering geworden ist?

Für den Umgang mit den Gütern haben wir die notwendigen Instinkte nicht erworben, wir haben darum zu wenig Gespür für das Richtige und für das Falsche. Man handelt oft in Eile, und man bedenkt zu wenig.

Hier wird Versöhnung zum Problem und das darum, weil falscher Umgang mit den Gütern nicht nur Kränkung, sondern auch Schaden zur Folge hat. Relativ laut wurde in letzter Zeit gesagt, dass Gnade wichtiger ist als Recht. Dagegen ist nichts zu sagen. Bloß in den Fällen, in denen Unrecht oder gar Schaden entstanden sind, müssen die Dinge auf zwei Ebenen geklärt werden: auf der rechtlichen, auf der Unrecht wiedergutgemacht wird, und auf der geistlichen, auf der vergeben wird. Das müssen wir neu lernen. Unsere Disziplinarvorschrift hat diese Fälle noch nicht bedacht, wir sind tatsächlich in einem Lernprozess. Und das ist schmerzlich. Wir sind hier in einer Krise. Der Streit, der viele von uns seit mehr als einem Jahr umtreibt, hat damit etwas zu tun, dass das Gewissen und die Sozialkontrolle den Entwicklungen nicht nachgekommen sind.

Darum müssen wir neu lernen: „Niemand kann zwei Herren dienen. […] Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24). Man glaubt zwar am Anfang, man könne den Mammon beherrschen, man sei auf jeden Fall der Stärkere. Und er beschenkt einen am Anfang sogar, bis er einen fest in der Hand hat. Wir brauchen wirklich mehr Transparenz. Und dazu benötigen wir Zeit, die wir offensichtlich nicht haben, die wir uns aber nehmen müssen, wenn wir uns nicht noch mehr voneinander entfremden wollen.

In dieser Situation gilt uns auch das heutige Wort: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ Versöhnung ist direkt möglich, wenn es um Kränkungen geht,

wo aber Unrecht geschah, muss dieses zuvor in Ordnung gebracht werden. Versöhnung bringt immer auch eine neue Ausrichtung. Darum kann Gott auch bei erfolgter Entzweiung etwas Gutes tun, insofern sich alle Teile in einen Lernprozess begeben und neu nach dem Willen Gottes fragen. Dann wird eine Krise von Gott in Segen verwandelt. Dazu gehört aber die Bereitschaft, neu auf Gott und die Mitmenschen zu hören und mit den Dingen dieser Welt in Treue umzugehen. Versöhnung, die geheime Botschaft unseres Jubilars, die sein Leben geprägt hat, ist möglich, weil Gott uns Versöhnung mit sich und untereinander geschenkt hat. Wenn wir uns neu auf ihn und die Mitmenschen einstellen, können wir gesegnet in die Zukunft gehen. Die Hand unseres Bischofs zur Versöhnung bleibt offen und entgegengestreckt. Und mit ihr die Hände aller, die sich vom Evangelium leiten lassen.

Die frohe Botschaft von Gottes Wirken[1]

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten,
die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen,
die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König“ (Jes 52,7).

Liebe Schwestern und Brüder,

der eben verlesene Text ist eine Variante der Tageslosung aus dem Buch des Propheten Nahum (2,1). Ich habe diesen Text aus dem Buch des Jesaja gewählt, weil er jener prophetischen Schrift angehört, mit der wir uns in unserer Geschichte zumindest seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges intensiv beschäftigt haben. Als unsere Leute im Januar 1945 zur Zwangsarbeit in die jetzige Ukraine deportiert wurden, man sagte damals „nach Russland“, hat der damalige Bischof Friedrich Müller einen Rundbrief an die Gemeinden gesandt, der den Text aus Jes 42 auslegte: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“ Es war ein Trostwort an die Gemeinden in schwerster Zeit. Und gemeint war: „Wir sind bedrängt, aber nicht verlassen, zu Boden gedrückt, aber nicht verloren“, um es mit Worten des Apostels Paulus (2 Kor 4,9) zu sagen. Danach haben uns die Trostworte dieses Propheten durch die Zeit der Not hindurch geleitet und haben eine neue Bedeutung bekommen, als Gorbatschow in den achtziger Jahren die Wende einleitete. Einer unserer Pfarrer erkannte in ihm den Helfer des Ostens, der, wie einst der persische König Kyros – von Jes 45 vorausgesagt – für Israel eine Wende brachte, uns eine Lebensveränderung bringen wird. Und wir haben die Worte dieses Propheten „Sagt, dass eure Missetat vergeben ist und ihr doppelt gebüßt habt für eure Sünden“ (Jes 40,2) in uns aufgenommen und gewartet, um zu sehen, wie dieses Wort, vor mehr als 2500 Jahren gesprochen, für unsere Kirche wieder aktuell wird.

Gewiss, wir haben auch andere Bibelworte zur Deutung unserer Situation gebraucht. Wir haben das Leiden jener Zeit als Kreuz Christi angenommen und geahnt und gehofft, dass Segen auf den kommt, der es trägt, und wir haben uns in Geduld eingeübt und Nächstenliebe zu leben bemüht. Aber besonders dieser Prophet hat uns immer neue Impulse gegeben.

Hören wir darum auch heute, was er sagt. Er spricht von „lieblichen Füßen der Freudenboten auf den Bergen, die Frieden verkündigen“, welche

1 Vorbereitete Niederschrift einer frei gesprochenen Predigt am 24. November 2007 vor der Landeskirchenversammlung als Verabschiedung aus dem Amt des Bischofsvikars.

also die Frohe Botschaft von Gottes neuem Handeln ansagen, weil Gott König ist, d. h., weil er wieder angefangen hat, mächtig zu wirken. Wir würden lieber von „wunderbaren" Füßen sprechen und stellen sie uns vor, wie sie den Berg hinauf mit Fackeln laufen und dort die Feuerzeichen anzünden und so von Ortschaft zu Ortschaft über diese Feuer Mitteilung geben: Die Zeit des Friedens ist angebrochen, die Zeit der Not vorüber. Ganz rasch sollen es alle wissen, in allen Ortschaften. Eine neue Epoche ist angebrochen: Gott ist wirklich König, Herr über alle Mächtigen und alles Mächtige. Er regiert, unser Gott.

Ich glaube, es ist Zeit, dass wir diesen Text ganz tief in uns aufnehmen. Denn wir haben längst erlebt, dass Gott Geschichte macht, auch mit uns. Er hat nicht alles dem blinden Zufall überlassen, wie viele von uns meinten und darum dachten, sie müssten ihr eigenes Schicksal in ihre Hand nehmen. Er hat zu wirken begonnen in unserem Land und in unserer Kirche.

Die Zeit der Trauerarbeit bei uns liegt weit zurück. Auch die Zeit, in der wir meinten, wir würden nicht gebraucht, unsere Rolle sei ausgespielt. Es hat lange gedauert, wir hatten den Mut verloren, in der Zeit, in der wir doppelt büßen mussten, ganz gleich für was. Sie war fast zu lang. Aber dann gingen Türen auf, eine nach der anderen: Die Kirche bekam junge Pfarrer, viele, unverhältnismäßig viele, denn die Hälfte aller Pfarrer sind unter 40 Jahren. Sie bekam nach und nach Immobilien zurück. Aber vor allem durfte sie erleben, dass die andersartigen Nachbarn sie schätzen und brauchen wollen. Ich muss das nicht alles aufzählen. Gott hat uns Mut gegeben, Mut gemacht. Und je kleiner wir wurden, desto deutlicher wurde es: „Gott ist in den Schwachen mächtig" oder „Gottes Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung" (2 Kor 12,9). Die Starken, die Vielen – sie brauchen Gott nicht, sie können allein zurechtkommen. Wir aber können es allein längst nicht mehr. Aber „siehe da", es finden sich überall Menschen, die etwas bewegen. Das Leben hier und heute hat einen Sinn bekommen, den es so in der langen Geschichte nicht hatte. Und es zeigte sich wie in der Zeit der Türken: „Nach dem Leiden folgen Freuden", um es mit dem Liederdichter[2] zu sagen. Nach der Zeit, die wir als Kreuz angenommen haben, erleben wir jetzt etwas von der Kraft, mit der Gott Jesus von den Toten auferweckt hat. Wir sind in die Tiefe gezwungen worden, um nach Hilfe auszuschauen, und siehe da, sie stellte sich ein. Wir erleben Gottes wunderbares Wirken, das wir nicht verdient, uns nicht erarbeitet haben, das uns in der Schwach-

2 Das Zitat ist ein Teil der zweiten Strophe des Liedes: „Lasset uns mit Jesus ziehen" von Siegmund von Birken (1626–1681), im deutschen EG Nr. 384.

heit trägt und uns eine Bedeutung gibt, die weit über das hinausgeht, was wir zahlenmäßig sein könnten.

Gott will uns brauchen. Er hat nach uns gegriffen. Er will uns in den Dienst nehmen, und zwar so sehr, dass wir dauernd überlastet sind. Wir könnten noch viel, viel mehr machen, wenn der Tag länger wäre, wenn wir noch ein paar Mitarbeiter mehr hätten, wenn wir einfach mehr wären. Aber so ist das beim Wirken Gottes immer: Wenn er gibt, gibt er im Übermaß, damit klar wird, dass Er gibt und nicht wir es sind, die die Dinge in der Hand halten.

Darum bleibt uns eigentlich nur das Staunen: Seht, wie wunderbar sind die Läufer, die von Berg zu Berg stürmen und Feuerzeichen setzen, die verkünden: Die Zeit der Not ist aus. Gott hat sich uns wieder zugewandt. Ihr dürft wieder fröhlich sein, Feste feiern. Euer Leben wird wieder lebenswert und ist es schon heute.

Darum ruft laut, sagt es überall: Gott will etwas mit uns machen. Beim Sachsentreffen in Hermannstadt (Sibiu), Mitte September, hat der Landesvorsitzende des Forums gesagt: „Kommt nach Hause“. Ich darf ergänzen: Sagt es weiter. Die Zeit ist reif, zumindest einer Überlegung wert. Gott bietet uns allen Versöhnung mit der Geschichte an. Darum wird das Wort des Propheten Hosea für uns doppelt wichtig: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden“ (Hos 6,1). Das hat er alles bereits getan. Die Aufrichtung ist im vollen Gange. Geht mit der Hoffnung, mit der Gewissheit nach Hause: In zehn Jahren sind wir zumindest doppelt so viele. Und fragt euch heute schon, wie wir uns dafür vorbereiten sollen und vorbereiten können. Gott hat uns gezeigt, dass er uns braucht, wie lange er das vorhat, wissen wir nicht. Gottes Gnadenwirken ist wie der „fahrende Platzregen“, hat Martin Luther gesagt. Er geht vorbei. Aber solange wir sein Wirken an uns entdecken, lasst uns auf ihn hoffen, auf ihn sehen, seinen Segen täglich als seinen Segen annehmen und ihm danken. Lasst uns erkennen, dass er Gott ist, unser Herr, stark und mächtig, Segen austeilend, wo man es nicht erwartet, und Freude schenkend, wo Trauer war. „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr’ und Dank für seine Gnade.“ Wir dürfen in der Gewissheit leben: „Bis hierher hat mich Gott gebracht“, und bitten: „Hilf fernerweit, mein treuster Hort.“[3]

3 Beginn der ersten und der letzten Strophe des Gesangbuchliedes von Ämilie Juliane Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (1637–1706), im deutschen EG Nr. 329,1+3).

II.

Kirche
und
Gesellschaft

Dienst in der Kirche, Dienst am Volk

Zehn Thesen zum Verhältnis von Kirche und Volk[1]

Das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft war ein lebenslanges Thema der wissenschaftlichen Arbeit und des praktischen Einsatzes des Jubilars. Dieses Thema kann hier nicht *in extenso* behandelt werden. Darum wird es im Folgenden anhand von zehn Thesen umrissen.

These 1
Kirche und Volk verstehen sich als Leib mit Gliedern und sind darum in mancher Hinsicht vergleichbar.

Äußerlich betrachtet ist die Kirche eine Institution innerhalb des Staates oder des Volkes. Sie passt sich in der Regel den staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen an und ist entsprechend seit der Neuzeit mehr oder weniger demokratisch organisiert. In Krisenzeiten kann sie sich als Alternative zum Staat etablieren, in Zeiten langer stabiler Verhältnisse kann die Frage hochkommen, ob es nicht sinnvoll ist, dass die Kirche im Staat aufgeht. Diese Frage ergibt sich besonders in der Situation, in der Kirche und Staat von den Mitgliedern her gesehen identisch oder nahezu deckungsgleich sind. Sie hat die deutschen protestantischen Theologen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts umgetrieben. Dort, wo verschiedene Konfessionen oder gar Religionen nebeneinander wohnen, versteht sich die Kirche auch in Zeiten der Stabilität als Teil des Volkes oder Staates, im Falle der katholischen Kirche sogar Länder oder Staaten übergreifend.

1 Durchgesehene Fassung eines Vortrags bei der Feier des 80. Geburtstags von D. Dr. Paul Philippi am 21. November 2003.

These 2
Wer dem Volk dienen will, stößt relativ rasch auf die Kirche, wer der Kirche dient, dient auch dem Volk.

Zu allen Zeiten ist Dienst innerhalb der Kirche oder des Staates Dienst am konkreten Menschen, der in gewissen Strukturen und mit individuell je verschiedenen Erwartungen irdischer oder geistlicher Natur sein Dasein führt. Wenn es sich um Fragen der Erziehung, der Diakonie oder der Menschenrechte handelt, müssen Kirche und Volk bzw. Staat zusammenarbeiten, soll es nicht zu Konflikten kommen. Man kann in der konkreten Ausführung nur begrenzt trennen. Sowohl die Kirche als auch der Staat haben Interesse an einer guten Erziehung der Kinder und an der Pflege der Alten und Behinderten. Beide treffen sich bei allen kulturellen Veranstaltungen. Der Gottesdienst ist in den Augen des Staates auch eine Volksansammlung, die Seelsorge ein Dienst am Menschen, der auch weltlich zumindest partiell wahrgenommen werden kann. Mit ihrem Dienst am Menschen dringt die Kirche immer in Bereiche des Staates ein, und der Staat widmet sich mit seiner Sorge für das Wohl der Menschen auch Aufgaben, welche die Kirche als ihre eigenen ansieht.

These 3
Dennoch sind beide nicht deckungsgleich, auch wenn sie sich an die gleichen Menschen wenden.

Das hängt damit zusammen, dass der Auftrag der Kirche und der Dienst des Staates am Volk verschieden sind. Es geht zwar in beiden Fällen um das Wohl der Menschen. Aber der Auftrag der Kirche ist die Evangeliumsverkündigung, die Botschaft, dass Gott sich der Benachteiligten annimmt und die Trostlosen tröstet, sowie der konkrete Liebesdienst, während es Aufgabe des Staates ist, einen allgemeinen Wohlstand oder zumindest ein maximales Wohlbefinden der Menschen anzustreben. Von der negativen Seite her gesagt, kann sich die Kirche nie nur um das leibliche Wohl der Menschen kümmern, und der Staat kann niemals die geistliche Tiefe erreichen. Dienst am Volk geht eher in die Richtung eines Managements zur Förderung optimaler Bedingungen und zur Veränderung unliebsamer Zustände, während sich der Dienst in der Kirche in Richtung einer Vermittlung von seelischem Halt auch in Zeiten unveränderbarer Missgeschicke bewegt.

These 4
Kirche sollte sich auf den geistlichen Dienst konzentrieren, die Diener des Volkes haben politische Ziele zu verwirklichen.

Das soll nicht bedeuten, dass die Kirche oder der Staat in die Schranken gewiesen werden sollen, es geht nicht um scharfe Begrenzungen, sondern um Arbeitsteilung. Jeder Dienst im Staat und in der Kirche soll die Aufgaben entsprechend seinem eigenen Selbstverständnis wahrnehmen. Das bedeutet nicht, dass nicht auch begabte Menschen im Dienst des Staates Dinge wahrnehmen, die zum Kern der Arbeit der Kirche gehören, und umgekehrt kirchlich Engagierte politische Funktionen ausüben. Dennoch gibt es einen Unterschied. Ein Politiker kann auch einmal geistliche Worte aussprechen, bloß sollte er eine solche Rede nicht für politische Ziele missbrauchen. Und ebenso kann ein Pfarrer politische Themen ansprechen, bloß sollte er dabei niemals seine geistliche Funktion verleugnen. Wenn sich beide Seiten ernst nehmen, spricht der Volksmann oder Politiker nie wie ein Pfarrer und ein Geistlicher nie wie ein Minister. Es sollte doch klar sein, dass, wer sich um das Wohl des Volkes kümmert, nie in derselben Weise trösten kann wie ein Mann der Kirche, und umgekehrt, wer sich um Wachsen im Glauben müht, nicht Fachmann zur Gestaltung der Gesellschaft werden kann. Es gibt aber auch gemeinsame Felder. Dort gilt:

These 5
In Erziehung und Kultur sind diese Felder nicht zu trennen.

Christentum ist eine Buchreligion. Darum gehören Lesen und Schreiben zu ihren Voraussetzungen, ebenso das Verstehen, was gelesen wird. Darum ist die Kirche von ihrem Ansatz her an guter Erziehung, noch konkreter an bestmöglicher Bildung, interessiert. Darin ist sie dem Interesse des Volkes oder Staates konform. Dasselbe gilt für kulturelle Werte. Künstler drücken in ihren Werken ihre innere Gewissheit oder Haltung aus und sprechen damit nicht nur an, sondern leiten mit ganz anderen Mitteln als jenen des Wortes einen Wandlungsprozess in der Gesellschaft ein. So weit gehen Kirche und Gesellschaft nebeneinander. Aber es gibt Bereiche der Kunst, wo die Kirche nur sehr begrenzt innerlich mitgehen kann, weil sie durch ihre Geschichte an ganz bestimmten Stellen sensibel reagiert. Ich meine all das, was das Christentum in seinem Werden als heidnisch und mit dem Evangelium nicht vereinbar abgelehnt hat, wohl auch darum, weil es das harmoni-

sche Leben in der Gesellschaft gefährdete. Ich meine damit all das, was mit dem Gebrauch von Rauschmitteln und dem Umgang mit der Geschlechtlichkeit zusammenhängt. Hier hat die Kirche immer schon vor der Gesellschaft Reserven angemeldet und zur Vorsicht gemahnt. Eine Kunst, die das Sinnliche zu sehr betont, wird die Kirche nie ganz gut finden.

These 6
In der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien fließen Dienst an der Kirche und Dienst am Volk in hohem Maße zusammen.

Das ist möglich, weil die Evangelische Kirche A. B. die Kirche einer Minderheit ist und sich ihre Mitglieder weitgehend der deutschen Minderheit siebenbürgisch-sächsischer Ausprägung zugehörig wissen. Hier hat sich die mittelalterliche Forderung „cuius regio, eius religio" durchhalten lassen, wie es in Europa kaum noch der Fall ist. Sogar die Sympathisanten unserer Minderheit sehen eine sehr enge Verbindung zwischen Kirche und Volk. Im Bewusstsein der Leute ist zwischen Forum und Kirche kaum zu trennen. Man weiß, dass sie verschiedene Aufgaben wahrnehmen, sich unterschiedlich um Menschen kümmern, aber beide Institutionen wollen dem Wohlergehen der Menschen dienen und nehmen sich der Nöte der Mitmenschen an. Das ist auch der Grund, weswegen sich Männer aus der Kirche im Forum betätigen können und Leute des Forums in kirchliche Gremien gewählt werden. Auf absehbare Zeit ist hier nicht zu trennen. Es gab auch in der Zeit der Diktatur eine Zusammenarbeit, wenn auch in den vom Staat gesetzten Grenzen. Wenn auch die Aufgabenbereiche verschieden gelagert sind, ist es im Augenblick am segensreichsten, wenn jede Einrichtung das tut, was sie am besten kann und wozu sie sich beauftragt weiß. Bei einer so kleinen Minderheit wie der unseren sind dieselben Leute sowieso überall.

These 7
Im Dienst an beiden Körperschaften wird der Einheit des Menschen als Wesen aus Leib und Geist Rechnung getragen.

Weil der Mensch eine Leib-Geist-Einheit ist, ist für den Einzelnen eine saubere Trennung in Dienst am Volk oder der Gesellschaft und Dienst innerhalb der Kirche gar nicht notwendig. Die Hilflose geht hin, wo sie sich Hilfe verspricht, der Traurige dahin, wo er getröstet werden kann. Im Leben eines

Menschen kann sich die entsprechende leibliche oder geistliche Hilfesuche immer wieder verändern. Aber es ist auch so, dass man sich bei einem guten Seelsorger gern auch in irdischen Fragen beraten lässt und bei einem Menschen, der leiblich geholfen hat, auch seelische Nöte vorbringt. Der Hilfesuchende fragt nicht nach der Institution, sondern nach dem Menschen, der ihm beisteht. Je vielfältiger aber die Probleme werden, desto mehr bedarf es des Spezialisten. Auch darum ist eine Arbeitsteilung zwischen Kirche und Forum nötig. In den meisten Fällen, in denen Menschen Beistand erbitten, hilft zwar ein durch Bildung sensibilisierter gesunder Menschenverstand, dieser wird aber in der Kirche stärker von der Bibel, dem Evangelium, geprägt sein, in Schule und Gesellschaft aus der Erkenntnis der Humanwissenschaften.

These 8
Differenzierung ist besonders beim Umgang mit der Macht notwendig.

Sowohl der Staat oder die Gesellschaft als auch die Kirche gehen mit Macht um. Der Umgang mit der Macht hat eine eigene Gesetzlichkeit. Wer Macht anvertraut bekommen hat, muss damit umgehen können.

Der Staat besitzt Mittel der äußeren Machtdurchsetzung. Er kann auch Zwangsmittel benützen. Er kann z. B. bei einer Demonstration Wasserwerfer oder Tränengas einsetzen. Er kann auch Krieg führen und Waffen einsetzen. In ihm gibt es darum auch Instrumente, dem Missbrauch der Macht oder der Gewalt zu wehren. Dies sind in unserer Zeit die Mittel der parlamentarischen Demokratie.

Die Kirche hingegen hat nur ein einziges Mittel zur Durchsetzung der Macht, das Wort und die Überzeugungskraft. Weil sie aber als Organisation auch Angestellte hat und in einer Machtposition steht, muss sie in ihren eigenen Reihen für ordentliches Vorgehen sorgen. Sie kann sich dafür der Rechtsmittel, aber niemals der Gewalt bedienen. Aber auch der Umgang mit den Rechtsmitteln muss in der Kirche dem Evangelium gemäß sei. Darum wird sich die Kirche immer schwertun, wenn sie Rechtsmittel anwenden muss. Aber sie verfehlt ihren Auftrag, wenn sie im Umgang mit eigenen Angestellten nur die friedliche, versöhnliche Linie oder den Weg des geringsten Widerstandes wählt. Denn dann bekommen jene Kräfte in ihr die Oberhand, die nicht nach den Regeln der Kirche verfahren, sondern mit Gewalt umgehen – und sei es nur in der Form der rücksichtslosen Selbstdurchsetzung. In der Kirche ist darum darauf zu achten, dass ein Leben im Sinne des Evangeliums in ihr möglich bleibt.

These 9
Unter stabilen politischen Verhältnissen ist die Wahrnehmung politischer Aufgaben durch Männer der Kirche und die Kirche selbst möglich.

In der Zeit der Diktatur war die Wahrnehmung politischer Aufgaben durch die Kirche und von Leuten der Kirche nicht möglich. Dort, wo sich die Kirche zu Fragen der Politik dennoch geäußert hat, war sie instrumentalisiert. Man musste Telegramme an den Staatschef abschicken, musste zu gewissen Veranstaltungen gehen und Themen nach Vorschrift behandeln. Ob sich unsere Kirche und deren Vertreter dabei immer ihrem Auftrag entsprechend verhalten haben, ist hier nicht zu untersuchen. Es gab gewiss auch da Sternstunden, aber auch dunkle Augenblicke. Seit der Wende ist aber die Wahrnehmung politischer Aufgaben durch die Kirche möglich. Ich denke da nicht nur an Äußerungen, die Verantwortliche der Kirche bei verschiedenen Anlässen tun, auch nicht nur an größere oder kleinere Initiativen im Lokalbereich, sondern auch an Denkschriften, wie sie von den Kirchen des Westens verfasst wurden. Die Kirche kann im politischen Bereich zur Versöhnung von Gruppen oder Völkern beitragen, kann sich für benachteiligte Menschen oder Menschengruppen einsetzen und zum Wohl der Bürger eines Landes Initiativen starten. Noch sind wir als Kirche und als Minderheit zu sehr mit unserer eigenen Selbstfindung beschäftigt. Dennoch gab es eine erste größere Initiative im politischen Bereich: der Protest gegen das Dracula-Projekt in Schäßburg (Sighişoara).[2] Vielleicht wird eine zweite folgen, welche die Umweltzerstörung im Erzgebirge[3] anprangert. Aber wir tun zu wenig, wenn wir uns auf das Nein-Sagen beschränken. Wir müssen neu lernen, uns in die Probleme der Welt hineinzudenken und Stellungnahmen zu erarbeiten, die weiterführen. Es gibt eine Fülle von Fragen, die noch nicht aufgearbeitet sind, Fragen von Kirche und Politik, der Einbindung der Kirchen in die Gesellschaft, Fragen von Gewaltanwendung, von Krieg, Probleme des Umweltschutzes, der Bioethik, der Korruption usw. Ich glaube, dass die Kirchen des Landes – nicht nur die evangelischen – gerufen sind, im ethischen und politischen Bereich schneller zu denken als

2 Das Regierungsprojekt zum Bau eines riesigen Unterhaltungsparks unter dem Namen „Dracula-Park“ hätte die Stadt und ihre Umwelt total verändert.

3 Gemeint ist der südliche Teil der Westkarpaten, in dem man seit der Zeit der Römer Gold und wertvolle Erze schürfte. Eine australische Firma beabsichtigt seit Jahren, mit chemischen Mitteln die wenig goldhaltigen Schutthalden nochmals „auszubeuten“, was eine große Zerstörung der Umwelt nach sich zieht. Die Sache ist heute (2011) noch nicht entschieden.

die Politiker und sie anzuregen, neue Gedanken zu entwickeln. Wir können mit Fachleuten um echte Lösungen ringen, sonst laufen wir Gefahr, die ewig Gestrigen zu sein, wo uns doch die Botschaft des Evangeliums in die Zukunft weist und nicht zur Bindung an die Vergangenheit ermutigt. Wenn sich zum Beispiel die Kirchen zum Thema Korruption von sich aus hätten äußern können, hätte das unser Land nicht nur in seinem Ansehen, sondern auch in seiner Substanz sehr schädigende Problem des falschen Umgangs mit irdischen Gütern eine neue Dimension erhalten.

These 10
Die Unterscheidung in der Wahrnehmung der Aufgaben von Kirche oder Volk kann nicht von außen geschehen. Sie muss innerlich, geistlich erfolgen. In Krisenzeiten ist sie unerlässlich, weil deren Vermischung immer problematisch bleibt.

Diese letzte These zeigt, dass die Unterscheidung der Aufgaben in Kirche und Volk letztlich eine schwierige ist, die immer neu durchdacht werden muss. Denn es gibt keine objektiven Kriterien, an denen sich eine Kirche oder eine Gesellschaft orientieren könnte, wenn es darum geht, die Aufgaben säuberlich zu trennen. Darum wird es auch immer vorsichtige wie mutige Aussagen in dieser Richtung geben, Menschen, die eine klarere Trennung fordern, und andere, die eine solche in Frage stellen. Sie hängt auch von der Einschätzung der Situation ab. Die Geschichte zeigt, dass es immer wieder Zeiten gegeben hat, in denen kirchliche und politische Verantwortung sehr nahe lagen, und solche, in denen Kirche und Gesellschaft auseinander traten. Kirche kann, wenn es ihr gegeben ist, manchmal eine Vorreiter-Rolle spielen, wird sich aber immer auch als Nachhut sehen, also als eine Einrichtung verstehen, die jene mitnimmt, die von sich aus nicht mitmachen können. Der Staat oder die gesellschaftlichen Kräfte müssen immer das Ganze im Auge behalten und tun darum gut, wenn sie den Mittelstand fördern, der nach oben korrigierend, nach unten mitnehmend, stimulierend wirken kann. Die Aufgaben sind dann doch verschieden, können aber nicht genau getrennt werden.

In Krisenzeiten aber nehmen Staat und Kirche eine je verschiedene Rolle ein. Der Staat arbeitet in solchen Situationen verstärkt mit Macht und Gewalt, was die Kirche veranlasst, sich auf das Wort und den Liebesdienst zu konzentrieren. Die Kirche wird zur Alternative für den Staat. Gott sei es gedankt, dass wir diese Zeit hinter uns haben. Aber Wachsamkeit ist im-

mer gut. Und zur rechten Einschätzung der Situation und der entsprechenden Einstellung und Motivation bedarf es einer kritischen Beobachtung und eines geschärften Sensoriums.

In solchem Sinn hat Paul Philippi, den wir heute ehren, unter uns gelehrt und gelebt. Inwiefern er die Zeiten erkannt und entsprechend reagiert hat, dürfen wir seinem Schöpfer zur Beurteilung anheimstellen.

Kirche und Gesellschaft nach dem Urteil des Paulus[1]

Einstieg

Wir leben in einer Zeit, in der die Gesellschaft die Kirche sehr stark zu beeinflussen, vielleicht sogar zu prägen sucht. Die Gesellschaft entwickelt sich schneller als die Kirche. Denn ihr sind technische Mittel in die Hand gegeben, die die Welt und Umwelt umgestalten, die auch das Zusammenleben der Menschen grundlegend verändern. Ich gebe dafür drei Beispiele, wahrscheinlich gibt es unzählige:

- Die Computer-Welt macht die Kommunikation universal möglich. Aber sie führt auch zur Verstärkung der Einsamkeit und starker Individualisierung. Man muss nicht mehr mit Menschen sprechen, man kann auf den Bildschirm sehen und über ihn alle erwünschten Informationen sammeln. Man kann den Apparat abschalten, wenn er nicht mehr Interessantes oder Bewegendes sagt. Das ist im Zusammenleben der Menschen so nicht möglich. Man kann zwar immer ein Gespräch auch beenden. Aber eine gewisse minimale Rücksicht auf den Gesprächspartner ist allemal nötig.
- Die Vermehrung der Weltbevölkerung hat zur Vermassung der Menschen geführt. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft verringert sich im selben Maße, als die Mitmenschen stärker in das Leben des Einzelnen treten. Nirgends ist die Einsamkeit größer als in einer Umgebung unzähliger Menschen, in der jeder unterschiedliche Interessen hat.
- Die Erfindung der Pille hat das Sexualverhalten in ganz neue Bahnen gelenkt. Die geordneten Verhältnisse unter den Geschlechtern, die die Welt unserer Vorfahren prägte, sind zusammengebrochen. Es gibt kaum Hilfen für ein Leben in Zurückhaltung. Die Gefühle werden wichtiger, die Treue verliert an Bedeutung.

1. Die Welt des Neuen Testaments

Zur Zeit des Neuen Testaments sah die Welt erheblich anders aus. Da waren die Christen der Welt voraus. Sie verkündeten den einen Gott und damit die

1 Vortrag bei den Berliner Bibelwochen in Hermannstadt (Sibiu) vom 20.–24. Juni 2009.

Einheitlichkeit der Welt, wie es die Philosophen der Stoa auch taten. Aber im Römischen Reich war die Einheitlichkeit der Welt durch das Pantheon gesichert, den Ort, an dem jeder Gott auch einer der untertänigen Völker seinen Platz bekommen sollte. Die Einheitlichkeit der Welt war eine künstliche, zusammengestellte, zusammengedachte. Die Christen verkündeten die wahre Einheit und lebten ihr entsprechend. Die gegenwärtige Gesellschaft, aber auch die Kirche leben eher nach dem Modell des Römischen Reiches als nach dem Modell der Bibel. Die Einheitlichkeit der Welt und die der Kirche sind allenfalls eine im Werden, im Wachsen, wie die ökumenischen Bemühungen und die Tendenz zu einem zusammenwachsenden Europa zeigen.

Die Christen boten allen Verunsicherten die Möglichkeit zu einem Neuanfang in Buße mit Vergebung an und ließen sie am Schicksal des Erlösers in Tod und Auferstehung teilhaben. Das war keine mythologische Figur, sondern ein Mensch, der allen dieselbe Erlösung versprach, die seinen Weg durchs Kreuz zur Krone nachgehen wollten. Die Christen verkündigten das Kommen einer neuen Welt, das Kommen Gottes auf Erden. Das hatte eine gesellschaftskritische Note: „Die Herrscher dieser Welt gehen, unser Herr kommt“ (Gustav Heinemann). Den abwechselnden Dynastien der Kaiser wurde die Hoffnung auf die Herrschaft des Gekreuzigten entgegengestellt.

Lassen wir es bei diesen kurzen Bemerkungen. Sie sollen bloß zeigen, dass wir in einer anderen Zeit leben als im Urchristentum. Man spricht gerne von den Herausforderungen der neuen Zeit für die Kirche. Mir scheint es wichtig, dass wir die Andersartigkeit der Kirche im Verhältnis zur Gesellschaft ein wenig deutlicher herausstellen, als uns bewusst ist. Gewiss wird es dabei zu Überspitzungen kommen. Sie sind nötig, damit sich das Bild einprägt. Dies soll an einer Einzelaussage des Apostels Paulus gezeigt werden.

2. Die Aussage in Röm 12,2

In Röm 12,2 sagt der Apostel:

„Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern lasst euch wandeln durch Veränderung des Sinnes, zu prüfen, was der Wille Gottes ist, nämlich das Gute, das Wohlgefällige und das Vollkommene.“

Die letzten drei Hauptwörter übergehen wir. Es sind Aussagen, wie sie damals auch von den Philosophen gefordert wurden, Anweisungen sehr allgemeiner Art, bei denen die Zustimmung aller Menschen sehr groß war. Wir konzentrieren uns auf die Hauptaussage. „Stellt euch nicht dieser Welt

gleich, sondern lasst euch wandeln durch die Erneuerung eures Sinnes, zu prüfen, was der Wille Gottes ist."

Diese Aussage ist an sich leicht zu umschreiben: „Nehmt jeden Augenblick als Gottes Geschenk wahr und haltet Ausschau mit der Frage, was will Gott jetzt von mir. Dann werdet ihr erkennen, was Gott will." Es gibt also keine allgemein gültigen Gebote. Der Christ, der erlöst wurde, orientiert sich ganz an Christus. Er gibt, wie vorher gesagt wurde, seinen Leib als Opfer hin. Seine leiblichen Bedürfnisse, vor allem die Begierlichkeiten, opfert er dem Herrn und fragt, wo es um das Zusammenleben der Christen untereinander und mit den Heiden, aber vor allem mit den Mitchristen geht, was Gottes Wille im jeweiligen Augenblick ist. Er hat also keinen festen Standpunkt in der Frage, wie er sich im Zusammenleben der Menschen verhalten soll, er lässt sich jeweils neu ausrichten, er ist für neue Möglichkeiten immer offen, natürlich, insofern sie dem Evangelium entsprechen und nicht den Begierlichkeiten.

Was das konkret meint, sagt der Apostel im Anschluss daran: Niemand soll sich höher achten als den anderen, jeder soll besonnen bleiben und seine Gaben zum Nutzen der anderen gebrauchen (Röm 12,3–8). Daran schließt er eine Reihe von Weisungen an, die die persönliche Gottesbeziehung und das Leben in der Gemeinschaft orientieren sollen, Weisungen, die weitgehend auch unserem Verhaltensmuster entsprechen (Röm 12,9–21).

Damit regelt Paulus in einem besonderen Rahmen das Leben in der Gemeinschaft. Dass es dann doch auch konkrete Fragen gibt, die speziell geregelt werden wollen, zeigt Röm 13,1–7, die Frage des Umgangs mit dem Staat, und Röm 14, die Frage des Verhaltens von Fleischessern und Vegetariern zueinander.

3. Bedeutung für heute

Der Obersatz aber bleibt: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich." Paulus hätte auch sagen können, wenn es das Wort damals gegeben hätte: Macht nicht in jeder Hinsicht mit der Gesellschaft mit. Im 1. Korintherbrief scheint er offener zu sein, wenn er sagt: „Es ist alles erlaubt." Aber der Schein trügt. Er schränkt sofort ein: „aber ich lasse mich nicht gefangen nehmen" (1 Kor 6,12), oder: „Es nützt nicht alles, es baut nicht alles auf" (1 Kor 10,23). Kirche unterscheidet sich zumindest darin von der Welt, dass sie nach dem fragt, was wirklich nützlich ist, was die Gemeinschaft aufbaut, Liebe fördert, und dass sie ausschließt, was den Menschen versklavt.

Ich glaube, dass Kirche sich in einer fünffachen Hinsicht von der Gesellschaft unterscheiden sollte:

a) in ihrem Verhältnis zur Macht,
b) in ihrem Verhältnis zum Geld,
c) in ihrer Beurteilung der Begehrlichkeit,
d) in ihrem Umgang mit der Wahrheit,
e) in ihrem Umgang mit der Angst.

Das ist jeweils in möglichster Kürze zu erläutern:

a) Kirche und Macht

Wer meint, er könne sich ganz von dem Bereich der Macht fernhalten, unterliegt einer Illusion. Jeder Mensch braucht einen Platz an der Sonne, so wie sich jedes Blatt der Sonne entgegenstreckt. Gelingt es nicht, vertrocknet das Blatt. Ein Mensch geht zugrunde, wenn er keinen Platz an der Sonne findet, überall gemobbt und auf die Seite gedrängt wird. Das hat zwar noch nichts mit Macht zu tun, wohl aber hat Mobbing und Verdrängen von Menschen etwas damit gemein. Jeder Mensch braucht seinen Freiraum und gibt ihn nicht ganz kampflos auf.

Aber Macht ist weit mehr. Macht hat man in einer Stellung. Das kann die Stellung des Hausvaters sein, aber auch die der Hausfrau, jene des Chefs und des kleinen Beamten. Zum Problem wird sie in der Politik. Wer meint, Politik machen zu können, ohne sich einem gewissen Machtkampf zu stellen, ist dort fehl am Platz.

Auch in der Kirche gibt es Machtpositionen. Aber das Evangelium hat eine Hemmschwelle an dieser Stelle eingebaut: „Wer groß sein will, sei aller Knecht“ (Mk 10,44). Das klingt zunächst wie ein Widerspruch. Denn man kann nicht Knecht sein und trotzdem eine Machtstellung einnehmen. Und doch, das Evangelium hat genau das im Blick: Der wahrhaft Große, Mächtige missbraucht seine Machtstellung nicht, er nimmt sie wahr zum Dienst der „Vielen“, wie es Jesus nach Mk 10,45 tat.

Diese Sicht ist der Gesellschaft grundsätzlich nicht fremd. Sie nennt doch auch die hohen Beamten „Minister“, also Diener. Aber halten sie sich daran, oder benutzen sie die Stellung, um sich selbst zu helfen? Kaiser Heinrich II. hat sich im Diakonengewand krönen lassen. Es war ihm Ernst mit seinem Dienst in seinem hohen Amt. Aber wer nichts von Macht versteht, soll sie nicht anstreben. Nur wer etwas von Macht versteht, kann sie auch zum Dienst für die Menschen anwenden. Im Bereich der Macht tobt ein harter Kampf, oft mit Waffen, zuweilen mit anderen Todesmitteln, z. B.

Gift. Die Geschichte ist voll davon. Man denke bloß an die 34 Kindersärge im Merseburger Dom. So erledigte man Thronfolger.

In der Kirche aber sollten solche Machtkämpfe nicht üblich sein. Da sollten jene, die hochkommen, dazu da sein, dass sie ihrem Umfeld helfen. Nicht für das Umfeld denken oder entscheiden, wohl aber sich für es einsetzen. Weniger wissen, was sie brauchen, als hören, was sie erwarten. Eine solche Einstellung führt dazu, dass Stellungen in der Kirche nicht unbedingt begehrt sind. 1 Tim 3,1 preist das Amt des Managers, den wir Bischof (*episkopos*) nennen, als „gutes Amt", offensichtlich, weil es wenige anstreben. Stellungen verpflichten im Verständnis der Bibel, im Verständnis des Christentums. „Stellt euch nicht der Welt gleich." Ich habe meinem Engagement als Mitglied des Stadtparlaments eine klare Grenze gesetzt: Wo es nur um Macht geht, mache ich nicht mehr mit. Die Diskussion mit den anderen muss immer möglich sein. Und wo es um Einsatz für die Menschen geht, haben diese Vorrang vor Papieren. Grundsätzlich kann man aber sagen: Ich lasse mich von dem Streben nach Macht nicht gefangen nehmen. Die Vermehrung von Macht kann nie oberstes Ziel sein.

b) Kirche und Geld

Die Kirche braucht Geld, weil sie Gehälter bezahlt. Sie hat sich entschieden, ihre Pfarrer zu versorgen und ihnen damit die Möglichkeit zu geben, ihren Dienst in großer Freiheit zu tun, ohne darüber nachsinnen zu müssen, wie das notwendige Geld beschafft wird. Dadurch können Pfarrer der Forderung Jesu „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" (Mt 6,24/ Lk 16,13) weitgehend nachkommen. Aber die Kirche hat auch Gotteshäuser, Pfarrhäuser, Angestellte, die nicht Pfarrer sind. Für all das muss sie sorgen. Und sie hat sich im Bereich der Diakonie engagiert, um Menschen zu helfen und denen nahe zu sein, die von sich aus mit ihrem Leben nur schwer zurechtkommen. Für all das braucht sie Geld.

Wichtig ist nun, dass sie mit dem Geld sorgfältig umgeht. Das bedeutet, dass sie das Vorhandene so gut wie möglich zu bewahren und vielleicht auch zu vermehren sucht, dass sie aber nie aus den Augen verliert, dass ihr Auftrag darin besteht, Menschen zu helfen und den Dienst des Evangeliums zu fördern. Darum kann die Vermehrung des Geldes nie oberstes Gebot sein. Die Kirche wird darum immer darauf bedacht sein, dass der Umgang mit dem Geld die geistliche Dimension nicht verliert.[2]

2 Mehr darüber in dem Abschnitt: Die Verwaltung der (rückerstatteten) irdischen Güter im Lichte der Aussagen der Bibel, s. o.100–109

c) Umgang mit der Begehrlichkeit

Ich beschränke mich an dieser Stelle auf den Umgang mit der Sexualität. Hier ist durch die Erfindung der Pille in den sechziger Jahren ein Umbruch im Bewusstsein der Menschen erfolgt. Wenn ich recht sehe, fiel man in dieser Hinsicht in die vorchristlich-heidnische Lebensweise zurück. Der Umgang mit dem Geschlechtstrieb war lange Zeit von der Kirche im Sinne eines überlegten, besonnen zurückhaltenden Verhaltens geregelt gewesen. Natürlich hat man nie den Trieb ganz zu zügeln vermocht, aber man konnte ihn zumindest teilweise in geordnete Bahnen lenken. Und bei den Jugendlichen hat schon das wahrscheinliche Kommen eines Kindes für umsichtigen Umgang gesorgt. Das sollte sich durch die Erfindung der Pille grundlegend ändern. Ich möchte die Konsequenzen hier nicht beschreiben, sie sind allen wohl bekannt. Wohl aber möchte ich meine Trauer darüber aussprechen, dass das sechste Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" sozusagen nicht mehr gilt. Die Freiheit in dieser Hinsicht macht mir Sorgen, zumal sich die Erwartungen des einen Partners an den anderen kaum geändert haben. Die Eifersucht ist geblieben. Aber auch darüber keine weiteren Bemerkungen. Das ist ein Problem der Gesellschaft, die ihren eigenen Weg geht. Aber an dieser Stelle hat die Kirche einen Auftrag. Hier gilt das Wort „Stellt euch nicht dieser Welt gleich" in besonderer Weise. Mag die Gesellschaft die geschlechtliche Freiheit fördern, wir müssen als Kirche zur Vorsicht mahnen. In der Kirche kann nicht alles möglich sein, was in der Gesellschaft möglich ist.

Ich weiß, dass ich an dieser Stelle konservativ bin. Es gibt Gruppen innerhalb der evangelischen Kirche, die die Freiheit, die in der Gesellschaft geübt wird, auch in der Kirche für möglich halten und sich sogar dafür einsetzen. Ich kann dazu nur sagen: „Irrt euch nicht." Das Leiden wird durch solches Verhalten nicht verringert, sondern vergrößert. Es könnte sein, dass in diesem Fall eine konservative Haltung moderner ist als jene, die sich der Gesellschaft anpasst.

Aber auch hier ist der paulinische Grundsatz gültig: „Ich lasse mich nicht gefangen nehmen" (1 Kor 6,12). Meine Gefühle und meine Begehrlichkeit sollten mich als Christen nicht gefangen nehmen, auch nicht aus der Bahn werfen können.

d) Umgang mit der Wahrheit

In der Gesellschaft gilt weniger die Wahrheit als die Akzeptanz. Eine gut formulierte Lüge kann eine Partei voranbringen. Reklamen sind voll von Halbwahrheiten, wiewohl wir wissen: „Die halbe Wahrheit ist die ganze

Lüge.“ Freilich kommen wir an die ganze Wahrheit nicht heran. Jeder Mensch hat seine eigene Sicht der Dinge, und manches Wort kann der Wahrheit nicht entsprechen, auch wenn man die Dinge so registriert hat, wie man sie weitererzählt. Darüber wissen Gerichte zur Genüge Bescheid. Mir geht es, wenn ich von der Wahrheit spreche, um die Zuverlässigkeit des Aussagenden. In der Kirche sollte es keine geschönten Berichte geben, die relativ viel verdecken. Man sollte in der Kirche auch zu Fehlern stehen können. Die Kirche besteht aus angenommenen Sündern, die um ihre Fehlerhaftigkeit wissen.

Umgekehrt kann es nicht darum gehen, dass die Wahrheit lieblos an den Kopf geworfen wird. So geht man mit politischen Rivalen um. Wahrheit ist immer auch das, worauf ich mich verlassen kann. Und das bedeutet: Wahrheit ist immer auch Lebenshilfe. „Lasst uns wahrhaftig sein in der Liebe“, sagt der Epheserbrief (Eph 4,15). Und umgekehrt: Lasst uns liebevoll mit der Wahrheit umgehen.

Die Gesellschaft ist immer auch hart und rücksichtslos. Auch in Bezug auf Wahrheit und Lüge. So sollte es in der Kirche nicht zugehen. „Nicht alles baut auf“, sagt Paulus (1 Kor 10,23). Die Liebe tut es.

e) Umgang mit der Angst

Eine besondere Form, die Gesellschaft zu gewinnen, ist der Umgang mit der Angst. Schwarz-Weiß-Malerei, Überzeichnung der negativen Folgen von Projekten oder Konzepten sind in der Politik, besonders bei Rivalen, üblich. Aber nicht nur in der Politik. Die Skepsis hat seit jeher, besonders in der Agrarwelt, das Verhalten der Menschen bestimmt. Die Technik hat einen gewissen Optimismus gefördert, aber er ist an seine Grenzen gekommen. Angst gibt es an vielen Stellen. Ein Christ aber lässt sich immer wieder sagen: Angst machen gilt nicht. Der Zuspruch: „Fürchtet euch nicht“, steht sehr oft in der Bibel. Vor allem sollte die Angstmacherei zum Erreichen eines bestimmten Zieles in der Kirche nicht möglich sein. Immer gilt noch das Wort Jesu: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16,33). Es gilt auch dann, wenn im Originaltext statt „Angst“ „Bedrängnis“ steht. Es geht in jedem Fall um die Überwindung der Enge, der „Engpässe“. Es gibt für einen Christen keinen wirklichen Grund für Angst. Wir sind erwählt und für die Ewigkeit vorgemerkt. Mehr ist gar nicht möglich.

4. Schlussfolgerungen

Der Satz „Stellt euch nicht dieser Welt gleich“ ist heute eine Forderung, die der Entwicklung der Gesellschaft kritisch gegenübersteht und darum ihr immer ein wenig nachhinkt. Dennoch kann sie zukunftsweisend sein. Weil sie menschlicher ist als die Gesellschaft. Die Gesellschaft läuft dem Trend nach, versucht aus den Entdeckungen der Wissenschaft und Technik Gewinn zu erzielen. Sie geht den oft sehr irdischen Bedürfnissen nach. Das müssen Christen nicht tun. Der Sinn ihres Lebens, wie ihr Leben selbst, ist im Himmel verankert, wo ihre Namen aufgeschrieben sind (vgl. Lk 10,20).

Die Kirche lebt davon, dass sich immer wieder Menschen finden, die in tiefer Bindung an Christus oder an Gott keine Angst haben, für die Wahrheit eintreten, ihren Gefühlen nicht freien Lauf lassen, sondern zuchtvoll und besonnen damit umgehen, dem Machtrausch und dem Mammon nicht verfallen. Aber sie lebt auch davon, dass sie die Schwachen im Glauben mitnimmt, ihnen festen Halt durch Ordnungen schenkt und gleichzeitig dafür sorgt, dass diese Ordnungen tatsächlich Halt bieten und nicht zur Fessel werden. Im Augenblick ist die Gefahr, dass Ordnungen zur Fessel werden, sehr gering. Die Gesellschaft ist weitgehend liberal. Umso mehr sollten wir von innen heraus leben und anderen zeigen, dass wir uns zurückhalten können und damit jenen Halt bieten, die von uns einen solchen Halt, einen solchen Zuspruch und eine solche Ausrichtung erwarten.

Die Bibel als Herausforderung von Kirche und Gesellschaft

Zwölf Thesen[1]

Jahrhunderte hindurch war die Bibel Grundlage der Kirche, seit der konstantinischen Wende und bis tief hinein ins 19. Jahrhundert auch die der Gesellschaft. Das hat sich geändert. Durch die Themenstellung erscheint die Bibel sowohl der Gesellschaft als auch der Kirche außen stehend und darum für beide provokativ. Inwieweit kann die Bibel ihrerseits heute bei Kirche und Gesellschaft Provokationen auslösen? Was macht sie beiden gegenüber so anders? Und wie kann es kommen, dass die Bibel, die eigentlich Grundlage der Kirche sein müsste, nun als für die Kirche provokativ angesehen werden soll?

Mit solchen Fragen nähern wir uns der Thematik. Sie ist sehr umfassend. Ich konzentriere mich darum darauf, das gestellte Thema anhand einiger Thesen zu verdeutlichen.

These 1
Die Bibel will nicht die Realität wiedergeben, sie will Realität deuten und Realität gestalten.[2]

Die vielen Erzählungen der Bibel, besonders im Alten Testament, erwecken den Eindruck, als würden sie historische Abläufe schildern. Dasselbe gilt im Neuen Testament für die Berichte über das Wirken Jesu von Nazareth in den Evangelien und für das Wachsen der christlichen Gemeinde in der Apostelgeschichte.

Aber diese Berichte haben nicht die Tendenz, Dinge darzustellen, wie sie wirklich waren, sie sind zugespitzt auf eine oder mehrere Aussagen hin, die für die Zeit, in der sie berichtet werden, wesentlich und lebensfördernd wirken konnten. Jede Erzählung der Bibel hat darum auch Leben gestaltende

1 Eröffnungsvortrag anlässlich der Tagung des Süd-ost-mitteleuropäischen Fakultätentages (SOMEF) in Hermannstadt (Sibiu) vom 9.–12. Juli 2009.

2 So K. Wegenast, Art. Bibel V, praktisch-theologisch, 3. kirchlich, RGG[4] I, Tübingen 1998, 1437, von der religiösen Sprache.

und Leben verändernde Kraft. Die Texte gehen aus von dem Wissen, dass der Gott Israels und Vater Jesu Christi nicht nur einst gewirkt hat, sondern weiterhin zum Segen seines Volkes oder der Seinen wirkt und dass darum der Bericht über Ereignisse der Vergangenheit Impulse gibt zur Gestaltung der jeweiligen Gegenwart.

Man kann sich das am besten an der Urgeschichte der Genesis deutlich machen. Bei der Schöpfung der Welt war niemand dabei. Die Menschen wurden nach Gen 1 erst am sechsten Tag als letzte der Kreaturen erschaffen. Und dennoch berichtet die Bibel darüber. Sie beschreibt das Werden der Welt mit den Erkenntnissen der damaligen Zeit, wobei sie auch eindeutig kritische Aussagen im Verhältnis zu den Kosmologien der damaligen Zeit macht. Sie depotenziert die Sonne, den Mond und die Sterne zu einfachen Lampen. Diese haben keine Macht über den Menschen. Die hat nur der Schöpfer selbst.

Das ist nur ein einziges Beispiel dafür, dass die Bibel kritische Instanz für das Leben der Welt ist. Gerade weil sie aus einer fernen Zeit zu uns heute sprechen will, zwingt sie uns zum Überdenken gegenwärtiger Konzepte. Wir lassen uns gerne von gelungenen Ereignissen auf dem Weg in die Zukunft weisen. Die Bibel bietet Beispiele gelungenen Lebens auch dort, wo alles nach Misslingen, nach Versagen, nach Gericht aussieht.

Jahrhunderte hindurch hat man freilich diese Unterscheidung nicht gemacht. Man trennte nicht zwischen dem Faktum und dem Bericht über das Faktum, weil man das einst erzählte Faktum immer neu deutete und damit für die entsprechende Gegenwart aussagekräftig werden ließ.

These 2
Die Bibel ist Gottes Wort in die jeweilige Zeit. Insoweit kann man von Verbalinspiration der Schrift reden, nun freilich nicht so, dass damit das einmal Gesagte als ewig gültiges Gotteswort zu gelten hat, wohl aber als das in die konkrete Situation hineingesprochene Wort, das für jene Zeit Ewigkeitswert beinhaltet.

In der Aufklärungszeit hat man sich mit Nachdruck und mit Erfolg gegen die Lehre von der Inspiration der Schrift gewehrt, die bereits im Neuen Testament ausgesprochen ist. Man meinte, dass die Bibel zwar Gottes Wort enthalte, aber nicht Gottes Wort sei. Was Gottes Wort ist, musste sich auf dem Prüfstand der Vernunft bewähren. So entstand die historisch-kritische Methode als Zugang zu einer Schrift, die man als Dokument der Vergangen-

heit erkannte, in der es aber unzerstörbare Perlen geben sollte, die herausgefunden werden mussten.

Nicht berücksichtigt wurde dabei, dass bereits Artikel V des Augsburgischen Bekenntnisses aussprach, dass Gottes Geist, wann und wo es Gott gefällt, durch die Predigt Glauben wirkt. Wendet man diese Aussage auf die Bibel an, dann kann man davon sprechen, dass die Texte der Bibel gerade darum Heilige Schrift wurden, weil es dem Geist Gottes gefiel, mal diesen, mal den anderen Text zum Leuchten zu bringen, wodurch er zu Gottes Wort für die jeweilige Zeit wurde.

Die Texte der Bibel haben schon damals, als sie aufgeschrieben wurden, ja bereits, als man sie noch mündlich erzählte, Lebenskraft vermittelt und ein Leben vor Gott, mit Gott und auf Gott hin ermöglicht. Darum wurden sie der Nachwelt in der gewissen Hoffnung überliefert, dass sie immer neu zum Glauben helfen und auf diese Weise Gottes Geist weitergeben, der zu jener Zeit, als sie entstanden, wirkte und weiterhin zu jeder Zeit auf seine Weise wirkt.

Man kann sogar noch weitergehen und sogar die textkritischen Varianten der Bibel als inspiriert erklären. Sie haben freilich nicht dieselbe Bedeutung wie der Hauptstrom der Schrift. Sie haben aber offenbar einmal in einer begrenzten Umwelt Menschen, die die Bibel verstehen wollten, in ihrem Verständnis weitergeführt und ihnen neue Hoffnung, neuen Glauben und neuen Mut geschenkt. Auch Missverständnisse eines Textes können hilfreich sein. Und wenn sie es sind, war der Geist Gottes am Werk.

Die historisch-kritische Methode entspricht also durchaus der Botschaft der Bibel, auch wenn es nicht die einzige Methode ist und sein kann, die das Verstehen von Texten neu möglich macht. Zu allen Zeiten hat auch die direkte Anrede der Schrift ihre Bedeutung behalten. Bei theologischen Entscheidungen aber sollte man genau prüfen, was die Bibel an Hilfen zur Wahrheitsfindung anbietet, Hilfen, die der gegenwärtigen, anders gearteten Situation im Verhältnis zu der der Bibel Rechnung tragen.

Christen sollten sich bei ihrem Nachdenken über den richtigen Lebensweg der Botschaft der Bibel aussetzen. Gerade die Stimme aus einer anderen Welt und einer anderen Zeit lässt die jeweilige Situation in neuem Licht erscheinen, gibt Distanz zu den Bedrängnissen der Gegenwart und eröffnet neue Möglichkeiten.

These 3
Die Bibel verkündigt einen persönlichen Gott, den König aller Könige und Herrn aller Herren, der sich in seiner großen Barmherzigkeit den Menschen zugewandt, sich ein Volk auserwählt hat und will, dass allen Menschen geholfen wird.

Luther hat uns gelehrt: „Woran du nun dein Herz hängst und verlässt, das ist eigentlich dein Gott.“[3] Die Bibel sieht Gott immer als eine Person, die spricht und wirkt. Das zeigt wieder bereits die Schöpfungsgeschichte. In ihr befiehlt Gott – wie ein König und es wird. Die Schöpfung muss seinem Befehl gehorchen. Er macht sogar Winde zu seinen Boten, wie der Psalmist (Ps 104,4) sagt. Dieser Gehorsam der Kräfte der Schöpfung gegenüber ihrem Herrn hat seine Korrespondenz im Gehorsam des Gottesvolkes gegenüber seinen Geboten, so dass Dtn 8,3 formulieren kann: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das durch den Mund Gottes geht“, d. h. davon, dass er die Gebote Gottes hält, denn das Einhalten der Gebote verlängert das Leben.

In der Schule hat man uns gesagt, dass am Anfang die Materie war, aus der heraus sich der Geist entwickelt habe. Der Idealismus meinte, dass am Anfang der Geist gewesen wäre. Als ob eine Materie Geist hervorbringen könnte, wenn sie nicht die Anlage zum Geist in sich hat, und der Geist Materie schaffen könnte, wenn er nicht auf Materie hin angelegt ist. Diese Analyse führt zu dem Schluss: Wir müssen uns Gott, vergleichbar dem Menschen, als Leib-Seele-Einheit vorstellen, als Einheit von Geist und Materie. Und damit sind wir über den großen Umweg wieder zu dem Ergebnis gekommen, dass Gott Person ist, die anredet und angeredet werden will, aber auch wirkt und nicht nur befiehlt. Wie ein geschickter Handwerker schafft er seine Welt und macht sie so, dass er am Ende feststellen kann: „Es war alles sehr gut“ (Gen 1,31).

Dieser Gott wird Joh 4,24 als „Geist“ bezeichnet, gemeint ist im Zusammenhang, dass er sich nicht an einen Ort der Anbetung bindet oder binden muss, er kann zu gleicher Zeit an ganz verschiedenen Orten angebetet werden, weil er überall anwesend ist. Sein Wesen geht aber im „Geist“ nicht auf, so dass er gewissermaßen nur mit dem Geist des Menschen erfasst werden kann, er kann in seiner Fülle von Menschen überhaupt nicht erfasst werden. Nur der Geist Gottes selbst erfasst nach Paulus die Tiefen der Gottheit (1 Kor 2,11). Wohl kann der Christ geistlich wachsen und die

3 BSELK, 560.

Fülle Christi, des Gottessohnes, erstreben und vielleicht auch erlangen (Eph 4,13). Aber damit erlangt er allenfalls die Erkenntnis der „Länge und Breite, Höhe und Tiefe“ (Eph 3,18) und wird erfüllt mit der „Fülle Gottes“ (Eph 3,19). Aber er kann sie dann doch nur ahnen.

Undenkbar für die Bibel ist darum der Gedanke, dass der Christ oder der Mensch allgemein die Schöpfung überbieten kann. Er kann sie zwar wohnlicher, angenehmer machen, z. B. so, dass er sich für den Winter einen warmen Raum besorgt oder im Sommer begießt oder bewässert. Versucht er aber, die Welt zu verändern, macht er sie nicht zum Himmel, sondern zur Hölle.

Wenn 1 Joh 4,16 gesagt wird, dass „Gott Liebe ist“, dann ist damit ein wichtiger Wesenszug Gottes beschrieben, aber keineswegs wird Gott mit „Liebe“ identifiziert, so dass er sich im Geschehen der Liebe, in einem Vorgang offenbart. Gott liebt seine Welt, aber er geht in dieser Liebe nicht auf. Er liebt alle Menschen, und darum sind die Christen aufgerufen, in der Liebe zu bleiben. Diese Liebe hat sich in der Sendung des Sohnes (Joh 3,16) und seinem Tod am Kreuz kundgetan. Liebe ist ein *nomen actionis*, das aussagt, was Gott wesentlich tut, nicht, was ihn in seinem Wesen ausmacht.

So ist Gott nie weniger als der Mensch, auch als der Übermensch. Zwar hat Nietzsche den Tod Gottes proklamiert, hat aber damit wohl nur den Tod des Theismus, nicht des lebendigen Gottes und des Herrn seiner Schöpfung gemeint, denn die Schöpfung besteht weiterhin, sie ist nicht zusammengefallen. Darum kann Gott auch in der Natur wahrgenommen werden, wie Paulus Röm 1,20 f sagt. Aber er ist mit der Natur nicht zu verwechseln. Er ist immer mehr als seine Schöpfung, so wie der Mensch mehr ist als sein Leib.

Dass dieser Gott sich mit dem Menschen abgibt, schreibt die Bibel seiner Barmherzigkeit zu, die kein Ende hat. Umgekehrt ist der Mensch gerufen, Gott zu loben.

These 4
Darum ist die Kirche nur dann Gottesvolk, wenn sie nach Gottes Willen fragt und diesen Willen in der jeweils neuen Situation von Kirche und Gesellschaft neu formuliert und umsetzt. Was Gottes Wille ist, ergibt sich im Hören auf die Schrift und auf ihre Auslegung innerhalb der Tradition. Sein Weg mit den Menschen führt am Kreuz nicht vorbei.

Das alttestamentliche Gottesvolk versteht sich als die Schar der Auserwählten, die den Willen Gottes beachten, der in den Zehn Geboten zusammengefasst und in den übrigen gesetzlichen Texten des Alten Testaments ausgelegt wird. Dass dieser Wille Gottes immer neu konkretisiert werden muss, zeigen nicht nur die teils in neue Zusammenhänge gestellten, teils neu formulierten Einzelbestimmungen, sondern mehr noch die ethischen Forderungen der Propheten, die die Gebote aktualisieren und für die jeweilige Gegenwart zuspitzen. Das bedeutet, dass eine Tradition nur dann den Sinn der Anweisungen in der Vergangenheit korrekt wiedergibt, wenn sie sich selber den Forderungen der Gegenwart stellt, also lebendige Tradition ist.

Was Gottes Wille ist, ergibt sich also nicht direkt durch das Heranziehen einiger Texte, die aus dem Zusammenhang gerissen in die Gegenwart sprechen sollen. Lebendige Tradition setzt die Texte für die Gegenwart neu um, immer in Rückfrage nach den Aussagen der Texte in der jeweiligen Zeit.

Besonders die neutestamentlichen Texte zeigen aber, dass das Gottesvolk in die Nachfolge gerufen ist. Es geht also nicht nur um das Halten allgemeingültiger Gebote und Verbote, sondern um den ganz konkreten Gehorsam, der auch zu Selbstverleugnung führen kann. Das Ziel der Kirche ist immer auch, „Kirche für andere“ zu sein, sich selbst zurückzustellen, um dem Handeln Gottes Raum zu geben, der „in den Schwachen mächtig“ ist (2 Kor 12,9), oder anders gesagt, der im Kreuz, in der Niederlage Segen wirkt. Gemeint ist damit nicht, dass ein einzelner Christ „für andere da ist“, das gelingt nur in extremen Augenblicken, wohl aber, dass jeder Christ grundsätzlich bereit ist, um Gottes und seines Gewissens willen auf irdische Güter zu verzichten und gegebenenfalls Not zu ertragen, in dem Wissen, dass man zuweilen nur so Gottes Willen gerecht werden kann.

Darin unterscheidet sich die Gesellschaft – oder, wie Karl Barth gesagt hat, die „Bürgergemeinde“ – von der Christengemeinde. Die Gesellschaft wird immer weisheitlich bestimmt sein. In Zeiten der Krise aber macht Gott die Weisheit der Weisen zunichte. Das hatte bereits Paulus gesagt (vgl. 1 Kor 1,20), und man weiß es in der Kirche. Damit empfiehlt die Kirche kein Martyrium, wohl aber hält sie die Erkenntnis wach, dass es in ungewöhnlichen Zeiten ohne Kreuz nicht geht.

Von dieser Voraussetzung her kann die Kirche, kann der Christ jeder Art von Not oder Missgeschick etwas Positives abgewinnen. In der Kirche wird es also nicht darum gehen, einem maximalen Teil der Gesellschaft ein Maximum an Glück zu sichern (das ist Aufgabe der Politiker), sondern das gegenwärtige Glück und die unvermeidliche Not aus Gottes Hand anzunehmen, ihn in allen Lagen zu loben und gleichzeitig den Bedürftigen zur Seite zu stehen.

These 5
Die Gesellschaft hat immer die Tendenz, sich selbständig zu machen, sich eigene Gesetze zu geben und dabei den Willen Gottes zu vernachlässigen. Sie neigt zur Einseitigkeit, zu Tendenzen einer Überlebensstrategie, die nicht das Ganze, sondern nur einen Teilbereich im Auge hat und diesen absolut setzt.

Die Art, wie eine moderne Gesellschaft an die Fragen herangeht, die von ihr gelöst werden müssen, ist nicht von der Bibel, sondern von der Realität inspiriert oder von dem, was als Realität angenommen wird. Umfragen verschiedenster Art, Petitionen, Demonstrationen verändern das Verhalten der Mächtigen in hohem Ausmaß. Man reagiert weitgehend auf Aktionen und gestaltet nicht von Konzepten her, die einer bestimmten geistigen Haltung und einer klaren Zukunftsvision entsprechen. Damit wird die Gesellschaft abhängig von Informationen, die keineswegs völlig sachlich sein können, denn sie sind ihrerseits bedingt durch die Art, wie sie eingeholt werden. Umgekehrt können Bedürfnisse gezüchtet, Probleme ausgeblendet und als unwichtig gekennzeichnet werden, wodurch sich das Bild der realen Welt verschiebt.

Darauf kann die Bibel aufmerksam machen. Sie kann zu den Grundwerten menschlichen Zusammenlebens zurückrufen, zu Prinzipien, die außerhalb der gerade als richtig empfundenen Werte liegen.

These 6
Die Bibel wendet sich gegen das prometheische Verhalten der Menschen und der Gesellschaften, die sich selber autonom setzen. Ihr Ideal ist der Dienst in Niedrigkeit, der am Dienst Jesu abgelesen werden kann.

Der älteste Text, der darüber spricht, ist nicht die Erzählung vom Sündenfall, wie immer wieder behauptet wird. Denn Adam und Eva wollen nicht wie Gott sein, sie werden dazu verlockt, wissen zu wollen, was Gut und Böse ist, was der Unschuldige noch nicht weiß. Israel hat das Prometheische nicht als Eigenschaft jedes Menschen angesehen, sondern als Tat der Fremden. Die Erzählung vom babylonischen Turm (Gen 11) berichtet darüber und stellt auch fest, dass sich Gott dagegenstellt. Hesekiel wirft dem König von Tyrus solches Denken vor (Ez 27) und kündigt ihm damit den Untergang an. Das entsprechende Trachten ist aber in der griechischen Welt fest verwurzelt: Prometheus will Zeus stürzen, wie es seinerzeit Zeus mit Kronos getan hat und jener mit Uranus. Hybris ist in der Welt der Griechen

für den von ihr gefangenen Menschen und seine Umgebung gefährlich. Ein besonders dem nördlich geprägten Menschen tief eingewurzeltes Modell ist der Weg nach oben als Weg zum Ziel. Als Beispiel kann die Überheblichkeit jener angesehen werden, die in den beiden Weltkriegen die Menschlichkeit verloren haben. Das muss jetzt nicht weiter konkretisiert werden.

Demgegenüber setzt das Christentum den Dienst in Niedrigkeit, dessen Vorbild Jesus ist, der sich entäußerte und erniedrigte. Im Verzicht auf die Selbstdurchsetzung, im Tragen des Kreuzes und im Dienst in Schwäche und Niedrigkeit sieht das Neue Testament den Weg zum Heil und zur Vollendung, zu wahrem Sinn.

Ein solches Modell ist in der Gesellschaft nicht durchsetzbar. Es ist auch in der Kirche, insofern sie sich in die Gesellschaft impliziert, ständig bedroht. Aber die Kirche sollte sich zumindest als Ziel setzen, ihren Dienst in Niedrigkeit, im Verzicht auf Machtdurchsetzung und Selbsterhöhung auszuüben. Dass sie dauernd mit der Verlockung zu kämpfen hat, sich mit Mitteln der Macht durchzusetzen, darf sie nicht hindern, ihr Ziel im Auge zu behalten. Das einzige legitime Mittel des Streitens ist wie bereits bei den alttestamentlichen Propheten das Wort. Kirche setzt sich *sine vi humana, sed verbo*[4] (ohne Gewalt, nur mit dem Wort) in dieser Welt durch.

These 7
Die Bibel wehrt sich gegen die Tendenz zur Verselbständigung des Geldes und einer Wirtschaft, die nicht mehr auf die Menschen Rücksicht nimmt.

In einer Zeit wirtschaftlichen Aufstiegs haben die alttestamentlichen Propheten den Drang der Reichen nach Vermehrung des Reichtums auf dem Rücken der kleinen Leute verurteilt und an das Gemeinschaftsbewusstsein der Glieder des Gottesvolkes appelliert.

Das Neue Testament sieht im Mammon eine gegengöttliche Kraft, die den Menschen vom Dienst Gottes abführen will: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Lk 16,13). Der Jakobusbrief spricht den Händlern, die nur ihre Geschäfte im Kopf haben, Gottes Gericht zu (Jak 4,13–18). Die Güter dieser Welt sind im Urteil der Bibel dem Menschen gegeben, damit er sie hilfreich einsetzt für die, die ihren Lebensunterhalt von sich aus und ohne Unterstützung von außen nicht ohne Entbehrungen bestreiten können.

4 Artikel 28 der Confessio Augustana (BSELK, 124).

Die Verselbständigung des Geldes und der irdischen Güter ist eine ständige Verlockung. Man kann im wirtschaftlichen Wohlergehen Gottes Segen erkennen. Das haben schon die Glieder des Gottesvolkes im alten Israel so gesehen. Das Beispiel des frommen Hiob zeigt aber, dass die Frömmigkeit nicht an den Gütern hängen darf. Im Hannalied (1 Sam 2,1–10) und im Magnifikat (Lk 1,46–55) wird der Sturz des Mächtigen und die Erhöhung der Niedrigen, die Bereicherung der Armen und die Benachteiligung der Wohlhabenden durch Gott gepriesen. Wohlstand und Wohlergehen sind immer nur dann gesegnet, wenn sie als vorletzte Güter angesehen und im Glauben und in Dankbarkeit angenommen werden.

These 8
Die Bibel wehrt sich gegenüber der Ausbeutung wie der Vergötzung der Natur. Auch Umweltprobleme dürfen nicht tyrannisieren. Sie sind aber wichtig.

Nach Gen 1,28 ist der von Gott geschaffene Mensch nicht Herr der Schöpfung, sondern Mandatar Gottes, der sich zwar die Welt untertan machen darf und auch soll, dieses aber im Gehorsam Gott gegenüber zu tun hat. Er ist nach Gen 2,5 der Gärtner, der den Garten besorgt. Rücksicht auf die Schöpfung und ihre Güter bleibt wichtig, sosehr das Gottesvolk weiß, dass Gott seine Schöpfung zum Wohle seines Volkes verändern kann, wie Jes 40–44 zu lesen ist.

In der heidnischen Umwelt der Bibel hat man sehr viel mehr mit der Natur verbunden gelebt, als es Israel und die christliche Gemeinde taten. Das Natürliche hatte dort zuweilen religiöse Dimension. Dagegen sind Israel und die Kirche zu Felde gezogen, weil die Verherrlichung der Natur z. B. Exzesse im Sexualverhalten gefördert hat. Die gegenwärtige Gesellschaft und die Kirche unserer Zeit bringen sehr viel Verständnis für verschiedenartigsten Missbrauch des Geschlechtstriebes auf, ohne in zufriedenstellender Weise an jene zu denken, die durch die Freiheit derer, die sich solche im Sexualleben nehmen, als Benachteiligte oder gar Geschädigte dastehen: Kinder aus geschiedenen Ehen, alleingelassene Partner oder Kinder, Vergewaltigte, Frustrierte. Das Christentum hat anfänglich eine sehr asketische Haltung im Geschlechtsleben eingenommen. Unsere Zeit ist ausgesprochen antiasketisch orientiert. Es wird Zeit, darüber intensiver nachzudenken.

Nach dem Bericht der Bibel wurde der Mensch nach dem Sündenfall aus dem Paradies ausgetrieben (Gen 3,23). Dadurch gibt es für ihn keine intakte Natur mehr. Ein Weg „zurück zur Natur“ führt somit nicht ins Paradies zu-

rück, allenfalls kann ein solches Programm dafür sensibilisieren, die Natur nicht zu sehr zu vergewaltigen. Nach Röm 8,22 leidet die gesamte Schöpfung, und das ist ihr Schicksal auf dieser Welt, bis die Vollkommenheit eintritt. Diesem Faktor ist Rechnung zu tragen. Es kann in einer Kirche nicht darum gehen, die Natur absolut zu setzen, und eine christliche Gesellschaft sollte dessen auch eingedenk sein. Die Welt, die uns umgibt, können wir umsorgen und pflegen. Aber wir können aus ihr nicht eine gewünschte Welt machen. Darum ist dem Schrei nach Sorge für die Umwelt Rechnung zu tragen, aber er darf die Bindung an den einen Gott nicht verdrängen oder gar ersetzen wollen. Gott ist das Thema unseres Glaubens, nicht die Schöpfung.

These 9
Die Bibel sieht in jedem Mitglied des Gottesvolkes einen gleichwertigen Menschen. Im Neuen Testament ist es besonders der Apostel Paulus, der jeden Christen als vollwertiges und notwendiges Glied der Gemeinde ansieht. Dennoch vertritt die Bibel keine Demokratie, in der die Mehrheit entscheidet.

Wir machen uns den Sachverhalt meistens nicht genügend klar, dass Demokratie ein griechisches Modell ist, das zwar in der Theologie des Paulus Spuren hinterlassen hat, aber nicht zum Wesen des Christentums gehört. Gottes Gebot steht nie zur Diskussion, darüber kann keine noch so große Mehrheit befinden. Über die Verheißung Gottes und seine Zusagen kann man nicht urteilen, sie werden zugesprochen, proklamiert und im Glauben angenommen oder im Unglauben verweigert.

Damit ist freilich keine Diktatur des Wortes Gottes ausgesprochen. Theologen, Kirchenmänner und Synoden dürfen die Auslegung der Bibel kritisch begleiten, zumal die Aussagen derselben in eine vergangene Zeit gesprochen wurden, die insoweit im jeweiligen Heute Gültigkeit haben, als die Lage zumindest vergleichbar, wenn nicht gleich ist. Jede Zeit sucht und braucht neue Ausrichtung, und diese kann sie nur durch das Hören auf die gesamte Botschaft der Bibel neu entdecken. Sie wird von vollmächtigen Schriftauslegern jeweils neu ausgesprochen. Darüber kann aber nicht abgestimmt werden.

Demokratische Strukturen sind in der Kirche willkommen, insofern sie die Macht Einzelner begrenzen. Wichtiger als Abstimmungen sind aber in der Kirche die Suche nach dem rechten Weg und das Streben nach einem weitgehenden Konsens sowie die Diskussion der umstrittenen Themen bis

dahin, dass sich eine große Mehrheit findet. In jedem Fall aber wird in der Kirche auch auf diejenigen Rücksicht zu nehmen sein, die eine andere Meinung haben. Sie sind mitzutragen, mitzunehmen. Kampfabstimmungen sollten darum in der Kirche vermieden werden. Auch die Bildung von Fraktionen innerhalb einer Kirche sollte nur begrenzt möglich sein, denn Christus ist einer, und er ist nicht zerteilt (vgl. 1 Kor 1,13).

These 10
Das Zentrum der Bibel ist das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe.

Die Ausrichtung nach diesen beiden Seiten hin, auf Gott und den Mitmenschen, stellt den Christen in eine horizontale und eine vertikale Gemeinschaft, in der er nie allein ist. Er steht zumindest vor Gott, wenn er von Menschen verlassen wird. Und wenn er auch irdisch das Gefühl hat, ganz allein und von Gott verlassen zu sein, ist er es nicht, wie die Kreuzesszenen bei Markus und Matthäus mit den folgenden Osterberichten zeigen. Der Mensch ist auch in der tiefsten Einsamkeit nicht allein, weil Gott ihn umgibt und trägt, er ist aber auch immer von Menschen umgeben, die an ihn denken, auch wenn er das nicht wahrnehmen kann oder will.

Sich an Gott zu binden und in Verantwortung vor ihm das Leben zu gestalten, ist jeder Christ gerufen. Die Bibel nennt das Ehrfurcht vor und Liebe zu Gott. Gleichzeitig ist der Christ angehalten, sich seinem Mitmenschen, dem jeweils Nächsten, in Liebe zuzuwenden, auf ihn zu achten, ihm beizustehen und zu helfen, wenn er diese Hilfe braucht. Gibt der Gedanke der Gottesliebe dem Christen die Gewissheit, dass er sich nicht sorgen muss, sondern für ihn gesorgt wird, so spricht die Forderung nach Nächstenliebe die Erwartung aus, dass der Christ fürsorgend auf den jeweils Nächsten achtet, auch und gerade dann, wenn dieser Nächste ihm zu nahe tritt und damit als Feind erscheint. Damit wird der Christ in eine Gemeinschaft eingebunden, in der er im Segen leben kann.

These 11
Eine Gesellschaft tut gut, wenn sie sich immer neu innerlich wandeln lässt.

Nichts ist für eine Gesellschaft schädlicher als die Einigelung, die Verkapselung, der Versuch, alles bisher Erworbene zu behalten und kritisch auf alles Neue herabzusehen. Denn Leben ist Wandlung. Geschieht in einer

Gesellschaft keine Wandlung, wird sie zum Fossil. Freilich kann es Zeiten geben, in denen sich auch eine Gesellschaft auf sich selbst besinnen muss, in denen sie zur Tradition zurückfindet, besonders, wenn Veränderungen in ihr zu sprunghaft geschehen sind oder wenn sich über die Gesellschaft eine fremde Macht legt, eine ihr nicht gemäße Regierungsform sie beherrscht. Für uns war es der Kommunismus, der uns zurückgezogen hat oder zurückziehen wollte, so dass das Beharren im Gewachsenen eine Möglichkeit des Überlebens war. Auch Israel hat solche Zeiten gekannt. Und man merkt sie auch im Neuen Testament, als der Zeit des Aufbruches, welche die ersten Paulusbriefe widerspiegeln, eine der Konsolidierung folgte, wie man etwa an den Pastoralbriefen beobachten kann.

Aber gerade diese Briefe, die das paulinische Erbe verfestigen wollen, gehen auch neue Wege und eröffnen damit Zukunft für eine Kirche, die in der Wahrheit bleiben will. Das „Bleiben" spielt in den johanneischen Schriften eine große Rolle, aber es ist ein Bleiben in Jesus (Joh 15,4–7) und im Geist, der in alle Wahrheit leitet (Joh 16,13) und auch das sagt, was zur Zeit Jesu nicht gesagt wurde, weil die Jünger es nicht tragen konnten (Joh 16,16).

Darum gehören Bewahren und Erneuern in Kirche und Gesellschaft immer zusammen. Und die Bibel kann beides stimulieren, in dem Erkannten bleiben und in die Zukunft leiten. Denn sie kennt die Gesetze der Schöpfung, leitet zu immer neuem Verstehen derselben an und vermittelt gleichzeitig den Hauch des Geistes, der Begeisterung und damit der Dynamik für Gottes Weg in die Zukunft.

These 12
Eine Kirche bleibt Gottes Volk, wenn sie das Evangelium weitergibt, und die Welt bleibt Gottes Welt, wenn sie der Kirche Raum gibt und ständig auf der Suche nach dem Rechten bleibt.

Der wichtigste Auftrag der Kirche bleibt die Sorge für das unverfälschte Evangelium, die Botschaft von der Güte und Zuwendung Gottes zu seiner Welt, zu seinem Volk und zu seinen Gläubigen. Natürlich darf der Gedanke des Gerichtes dabei nicht fehlen. Er kann wie bei Matthäus am Schluss der Bergpredigt (Mt 7,24–27) in Form einer Aufforderung zu rechtem Verhalten gebracht werden. Wo, wie bei der Bergpredigt, am Anfang die Seligpreisung steht, kann Gericht als Kehrseite des Evangeliums proklamiert werden. Für den Evangelisten Johannes bedeutet die Annahme des Evangeliums Heil, dessen Ablehnung Gericht (Joh 3,18–21).

Wie immer dies geschieht, das Evangelium ruft die Kirche und die Gesellschaft zum Glauben, zur Umkehr von den eigenen Selbstverständlichkeiten, auch in der Variante des verfestigten Glaubens, zum Dienst an Gott und am Nächsten und damit zum rechten, zum sorgsamen Umgang miteinander und mit der Schöpfung im immer neuen Aufblick zu dem Schöpfer der Welt und des Menschen. Wenn Kirche und Gesellschaft das tun, können sie sich nicht absolut setzen, können sie nie meinen, sie hätten jetzt den rechten Weg gefunden, können sie nie sicher sein, dass sie in irgendeiner Weise Recht haben. Vielmehr werden sie sich auf das Wagnis des Glaubens einlassen und den Weg in die Zukunft mutig gehen, ohne irgendeiner Ideologie zu verfallen. Freilich, das kann eigentlich nur in einer solchen Kirche geschehen, in der Gottes Wort gehört wird und die Bibel Maßstab aller wichtigen Entscheidungen ist.

Die Gesellschaft tut darum gut daran, der Kirche Raum zu geben und sie als Mahnerin in der Zeit zu achten, ja sie sogar zum Mahnen zu ermuntern. Denn die Gesellschaft ist, wenn es gut geht, weisheitlich orientiert, nicht von der Bibel her. Aber diese Weisheit bleibt göttliche Weisheit, wenn Gott und damit die Bibel in dieser Welt Platz haben. Wenn das in der Kirche geschieht und die Gesellschaft die Kirche dazu stimuliert, sind der Weg der Kirche und der der Gesellschaft gesegnet.

Und damit bleibt die Bibel eine ständige Herausforderung für Kirche und Gesellschaft.

Wie gehen wir mit den Ereignissen der Geschichte um?*

Ob man die Ereignisse um einen herum selbst mitgestalten kann oder sie einen mitnehmen, prägen und auch überrollen, das steht nicht in der Hand des Einzelnen, meistens auch nicht in der Hand einer größeren oder kleineren Gruppe. Politik wird immer von wenigen gemacht, aber auch bei ihnen bleibt es oftmals offen, ob sie Gestalter oder Erleider der Ereignisse sind. Am besten haben es jene, die sich, ohne viel zu überlegen, mit den jeweiligen Ereignissen einverstanden erklären können und für sich, vielleicht auch noch für eine kleine Gruppe, das Beste herausholen.

Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen war geprägt von ihrem Willen, die Ereignisse mit zu gestalten und mit zu verantworten, wobei sie in verschiedenen Zeiten sehr unterschiedliche Möglichkeiten hatten. Seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aber wurden wir von den Ereignissen mitgenommen. Zunächst dachten unsere Väter, sie könnten mit bestimmen, was sich ereignen soll, dann aber wurde immer deutlicher, dass ihre Initiativen auf Mauern stießen, die sich immer enger um sie legten. In der Zeit des Kommunismus hat sich das Mitspracherecht bei den Entscheidungen dem Nullpunkt genähert. Man konnte hie und da kleine Veränderungen einbringen, aber die großen Ereignisse wurden ganz anderswo entschieden. Man hörte immer wieder: „Die Siebenbürger Sachsen haben sich aus der aktiven Gestaltung der Geschichte verabschiedet." Dieser Satz stimmt heute allenfalls teilweise. Wir können uns an der Gestaltung der Geschichte unseres Landes beteiligen, zumindest theoretisch. Was wir tatsächlich können und was wir tun sollten, wie wir also in wünschenswerter Weise mit den Ereignissen der Geschichte umgehen, darüber wollen wir im Folgenden nachdenken. Wir tun es zunächst so, dass wir auf die letzten Jahre zurückblicken und sehen, wie wir uns verhalten haben (1), und danach so, dass wir darüber nachdenken, was gut wäre, wenn wir es tun (2).

* Vortrag vom 17. Dezember 2008 in Schäßburg (Sighişoara).

1. Der Umgang mit den geschichtlichen Ereignissen nach der Wende

Von 1945 bis 1989 und dann auch noch längere Zeit danach hatten wir das Gefühl, dass wir nichts zu sagen haben. Ein Wort wie „Schau doch, was diese jetzt wieder machen!“ hörte man oder dachte man immer wieder. „Sie“ machten, man machte, und selbst sah man sich allenfalls in der Situation des kritischen Beobachters, ausgeschaltet aus dem Lebenskreislauf, in dem etwas geschieht, Verantwortung getragen wird. Nur die kritische Vernunft hatte man sich bewahrt. Sie ist das typische Merkmal derer, die sich ausgeschlossen wissen.

Das Jahr 1989 brachte hierin eine Wende, die unsere Leute aber nur sehr langsam begriffen. Die sich öffnenden Tore zu einer Demokratie hin ermöglichten uns allen, uns neu in die Entwicklungen der kleinen und auch der großen Politik einzubringen. Die Gemeinschaft reagierte rasch. Noch während in Hermannstadt (Sibiu) Schüsse fielen, wurden die Grundlagen für die Gründung des „Demokratischen Forums der Deutschen“ (der Vertretung der Deutschen Minderheit) gelegt. Damit hatten wir eine Vertretung, die sich in der neuen Situation einbringen und an dem Werden der jungen Demokratie mitwirken konnte, freilich im Rahmen der sich bietenden Möglichkeiten und angesichts unserer geringen Zahl. Man blieb nicht untätig. Das „Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien“ ergriff die sich bietende Gelegenheit und reagierte, wie es unserer Prägung durch die Geschichte entspricht, mit einem Vorschlag für ein Minderheitenschutzgesetz. Daran ist sehr viel gearbeitet worden. Man hoffte, dass dieses Gesetz bald nach der neuen Verfassung angenommen werden konnte.

Zur selben Zeit arbeitete ein Ausschuss an der Umarbeitung der Kirchenordnung. Die Revision war nicht nur der neuen Situation wegen notwendig, sondern wegen der Auswanderung der vielen Gemeindeglieder. Die Frage, was eine Kirchengemeinde ist, wurde heiß diskutiert. Und im „Forum“ arbeitete man an einem Statut. Es ging sehr langsam voran. Die Probleme des Alltags nahmen überhand. Unser Vorschlag für ein Minderheitenschutzgesetz wurde von der Regierung auf die lange Bank geschoben, denn die Ungarn hatten ein ganz anderes Konzept. Und so ruht die Sache bis heute. Die veränderte Kirchenordnung wurde nicht angenommen, und erst nach langem Ringen kam der dritte Entwurf 1997 in der Landeskirchenversammlung durch. Dem Statut des „Forums“ ging es besser, weil dort noch nichts vorhanden war. Aber es ist noch nicht ganz zufriedenstellend und soll jetzt wieder der Lage angepasst werden.

Damit wird deutlich: Die Gemeinschaft hat auf die Wende prompt reagiert. Aber das Wünschenswerte und das Durchführbare deckten sich nicht. Das ist in der Politik immer so.

Wie hat unsere Gemeinschaft sonst auf die historischen Ereignisse reagiert? Zunächst mit fluchtartiger Auswanderung, die hier Gebliebenen mit Schrecken und mit Ohnmacht. Wie gelähmt waren viele, und das war nicht verwunderlich. Denken wir uns den Fall, dass von einer Familie mehr als die Hälfte plötzlich fehlt. Da müssen Familienmitglieder Aufgaben übernehmen, die ihnen bis dahin nicht zufielen und deren Ausmaß man auch nicht kannte. Die Leitfiguren in den Gemeinden waren die Ersten, die weggingen. Wer sollte für den Zusammenhalt sorgen? So fiel die Gemeinschaft als solche in sich zusammen, sie musste sich langsam erholen und neu gruppieren. Das war an manchen Orten kaum mehr möglich, in den Städten war es etwas leichter, aber dort kannte man sich untereinander nicht genug.

Und doch hat man die sich stellenden Aufgaben wahrgenommen. Im Bereich der Sozialarbeit und Diakonie wurden sehr rasch Schritte unternommen. In Karlsburg (Alba Iulia) entstand ein Heim für Behinderte, in Scholten (Cenade) und in Schweischer (Fişer) je eines für Alte, in Lasseln (Laslea) ein Spital, in Seligstadt (Seliştat) eine Jugendherberge und endlich das große Altenheim in Hermannstadt (Sibiu). Natürlich standen bei all diesen Aktionen auch Leute aus Deutschland im Hintergrund. Aber sie fanden die Einheimischen, die sich engagierten. Frau Dr. h. c. Barbara Schöffnagel aus Österreich setzte sich für Hilfen in der Landwirtschaft ein. Es entstanden die ersten landwirtschaftlichen Vereine, von denen nur noch wenige geblieben sind. Die Stiftung „Saxonia“ wurde aus der Taufe gehoben. All dies zeigt, dass man nicht abwartete. Man ging die Sachen an, vielleicht manchmal zu hektisch. Man wollte etwas gegen den Strom, etwas für die Zukunft tun. Man nahm also die geschichtliche Wende sehr wohl wahr und blieb nicht tatenlos.

Das gilt auch im Bereich der Schule und der Kultur. Die Schulsituation ist, gemessen an den Erwartungen, gut. Wir konnten in den Städten unsere Schulen erhalten, freilich jetzt mit überwiegend andersnationalen Kindern. Das grenzt an ein Wunder. Ebenso haben sich immer wieder Jugendliche begeistern lassen, in Tanzgruppen mitzumachen. Auch die Schulen haben ihre Kulturarbeit weiterhin gefördert. Bücher wurden in der letzten Zeit eine ganze Reihe gedruckt.

Im Nachhinein kann man die Frage stellen, was man zu viel getan hat und wo man mehr hätte tun müssen. Das wird man kaum beurteilen können. Die Leute haben damals das getan, was ihnen zu tun einfiel, wozu sie sich

berufen fühlten, was sie aussichtsreich fanden. Fehlentscheidungen gab es im Bewusstsein kaum. Es gab eine gewisse Unruhe, aber das Feld war weit, die Initiativen in den Startlöchern. Darum gab es keine wirklichen Kontroversen. Und damit fehlen uns die Beurteilungskriterien. Solange es uns sehr ungut ging, hat man getan, was man konnte. Allenfalls darüber gab es Diskussionen, ob wir uns mit dem Religionsunterricht in den Schulen nicht übernommen haben. Das ging vielerorts über die Kräfte. Aber im Ganzen gab es wenig Kritik. Man musste sich auf die neue Zeit einstellen, und jeder tat, was er konnte. Das ist heute anders.

Dann haben sich die Dinge langsam stabilisiert. Um das Jahr 2000 war das allen klar. Damals begannen auch die ersten Probleme. Ganz unabhängig von den Menschen, die damit impliziert waren, kamen verschiedene Konzepte zum Vorschein, die bereits eine Krise anzeigten. Es ging nicht mehr alles glatt. Unsere Gemeinschaft war nur am Rande davon betroffen, es wurde aber deutlich, dass wir geistliche und materielle Güter zu verwalten haben, die von uns eine gewisse Kompetenz erwarten, der wir nicht ohne weiteres gewachsen waren.

Hier liegt ein Problem, das wir noch bedenken müssen: Die Modelle des Denkens blieben weitgehend noch die alten. Man strebte keine Demokratie, kein echtes Miteinander an, es handelte jeder, wie er es für richtig hielt, ohne auf Kollegen oder Nachbarn zu achten. Die Gemeinschaft wurde zurückgestellt, Demokratie nicht eingeübt. Man sprach zu wenig miteinander, stellte sich nicht aufeinander ein. Man tat, was sinnvoll erschien, aber man suchte keinen Konsens, rang nicht um Mehrheiten, schloss keine Kompromisse.

2. Der Umgang mit den geschichtlichen Ereignissen heute

Bevor wir dem eben angesprochenen Problem weiter nachgehen, müssen wir uns weiteren Fragen widmen, die für unser Thema von Belang sind.

2.1 Unsere Gemeinschaft lebt in einem Umfeld und ist gerufen, Verantwortung zu übernehmen in einer Weise, wie sie es bisher nie getan hat. Wir sind es nicht gewöhnt, uns an geschichtlichen Entwicklungen zu beteiligen. Unser Horizont war die Dorfgemeinschaft oder unsere kleine Gemeinschaft, die Nachbarschaft. Auch in den dreißiger Jahren haben wir den Blick weitgehend auf unsere Sache gerichtet. Und die Mitmenschen mussten sich auf uns einstellen. Jetzt sind wir gefordert, uns für das Allgemeine einzusetzen,

die vielen Mitmenschen und die anders geprägte Umwelt in unser Denken mit einzubeziehen. Das erfordert eine große geistige Arbeit. Wir haben Jahrhunderte lang um unsere Privilegien gekämpft, jetzt sollen wir uns zum Wohle der Allgemeinheit einsetzen, auch dort, wo wir eine verschwindend kleine Gemeinschaft sind. Das ist in den Köpfen vieler noch nicht richtig angekommen. Und doch geht es nur so gut weiter.

Die Mehrheitsbevölkerung erwartet von uns, dass wir unser Wissen und Können in das allgemeine Wesen der Gesellschaft einbringen. Und das ist nicht unbegründet. Denn wir sind ein Teil der Gesamtgemeinschaft, ein kleiner Teil, der aber etwas bewirken kann,

– denn wir haben ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl,
– wir haben immer die Verbindung zum Westen aufrechterhalten,
– unsere Schulen sind nach westlichem Muster eingerichtet,
– unser Denken entspricht westlichem Unternehmertum, auch wenn wir weitgehend passiv sind.

Für uns ist eine ganz neue Situation entstanden. Bis zum Zweiten Weltkrieg haben wir Verantwortung für uns übernommen. In den meisten Dorfgemeinden waren unsere Leute in der Mehrheit und haben die Entscheidungen gefällt. Die Mehrheitsbevölkerung wurde allenfalls mitbedacht. Wer sich das nicht mehr vorstellen kann, sehe sich bei der ungarischen Bevölkerung um. Unsere Väter haben von ihren Voraussetzungen her auf die Gemeinschaft geachtet und sind nur dann Kompromisse eingegangen, wenn sie etwas erreichen zu können meinten – und das bedeutete auf Regierungsebene. Auf lokaler Ebene haben sie sich durchzusetzen versucht.

Das können wir heute überhaupt nicht mehr. Im Rahmen der Kirche mögen wir unsere Eigenheiten bewahren wollen, wieweit wir das durchhalten, wird sich zeigen. Im Rahmen der Gemeinschaft werden wir nur dann sinnvoll arbeiten, wenn wir uns tatsächlich mit unseren Gaben in den Dienst der Gemeinschaft stellen, d. h., Verantwortung für die Allgemeinheit tragen und die Eigeninteressen so weit wie möglich zurückstellen. Das ist für Lehrer leichter als für Unternehmer, weil Lehrer immer die Allgemeinheit im Blick haben und weil sie dazu erzogen werden, „Idealisten“ zu sein. Es ist nicht zufällig, dass wir in Hermannstadt (Sibiu) im Stadtrat relativ viele Lehrer haben, dass der Landesvorsitzende, der Abgeordnete und der Staatssekretär Lehrer sind. Und es ist für die Mehrheitsbevölkerung wichtig, dass keiner der Stadträte jemals einen Projektvorschlag einbrachte, der ihm persönlichen Vorteil sicherte. Das ist in der Politik nicht üblich. Dort setzen sich die Menschen zum Vorteil für ihre Gruppe oder für sich selber ein. Man hört immer wieder, dass sich Politiker unrechtmäßig bereichern. Das ist normal,

soweit es Augenmaß hat. Wir aber werden uns in der Verantwortung nur bewähren, wenn wir nicht parteiisch und auch nicht auf Profit aus sind.

Wir sind somit in der Position der Schwachen innerhalb der Allgemeinheit und gerade in dieser Schwäche stark. Das ist paradox, entspricht aber der Wirklichkeit. Wir sind ins Kreuz gerufen; nicht ins Leiden, wohl aber in das Bejahen unserer Schwäche, der Tatsache, dass wir wenige sind, um in solcher Schwäche zum Segen zu wirken.

2.2 Aber die Frage stellt sich: Wie lange können wir das durchhalten? Wir schwinden und werden immer weniger. Wir haben für die vielen Aufgaben nicht genug Menschen. Tatsache ist, dass wir jedes Mal Schwierigkeiten haben, wenn wir Menschen brauchen. Wir müssen sie suchen. Sie stehen nicht Schlange und warten, gebraucht zu werden. Alle, die in der Verantwortung sind, im „Forum“ oder in der Kirche, haben alle Hände voll zu tun. Aber gerade darin liegt der Segen, wie wir aus der Bibel und der Erfahrung der Geschichte lernen können. Nicht dort wächst Segen, wo er sichtbar ist, sondern dort, wo sich Menschen einsetzen. Und solche Menschen sind immer in der Minderheit. Gebraucht zu werden, ist ein Zeichen des Segens. Und in solchen Lagen sind immer zu wenige. „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“ (Mt 9,37). Ich sehe somit unsere Lage als eine Situation unter dem Kreuz und darum im Segen. Und darum bin ich auch gewiss, dass sie gut weitergeht.

2.3 Bedauerlich ist für manchen, dass es Menschen gibt, die nicht in erster Linie daran denken, die Gemeinschaft voranzubringen, die vielmehr ihren persönlichen Vorteil im Auge haben. So irritierend dieses sein mag, es ist das Normale. Immer, wenn eine Gemeinschaft einen Aufbruch erlebt, gibt es Menschen, die schneller sind als die anderen, auf diese auch nicht warten können, sie auch nicht mitnehmen, sondern diesen Aufbruch benutzen, um persönlich hoch zu kommen. Es gibt diese Erscheinung zu allen Zeiten, aber sie spielt in Zeiten der Bedrängnis oder des niedrigen Lebensstandes eine weniger große Rolle. Erst da, wo Bewegung entsteht, scheiden sich die Geister, die Schnellen kommen rascher voran und warten nicht auf die anderen. Sie nehmen die Gelegenheit wahr, die sich ihnen bietet. Es kommt zu einer Umschichtung in der Gesellschaft, in der Gemeinschaft. Die Propheten des Alten Testaments haben eine solche Situation bereits angeprangert. Wir erleben sie heute auch. Und weil wir so wenige sind, ist dies besonders schmerzlich. Wir haben das Gefühl, dass die Gemeinschaft auseinanderbricht.

Wie reagiert eine Gemeinschaft segensvoll auf diese Erscheinung? Sie tut gut, langen Atem zu bewahren. Aus unserer kleinen Gemeinschaft auszubrechen, ist äußerst schwer. Darum finden sich immer wieder Menschen, die sich hinter die stellen, die Einzelwege gehen, wodurch sich der Eindruck der Spaltung der Gemeinschaft auch noch verstärkt. Gut ist es, wenn solche Menschen in die Gemeinschaft zurückgebunden werden. Darum sprechen wir in letzter Zeit wiederholt und nachdrücklich von einem nötigen Versöhnungsprozess. Gemeint ist damit, dass die Dinge diskutiert werden, die „Cleveren" sich einbeziehen lassen. Das Problem ist allerdings, dass die „Cleveren" dies zunächst nicht wünschen. Sie haben einen Weg eingeschlagen, den sie mehr oder weniger bewusst gewählt haben, und wollen sich zunächst nicht irremachen lassen. Es hat zu allen Zeiten auch in unserer Gemeinschaft Richtungsstreitigkeiten gegeben. Und interessanterweise hat die Geschichte gezeigt, dass immer alle ein relatives Recht hatten und sich die Dinge legten, wenn mehr Zeit verging. Das sollten wir heute mit bedenken. Und gleichzeitig sollten wir in der Konfliktsituation Wege suchen, die eine Versöhnung möglich machen.

2.4 Wir haben auf die Möglichkeit, irdische Güter zurückzubekommen, weitgehend positiv reagiert. Die Akten sind gemacht, vieles ist bereits zurückgegeben worden. Wie gehen wir damit um? Modelle dazu gibt es bei den großen Kulturgütern: Brukenthalmuseum, Brukenthalschloss in Freck (Avrig). Aber es werden viele Güter zurückgegeben, die uns nicht direkt betreffen. Es sind die vielen Schulen, auch in Gemeinden, in denen wir kaum mehr Gemeindeglieder haben; es ist Boden, es sind Gemeindesäle und vieles andere. Da gibt es zwei ganz verschiedene Tendenzen:

a) Die einen meinen, man solle sich so rasch wie möglich von Gütern trennen, die man nicht bewirtschaften kann und mit denen man eigentlich nur Probleme hat. So wird manches verkauft oder für sehr lange Zeit verpachtet.

b) Andere meinen, man könne vielleicht mit den Gütern auf Dauer etwas machen, und sind sehr vorsichtig mit Veräußerung oder Abgabe.

Beide Gesichtspunkte sind vermutlich richtig, bloß weiß man nicht, wie sich die Dinge in Zukunft entwickeln, und so könnte es sein, dass man gerade das Falsche veräußert und anderswo etwas hält, womit man nicht viel anfangen kann. Die Dinge hängen natürlich auch am Angebot und an der Nachfrage. Was mich betrifft, würde ich zur Vorsicht bei Veräußerungen raten, aber es hängt immer auch daran, ob es Menschen gibt, die sich um die Güter kümmern können. Haben wir dazu die Leute, oder überlassen wir die Dinge dem Schicksal?

Wichtiger scheint mir, dass wir jene Güter gut betreuen, für die wir Menschen haben, die etwas von Verwaltung verstehen und etwas daraus machen können. Ich meine, dass die Zeit kommen wird, in der wir weniger Hilfe aus dem Ausland erhalten. Da wird manche Kirchengemeinde gefragt sein, ob ihr Eigentum zur Unterstützung von sozial Benachteiligten beitragen kann. Die Honterusgemeinde in Kronstadt (Braşov) tut hierin sehr viel, aber auch andere Gemeinden, vor allem in den Städten, sind in dieser Hinsicht bereits aktiv geworden.

Auch um die Vergabe von Stipendien werden wir uns zunehmend mehr kümmern müssen. Wir brauchen gut ausgebildete Jugendliche und sollten sie an uns heranziehen. Endlich sollten wir auch daran denken, Rückkehrern unter die Arme zu greifen, und damit ihre Tendenz heimzukehren unterstützen. Bisher haben diesen Schritt weitgehend Unternehmer gewagt. Wahrscheinlich gibt es viele mehr, die auf den Zeitpunkt warten, zu dem sie wieder heimkommen können. Darum müssen wir uns kümmern. Und es wird gut sein, wenn wir ihnen aus den Mitteln, die wir aus der Rückgabe von Gütern erwirtschaften, eine Starthilfe geben können.

2.5 Die Tatsache, dass wir in die Europäische Gemeinschaft eingeschlossen werden, führt zu einem neuen Selbstbewusstsein. In Europa gibt es nur noch Minderheiten, und die unsere gehört zu dem Sprachraum, der am meisten als Muttersprache in Europa gesprochen wird. Wir bleiben auf lange Zeit attraktiv. Auch für Neusiedler. Sie zu integrieren, ist eine große Herausforderung. Dies führt zur Änderung mancher Gepflogenheiten, hilft uns aber auch bei der Wahrnehmung neuer Aufgaben.

Die Globalisierung wird sich dahingehend auswirken, dass manches vom Altgewohnten verloren geht. Das tut nichts, wenn uns bloß das Wichtigste erhalten bleibt: das Gemeinschaftsbedürfnis. Denn in der Gemeinschaft korrigiert man sich gegenseitig und hilft sich weiter. In solchem Zusammenhang sehe ich auch die Kommunikation mit den Ausgewanderten als einen ganz wichtigen Faktor an. Sie brauchen uns, weil wir ihnen die Heimat erhalten. Wir brauchen sie, weil sie uns das Gefühl bestärken, dass wir dann doch nicht so wenige sind.

Ich komme zum Schluss. Auf die Frage, wie wir auf die geschichtlichen Ereignisse sachgemäß reagieren, wird man antworten: indem wir uns der Entwicklung stellen und so viel Positives daran erkennen, als es uns unsere Identität erlaubt. Das bedeutet, dass wir uns diesen Veränderungen aufgeschlossen zeigen, nicht versuchen, im eigenen Saft zu bleiben, sondern

uns wandeln lassen, freilich im Rahmen dessen, was unsere Identität nicht gefährdet. Das bedeutet, dass wir uns so fest wie nur möglich in dem verankern, was uns wichtig ist. Dann können wir tolerant sein denen gegenüber, die die Dinge anders angehen. Solche Verankerung gelingt, wenn wir uns untereinander Mut zusprechen, gegenseitig helfen, unter die Arme greifen und auch kritisieren, zurechtbringen. Sie gelingt also, wenn wir aufeinander achten und auch miteinander an derselben Sache arbeiten. Das verlangt viel Zeit und viel Geduld. Wir sollten uns darin einüben. Und wir können es, weil die Zeit jetzt nicht gegen uns arbeitet.

Miteinander lassen sich viele Probleme lösen. Es wird immer auch Außenseiter geben. Wir sollten die Größe haben, warten zu können.

Die Geschichte nimmt keine Rücksicht auf den jeweiligen einzelnen Menschen. Aber sie geht oft an den Gemeinschaften nicht vorbei. Darum dürfen wir hoffnungsvoll in die Zukunft sehen. Wir müssen nicht verzagen, sondern dürfen mutig, jeder an seiner Stelle, das tun, was er für möglich und sinnvoll für die Gemeinschaft hält. Dann wächst sie.

Ich wünsche Ihnen allen viel Mut, Geduld und Freude an der Mitgestaltung unserer Zukunft, am richtigen Umgang mit den geschichtlichen Möglichkeiten, die sich dann in Ereignissen der Geschichte niederschlagen.

III.

Ökumene

Ökumene in Rumänien*

Ökumene ist ein Wort, das im vergangenen Jahrhundert durch die großen Völkerbewegungen wichtig wurde. In seiner heutigen Bedeutung spiegelt es die wirtschaftliche und soziale Lage nach dem Zweiten Weltkrieg wider, in einer Zeit, in der es immer mehr verschiedenkonfessionelle Ehen und damit Kinder gibt, die zwei Konfessionen gleich gut oder gleich schlecht kennen, in der Menschen immer mehr zusammenrücken und die Grenze zwischen den verschiedenen Arten der Anbetung quer durch die Familien, zuweilen durch das eigene Herz oder die eigene Seele geht. Darum sind ökumenische Veranstaltungen immer wichtiger, das gemeinsame Erbe der Christenheit immer wesentlicher.

In Rumänien ist diese Vermischung von Bevölkerungsteilen nicht so weit fortgeschritten. Etwa 85 % der Bevölkerung des Landes gehören der orthodoxen Kirche an. Ein Großteil der Orthodoxen kennen Christen anderer Denominationen kaum oder nur sehr oberflächlich, weil über weite Landstriche hinweg die Orthodoxen kompakt leben. Das gilt sogar, wenn dort in jüngster Zeit auch Freikirchen eindringen. Dann gibt es mehr oder weniger Konfliktstoff. Darüber möchte ich aber heute nicht sprechen, weil mir dieses Gebiet nicht genügend bekannt ist.

Ich komme aus Siebenbürgen, dem lateinisch „Transsilvania“ genannten Landesteil, zu deutsch „das Land jenseits der Wälder“, gemeint sind die Wälder der Westkarpaten. Wahrscheinlich wäre die Bezeichnung „das Land zwischen den Bergen“, d. h. zwischen den Karpaten, sachgemäßer, aber darauf kommt es heute wirklich nicht an. In diesem Landesteil haben seit jeher mehrere Völkerschaften gelebt, zunächst eine Urbevölkerung mit ihren Zentren hauptsächlich in den Bergen, die orthodox wurde, und dann die seit dem 9. Jahrhundert eindringenden Ungarn, die um das Jahr 1000 die katholische Prägung des Christentums annahmen, und die um 1150 einziehenden katholischen Moselfranken, die nachher Siebenbürger Sachsen genannt wurden, in lateinischer Sprache damals noch als Teutonici bezeichnet. Die Reformation hat bei diesen Siedlern einen großen Nachhall gefunden, und das führte zu einer Einigung im Jahr 1556, wonach es vier rezipierte, also staatlich garantierte, „Religionen“ – wie man damals formu-

* Einstieg zum Rundtischgespräch über: Ökumene in Rumänien am Katholikentag, Ulm, 18. Juni 2004.

lierte – geben sollte: Katholiken, Reformierte, Evangelische und Unitarier (Antitrinitarier). Die Orthodoxen blieben von diesem Rechtsstatus leider ausgeschlossen, wie sie überhaupt rechtlich viel schlechter dastanden, eine Sache, die zu Freiheitsbestrebungen im 18. und 19. Jahrhundert führte und im 20. Jahrhundert unterschwellig ungute Folgen zeitigte.

Diese 1556 ausgesprochene Einigung war ganz dem Denken der Landwirtschaft verhaftet. Bildlich gesprochen hatte jeder sein eigenes Haus mit Garten, und was er darin tat, ging den Nachbarn eigentlich nichts an: *Cujus regio ejus religio* (wer die Herrschaft hat, der bestimmt auch über die „Religion" = Konfession), bezog sich auf den Landstrich. Der Adelsboden war reformiert, die freien kämpferischen Szekler in den Ostkarpaten waren katholisch, die auf Königsboden Lebenden evangelisch und Gemeinden, die nicht auf Adelsboden waren, aber ungarisch sprachen, unitarisch. Man lebte nebeneinander und tolerierte sich gegenseitig, ohne dass man viel voneinander wusste. Die Österreicher haben dann für Mischehen eine Verfügung erlassen, die bis zum Zweiten Weltkrieg selbstverständlich eingehalten wurde, auch als sie nicht mehr rechtlich abgesichert war: In Mischehen geht der Sohn nach dem Vater, die Tochter nach der Mutter. So hat man Jahrhunderte lang nebeneinander gelebt und sich gegenseitig in der Andersartigkeit geachtet. Natürlich wurden von jeder Seite die Unterschiede gelehrt und oft auch verzerrt dargestellt, aber das Leben lief seinen eigenen Gang.

Diese gegenseitige Toleranz prägt die Landschaft Südsiebenbürgens, die ich besser kenne als andere Landesteile und über die ich berichten möchte, bis heute. Man lebt weitgehend nebeneinander und respektiert die Andersartigkeit der Nachbarn, oft auch der Ehepartner, weil es ein geregeltes Zusammenleben seit Jahrhunderten gab und die Veränderungen nicht so gewaltig auf einmal kamen wie anderswo.

Bevor ich aber ein wenig näher darauf eingehe, muss ich mich kurz vorstellen, nicht weil meine Person an sich in solchem Zusammenhang wichtig wäre, sondern weil ich gelernt habe, dass die Art, wie man Dinge darstellt, weitgehend von der Prägung des Menschen abhängt, der diese aus seiner für ihn typischen Perspektive betrachtet. Ich gehöre zu den Menschen, die von sich sagen dürfen, dass ihr Leben gelungen ist. Ich habe auch schwere Tage und Stunden tiefer, vielleicht sogar tiefster Anfechtung gehabt, bin aber darin bewahrt und getragen worden und erlebe seit der Wende ein ungewöhnliches Maß an Möglichkeiten, die mir geschenkten Gaben zum Wohle einer Gemeinschaft einzusetzen – mit für mich überraschendem Erfolg und hoher Akzeptanz durch viele Mitmenschen verschiedenster Ausrichtung und Prägung. Ich sehe darum die Dinge grundsätzlich positiv. Jede Initiative,

die mir von außen begegnet, bewirkt bei mir die Frage „Warum nicht?“ oder „Was hindert's?“, wie sie der Eunuch aus Äthiopien dem Philippus gestellt hat (Apg 8,36). So gehe ich davon aus, dass der Antragsteller sich einiges gedacht hat. Dann überlegen wir, wie der Gedanke in die Tat umgesetzt werden kann, und meistens ist ein Weg da. Diese Vorgangsweise hat dazu geführt, dass in meinem Umfeld ungewöhnlich viele neue Initiativen gelungen sind. Freilich kleine, aber sie bringen dauernd jene kleinen Erfolgserlebnisse hervor, die ein Leben reich werden lassen. Darum sehe ich viel weniger das, was auf dem Weg zu einem sinnvollen Miteinander der Kirchen noch getan werden müsste, sondern freue mich über jeden kleinen Schritt, der uns näher führt. Es liegt mir darum wenig daran festzuhalten, wo Ökumene noch nicht genügend geglückt ist. Ich sehe, was alles möglich ist, und freue mich darüber, dass und wie wir miteinander umgehen. Gott hat uns mit der Wende eine solche Fülle von Möglichkeiten der Ausübung unserer geschenkten Freiheit gegeben, dass darüber hinaus die Grenzen derselben nicht sehr ins Gesichtsfeld treten. Ich möchte das an mir selber deutlich werden lassen: Ich konnte bewirken, dass meine orthodoxen Kollegen in die Societas Studiorum Novi Testamenti aufgenommen wurden, dass ein internationales Symposium von Neutestamentlern aus Ost und West in unserem Lande 1998 stattfinden konnte und 2007 der Kongress dieser Gesellschaft in unserer Stadt abgehalten wird. Ich darf treibender Faktor einer Gesellschaft der Biblischen Theologen in Rumänien sein und wirke mit an einem ökumenischen Institut für Ökumenische Forschung, das in unserer Stadt immer konkretere Formen annimmt. Daneben darf ich bei einer Theologischen Ausbildungsstätte der Pfingstler lehren und werde von ihnen akzeptiert, wiewohl ich erklärtermaßen historisch-kritisch an die Texte der Bibel herangehe. Gesagt werden muss auch, dass die Frauen unserer Kirche der treibende Motor für die Gestaltung des Weltgebetstages im Jahre 2003 waren. Es geschehen in meinem Umkreis so viele Dinge ökumenischer Zusammenarbeit, dass ich darüber das, was noch nicht oder leider nicht gelingt, leicht übersehe.

Natürlich ist nicht alles rosig. Auch bei uns hat der Käse Löcher, Suppe wird mit Wasser gekocht. Konkret: Die Rechtslage der Zusammenarbeit der Kirchen untereinander ist ungeklärt, weil die Besitzverhältnisse nach der Wende nicht oder noch nicht zufriedenstellend geregelt wurden. Das betrifft unsere Kirche nur sehr begrenzt. Aber die Zusammenarbeit zwischen den Orthodoxen und den Griechisch-Katholischen ist weithin durch das Fehlen einer klaren Rechtsordnung, im Besonderen was die Kirchengebäude der griechischen Katholiken angeht, erschwert. Es hat bis zum Zweiten

Weltkrieg eine große griechisch-katholische Kirche in Siebenbürgen gegeben, die 1946 zwangsweise in die orthodoxe Kirche übergehen musste und damit das gesamte kirchliche Eigentum verlor. Nur zum kleinen Teil sind die Mitglieder dieser Kirche innerlich der katholischen Kirche verbunden geblieben. Wenn ein Kirchengebäude zurückgegeben wird, gehen die Leute wieder mit, weil sie mehr an das Kirchengebäude als an die Form der Frömmigkeit gebunden sind, die sich in diesem Falle wenig von der der Orthodoxen unterscheidet. Darum ist der Streit um die Gebäude eigentlich ein Streit um die Menschen, und das macht ihn bitter. Dennoch glaube ich, dass er sich lösen oder zumindest erträglich gestalten lassen wird, auch wenn darüber viel Zeit vergehen muss. Persönlich hoffe ich, dass mit einer EU-gemäßen Regelung, die Rückgabe der Immobilien betreffend, der Streit langsam ein Ende findet. Auch lassen sich bei dem jetzt zunehmenden Wohlstand der Menschen und der immer besser gelingenden Wirtschaft wohl materielle Mittel finden, Kirchengebäude zu errichten, die beide Seiten zufrieden stellen.

In unserer Stadt treffen sich fünf Pfarrer, ein orthodoxer, ein katholischer, ein reformierter, ein griechisch-katholischer und ein evangelischer, einmal pro Monat zur festen Stunde und besprechen Dinge, die sie gemeinsam angehen. So wächst Vertrauen und Bereitschaft, aufeinander zu hören. Ökumenische Veranstaltungen sind nicht häufig, aber es gibt sie: die ökumenische Gebetswoche für die Einheit der Christen, die reihum in den Kirchen gehalten wird, hin und wieder eine ökumenische Feier im Freien, ökumenische Gebetskreise. Bei öffentlichen Veranstaltungen stehen die Pfarrer selbstverständlich nebeneinander, und wenn auch die orthodoxe Liturgie dominiert, werden die übrigen Pfarrer zu einem Gebet eingeladen, wobei oft gewünscht wird, dass es auch in mehreren Sprachen erfolgt.

Daneben geht jede Gemeinde ihren eigenen Weg und hält die Gottesdienste in der gewohnten Weise. Das ist auch dadurch nahegelegt, dass es in Siebenbürgen drei Sprachen gibt, die sehr verbreitet sind: Rumänisch, Ungarisch und Deutsch. In den katholischen Gottesdiensten werden darum oft alle drei Sprachen verwendet. Das ist schön und in vieler Hinsicht nachahmenswert. In unserer Kirche ist das im normalen Hauptgottesdienst nicht üblich, die Nebengottesdienste und Kasualien richten sich in der Sprache nach dem Kasus. Aber da ist alles im Fluss und ist nicht nur bei uns so, sondern auch in anderen Kirchen.

Gerade die in Aussicht stehende Erweiterung der EU führt bei uns zu neuem Nachdenken in ganz verschiedene Richtungen. Im Land werden die Gesetze daraufhin erstellt, die Lehrpläne der Schulen und Hochschulen stel-

len sich darauf ein, die Kirchen denken neu über ihr Selbstverständnis nach, und der Wunsch nach einem gemeinsamen Ostertag wird immer unüberhörbarer.

So sehen wir der Zukunft freudig entgegen, weil es so scheint, als ob sie uns einander noch näher bringen wird. Es werden gewiss auch Rückschläge eintreten. Wer aber erlebt hat, dass er in guten und in schweren Tagen von Gott geführt, getragen und gesegnet wurde, weiß, dass Christus seine Kirche nicht nur begleitet, sondern auch hält und trägt und hinführt, wo er sie haben will. Das führt zu der Gewissheit, dass nicht erst in der Ewigkeit alles gut wird, sondern wir hier auf Erden schon einen Abglanz solchen gesegneten Lebens erleben dürfen.

Die Herausforderungen der Europäischen Union für Rumänien*

Zwei lateinische Redensarten hat man früher immer wieder mit Rumänien in Zusammenhang gebracht: *ex oriente lux* und *in oriente crux*. In den 50 Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben wir uns mit der zweiten Redensart, in oriente crux, weitgehend identifiziert und haben das Kreuz aus Gottes Hand angenommen – in dem festen Glauben, dass es zum Besten dienen wird. Wir haben das uns auferlegte Kreuz weniger aufrecht und auch nicht immer geduldig getragen, aber dann doch getragen und angenommen, wenn auch zuweilen widerwillig.

Nach 1990 ist eine Variation der ersten Redensart aufgetaucht: *ex occidente luxus*. Es gab eine neue Ausrichtung, ich sage nicht „Orientierung", weil das zu sehr nach Osten klingt, und eine solche „Orientierung" wollten wir nicht. Aber sich ausrichten auf den Westen, das wollten die meisten Bürger Rumäniens. Man hatte lange, sehr lange gesehen, dass die westliche Lebenseinstellung einen Wohlstand hervorgebracht hat, der im Osten nicht denkbar war. So weit die Redensart: ex occidente luxus. Aber es war weit mehr als der Wohlstand, der ersehnt wurde: Es war die Freiheit, zu reden und zu handeln, es waren die demokratischen Strukturen, und es war die Sicherheit, in der man die Leute im Westen leben sah, welche die Menschen im Osten faszinierte. Man hatte die Diktatur einfach satt.

Damit habe ich schon weitgehend umschrieben, wovon der normale Bürger Rumäniens träumt, wenn er an Europa denkt, dem er sich nun zugehörig weiß und dankbar dafür ist. Man träumt nicht nur von ein wenig mehr Wohlstand, man ist bereit, dafür auch Opfer zu bringen, sei es, dass Familien für längere Zeit im Westen, vor allem in Italien und Spanien, arbeiten und dabei eine Arbeit leisten, die weit unter ihrer Qualifikation liegt, sei es, dass sie im Lande Durststrecken aushalten in der Hoffnung, dass es aufwärts geht. Und es geht aufwärts.

Die Visionen der neunziger Jahre haben sich nicht alle erfüllt, aber im Lande ist weit mehr Demokratie, als man gerne zugibt, auch wenn noch viel zu tun ist. Die Freiheit des Einzelnen ist kaum stärker eingeschränkt als im

* Ein mit Daniel Buda erarbeiteter Text für die Vorbereitung der Dritten Europäischen Ökumenischen Kirchenversammlung. Er wurde in Wittenberg bei der vorbereitenden Sitzung dieser Versammlung im Januar 2007 vorgelesen.

Westen, eher weniger. Die Stabilität lässt noch ein wenig zu wünschen übrig. Aber da das Land wirtschaftlich aufwärts geht, kann man die relative Instabilität, die weitgehend die Politik betrifft, eigentlich hinnehmen. Es sieht doch so aus: Weil man mit einer gewissen Stabilität rechnen kann, können es sich die Politiker herausnehmen, sich öffentlich auch in der eigenen Koalition hart zu bekämpfen.

Doch was erwartet der normale Bürger heute von Europa? Er erwartet ganz gewiss klarere Verhältnisse. Der Mann von der Straße wünscht sich, dass aus einem Unrechtsstaat langsam eine vom Recht geprägte Gesellschaft wächst. Dass der Weg dazu lang ist, wissen die meisten, aber an dieser Stelle ist auch eine gewisse Ungeduld erkennbar. Man möchte nicht mehr der Willkür der Richter ausgesetzt sein, die ihr Urteil nach dem Geldbeutel oder der Beziehung sprechen. Und man möchte endlich sehen, dass der erste große Korrupte tatsächlich seine Strafe erhält. Dass Rumänien sich auf diesem Wege vorwärts befindet, ist zwar eindeutig, für viele aber zu langsam. Dass es schneller vorwärts gehe und sich die Integration des Landes in Europa darin förderlich erweist, das hoffen die allermeisten.

Nicht mehr träumen müssen die rumänischen Staatsbürger, dass man zu kaufen bekommt, was man braucht und zu brauchen meint. Diese Zeit des Träumens ist vorbei. Man kann sozusagen alles kaufen. Umso mehr beklagt man den Mangel an dem dazu nötigen Geld, vor allem in Folge der sehr hohen Energiekosten. Dennoch, man kann heute mehr kaufen als in früheren Jahren, und die Haushalte zeigen sehr viel mehr Wohnkultur, Geschmack und Sauberkeit als früher. Beeindruckend war für mich ein Erlebnis vor kurzer Zeit: Als ich ein Großkaufhaus besuchte, entdeckte ich, dass eine Romafamilie einen Wäschetrockner gekauft hatte. Ich glaubte bis vor kurzem, dass die Roma die Kleider tragen, solange sie zu tragen sind, ohne sie zu waschen. Da siehe: Das Großkaufhaus bringt Zivilisation. Die Eingliederung der Roma in die Gesellschaft macht sichtbare Fortschritte. Und wenn es Rumänien gelingt, sie noch schneller zu integrieren, als es bisher geschah, tut Rumänien für Europa sehr, sehr viel.

Nicht aufgehört zu träumen haben unsere Leute davon, dass die Strukturen im Lande durchsichtiger werden. Man weiß es zu gut, dass man von selbst die Dinge schwer durchorganisieren kann. Im Improvisieren ist man stark. Denn man ist spontan, das Organisieren und Durchdenken hat man nicht üben können. Man musste sich im Laufe der Geschichte zu oft umstellen und konnte viel zu selten mit lang andauernden Verhältnissen rechnen und hat darum die Neueinstellung und nicht das Planen auf lange Sicht geübt. Dass nicht nur die Rechtssicherheit wächst, sondern auch die Struk-

turen transparenter und die Organisation besser werden, davon träumen sehr viele Rumänen. Die jungen Leute möchten nicht eine geopferte Generation sein, sie möchten sich sinnvoll einbringen, in ein Ganzes, das ihren Träumen mehr entspricht als die Gegenwart.

Wenig bekannt ist, dass Rumänien neben dem Land, das reich an Landschaft und Bodenschätzen ist, Menschen in die EU einbringt, die zwei große Gaben haben: Sie stellen sich relativ schnell um, lernen rasch und sind eigentlich anspruchslos, oft mit sehr wenigem zufrieden. Und dazu kommt die ausgesprochene Menschlichkeit und Wärme im Umgang untereinander und mit Gästen, die einfach wohl tut. Natürlich geht diese Wärme auch ein wenig auf Kosten der Ausdauer, man stellt sich mit der gleichen Wärme rasch auch auf den Nächsten ein, das darf aber nicht so verstanden werden, als ob es keine Ausdauer in der Zuwendung gäbe, sosehr das Wort „Treue“ im Rumänischen nicht präzise wiedergegeben werden kann. Der Rumäne stellt sich rasch um, aber Freundschaften halten doch, weil sie jeweils neu gefestigt werden. Weil Rumänien aber ein reiches Land ist, hat es sich im Laufe der Geschichte leisten können, ein wenig verschwenderisch mit Zeit, mit Energie und sogar mit Menschen umzugehen. Die Einbindung in Europa wird dazu beitragen, diese wichtigen Ressourcen sachgemäßer einzubringen.

Dass unsere Stadt Hermannstadt (Sibiu) in diesem Jahr auch Kulturhauptstadt sein darf, erfüllt eigentlich alle ihre Bürger mit großer Freude und innerem Stolz. Das ist bei der Massenansammlung am Silvesterabend mit über 50 000 Teilnehmern sehr deutlich geworden. Man möchte mit den vielen Menschen, die 2007 in die Stadt kommen, zusammen sein, sie sehen, sich an ihnen freuen und auch leise oder laut denken können: Seht ihr, wir sind nicht erst von gestern, es ist doch etwas, was uns sehr froh macht, worauf wir stolz sein können.

Und angesichts der Dritten Europäischen Ökumenischen Kirchenversammlung (EEA 3) möchte man schon auch ein wenig deutlich machen, dass man ein religiöses Volk ist. Man möchte es sagen und zeigen dürfen, dass man Frömmigkeit pflegt, weil man meint, dass es nur so wirklich gut gehen kann.

Licht für andere, das muss man nicht sein, weil man sich nicht so wichtig nimmt, aber sich am Licht und an Menschen freuen, das möchte man sehr. Und darum ist man gespannt. Man kann warten und sich wartend ausstrecken von einem Ereignis zum anderen. Es wird deren viele in der Stadt im Jahr 2007 geben, aber wenige, die der Kirchenversammlung auch nur annähernd vergleichbar sind. Und je näher sie kommt, desto brennender

werden die Herzen. Ein kleines Licht brennt jetzt schon in vielen. Es wird wachsen und brennen, ohne sich zu verzehren, wohl aber Wärme ausstrahlen, eine Wärme, die Sie hoffentlich alle erleben werden, auch wenn es für diesen oder jenen Enttäuschung oder gar Frust geben sollte, was sicher vorkommen wird. Wir träumen, dass wir zur großen Familie der Kinder Gottes gehören, und wissen, dass wir es sind, auch wenn uns bewusst ist, dass „noch nicht erschienen ist, was wir sein werden“, um Johannes (1 Joh 3,2) zu zitieren. Dass diese Kirchenversammlung in unserer Stadt abgehalten und gefeiert wird, wird viele Menschen neu ausrichten. Wir träumen davon, dass wir nicht nur Empfangende, sondern auch Schenkende, Gebende sein dürfen.

Die Dritte Europäische Ökumenische Kirchenversammlung (EEA 3)

Eine Reflexion

Christus ist nicht zerteilt,
er eint
verschiedene Konfessionen,
unterschiedliche Lebensverständnisse.

Christen aus Nord und Süd,
aus Ost und West
reichen sich die Hände,
umarmen sich.

Denn er schenkt Hoffnung
und stillt Sehnsucht
nach dem Einen,
dem wahren Licht,
das er bringt,
das er ist.

Es strahlt aus
und macht neu
das Alte,
Selbstverständliche,
vom Tod Gezeichnete.

Es schenkt Leben,
ewiges Leben,
sinnvolles Leben
schon heute.

Das Evangelium als Basis der Einheit und Annäherung der Kirchen im vereinten Europa

Zehn Thesen*

Es mag verwunderlich erscheinen, dass mit dem Titel dem Evangelium ein so hoher Wert für den Prozess der Einigung der Kirchen eingeräumt wird. Man kann daraus schließen, dass hier ein typischer Zug protestantischer Theologie zum Tragen kommt, der die Ansätze der anderen Kirchen vernachlässigt. Dem kann ich nicht widersprechen, wohl aber möchte ich dafür werben, tatsächlich im Evangelium das Fundament der Kirche und damit aller Kirchen zu sehen und damit auch den Ausgangspunkt eines gemeinsamen Weges. Diese Gedanken werde ich im Zusammenhang von zehn Thesen ausführen.

These 1
Das Evangelium ist die Basis des Weges der Kirchen aufeinander zu.

Unter „Evangelium" verstehe ich die Botschaft „Fürchte dich nicht" und das Vertrauen in die gute Führung durch Gott, mit den Worten von Johannes Paul II.: „Habt keine Angst." Ein solcher Zuspruch dynamisiert und eröffnet neue Wege, er ermutigt, sie zu beschreiten. Das Evangelium befreit, es ruft zu gegenseitigem Respekt und zur Liebe untereinander auf. Das Evangelium lässt uns wissen, dass nicht wir es sind, die die Einheit der Kirche schaffen müssen, dass sich Gott vielmehr längst aufgemacht hat, seinen Weg mit uns zu gehen und uns in seine Zukunft zu führen auf seinen für uns oft nicht ganz verständlichen Pfaden zu unser aller Heil. Wir sind als Glaubende seine Kinder, erlöst durch Christus, erwählt zum ewigen Leben.

* Gedanken nach der Dritten Europäischen Ökumenischen Kirchenversammlung.

These 2
Das Evangelium stärkt den Glauben und macht den Glaubenden gewiss, dass er, so wie er ist, von Gott erwählt ist.

Die Zusage, dass Gott uns in Christus erlöst, versöhnt, zu seinen Kindern gemacht hat, befreit nicht nur von Angst, sondern gibt die Gewissheit, dass man so, wie man ist, angenommen, akzeptiert ist. Das Evangelium verlangt vom Angesprochenen nicht, dass er anders werde, allenfalls, dass er sich anders verhalte, bietet ihm aber auch gleichzeitig an, alle seine Gaben in dem Dienst der Gemeinschaft um ihn herum zum Wohle derselben einzusetzen. Wer vom Evangelium angerührt ist, weiß, dass er die Gaben, die er vom Schöpfer erhalten hat, in den Dienst der Mitmenschen stellen darf. Er erfährt, dass er in seiner Identität geliebt und akzeptiert ist. Wer das Evangelium annimmt, steht also fest in seinem Glauben, er hat ein gerades Rückgrat. So kann er anderen Menschen fröhlich die Hand reichen und gegebenenfalls auch andere stützen, muss aber nicht von ihnen gehalten werden. Das Evangelium befreit zur Selbständigkeit und zur Liebe. Beides gehört zusammen. Denn wirklich lieben kann nur, wer Liebe erlebt hat. Und diese vermittelt das Evangelium.

These 3
Das Evangelium gibt die Gewissheit, dass die Gestalt der Kirche nicht zufällig, sondern gottgewollt und als Gefäß des Wirkens des Heiligen Geistes dienlich ist.

So wie das Evangelium dem einzelnen Glaubenden die Gewissheit gibt, von Gott geliebt zu sein, so darf es auch die jeweilige Kirche annehmen. Auch ihr gilt Gottes Zusage, die Erlösung in Christus, denn Christus hat die Gemeinde geliebt und sich selbst für sie gegeben, wie Eph 5,25 geschrieben steht. So kann jeder Angehörige einer Kirche die Gestalt seiner Gemeinde als gottgewollt, durch die Geschichte begleitet, annehmen, auch wenn in der Vergangenheit in dieser Kirche Dinge geschehen sind, die einer Kirche unwürdig sind. Die Zeiten, in denen man eine Kirche aufgrund festgestellter Missbräuche verurteilt hat, sind vorbei. So wie der Glaubende angenommen ist, darf sich auch die Kirche von Gott geliebt und getragen wissen. Denn solange das Evangelium in einer Kirche wirksam ist, ist auch der Heilige Geist am Werk. So wird die Kirche zum Gefäß des Heiligen Geistes, wie es der Einzelne auch werden kann. Dadurch wird die Kirche erneuert, ge-

reinigt und geheiligt. Niemand muss also denken, dass seine Kirche nicht die rechte ist. Und niemand darf denken, dass die andere Kirche verkehrt ist, solange in ihr das Wirken des Geistes erlebt und dem Evangelium Raum gegeben wird.

These 4
Das Evangelium hält uns an, unsere Mitmenschen zu lieben und in ihnen das Geschöpf und Ebenbild Gottes zu erkennen. Ähnlich positiv sollten die jeweils anderen Kirchen gesehen werden.

Das Evangelium spricht uns Gottes Zuwendung und Liebe zu. Sie gelten aber nicht nur uns, sondern ebenso den Nächsten, den Mitmenschen, denen wir begegnen. Gottes Heil ist allen Menschen bestimmt. Daraus ergibt sich die Forderung nach Nächstenliebe, die nur dann adäquat ist, wenn wir in den Mitmenschen Gottes Geschöpfe, Gottes Ebenbild erkennen. Wir kommen aus einer Zeit, in der man meinte, dass Liebe hauptsächlich Hinwendung, Herabneigung ist. Das mag sie auch sein. Aber wirkliche Liebe entdeckt im anderen das Geschöpf Gottes, sein Ebenbild und nimmt darum den Nächsten wie Gott selber an. Liebe schätzt und fördert die Gaben und die Andersartigkeit des Mitmenschen und hilft ihm, zu dem zu werden, was er von seinen Gaben her und aus seinem Inneren heraus werden muss. Liebe hilft dem Nächsten nicht nur auf, sie erhebt ihn und gibt ihm neue Chancen, soweit das möglich ist. Das gilt *mutatis mutandis* auch für die Kirchen. In der jeweils anderen Kirche Gottes Wirken zu erkennen, ist Frucht eines vom Evangelium gewirkten Glaubens.

These 5
Die gewachsenen Kirchen sind von einem spezifischen Reichtum geprägt, den sie bewahren wollen und sollen und den es neu zu erkennen gilt.

Gewiss gibt es in jeder Kirche auch dunkle Seiten, aber das sind nicht die dominierenden. In jeder Kirche hat der Heilige Geist Raum gefunden, es haben sich spezifische Elemente entwickelt, die für die jeweiligen Gläubigen segensvoll waren. Ist es in der einen Kirche die reichhaltige Liturgie und der Umgang mit dem Segen, so ist es in einer anderen die richtungweisende Predigt, in einer anderen die Gemeinschaft der Gläubigen und so weiter. Es hat im Laufe der Geschichte immer wieder Zeiten gegeben, in denen man

meinte, grobe Verletzungen gegenüber dem Evangelium feststellen zu sollen, Teilkirchen haben sich abgetrennt oder wurden abgetrennt. Die Gründe für Abspaltung und Trennung lagen in einer neuen Erkenntnis der Wahrheit oder des Evangeliums, was anzeigt, dass in der Kirche das Evangelium immer vorhanden, die Kirche Gefäß des Geistes war, wenn auch nicht für jedermann erkennbar. In einer gewissen Konkurrenz der Kirchen untereinander haben diese den Menschen gedient und damit die Wirksamkeit des Evangeliums in jeweils verschiedener Form weitergegeben. Das zeigt sich vor allem daran, dass sie wandlungsfähig waren. Wo Wandlung geschieht, wirkt Gottes Geist. Sich davon anstecken zu lassen und nicht neidisch zu werden, gehört zum Segen, der aus der Botschaft des Evangeliums wächst.

These 6
Die Befreiung von der Angst ermöglicht, aufeinander zuzugehen, ein neues Miteinander zu wagen und zu leben, auch in Schwierigkeiten.

Die Angst vor der Andersartigkeit ist die größte Hemmschwelle auf dem Weg aufeinander zu. Sie ist besonders bei den historischen Kirchen vorhanden und oftmals nicht gerade klein. Jede Kirche mit einer Geschichte hat Erfahrungen mit Gott gemacht, die sie geprägt und ihr ein bestimmtes Gesicht gegeben haben. Dazu gehört auch eine bestimmte Terminologie für die Sprache des Glaubens, es gehören dazu ein bestimmtes Ritual für die Gestaltung der Gottesdienste, eine bestimmte Art, an sittliche Dinge heranzugehen. Bei größeren Kirchen kommt hinzu, dass die einheitliche Sprache, der ähnliche Ritus und die vergleichbare ethische Anschauung die Kirche als Ganzes zusammenhalten. Wer an diesen Dingen rüttelt, gefährdet die Einheit der entsprechenden Kirche. Änderungen in diesen Bereichen können nur durch Konzile oder Synoden herbeigeführt werden. Diese sind schwerfällig.

Bis es aber so weit ist, können Menschen einander näher kommen und Ängste abbauen, indem sie ein Miteinander einüben. Sie können damit einen Prozess des Umdenkens einleiten und zeigen, dass Angst vor Veränderungen nicht nötig ist. Ökumene hat mit Visionen von Menschen begonnen, die aufeinander zugingen und etwas Gemeinsames begannen. Die großen Entscheidungen der Kirchen sind ohne Initiativen zur Förderung des Zusammenlebens der Menschen nicht möglich. Wohl aber prägt dieses Zusammenleben jene Leute, die in der nächsten Generation Entscheidungen treffen.

These 7
Keine Angst zu haben bedeutet auch, Gott Zeit zu geben.

Die Erkenntnis, dass Gott vielfältige Möglichkeiten hat und neue Wege ermöglicht, ist ebenso wichtig wie das Verständnis, dass die Kirche nicht mit Monaten oder Jahren, sondern mit längeren Zeiträumen rechnet und rechnen muss. Das Evangelium befreit auch von der Angst, dass es zu langsam geht. Ein unausgesprochenes Geheimnis aller derer, die auf Änderung drängen, ist die Angst, es könnte zu spät sein, sie könnten mit ihrem Vorschlag, ihrer Vision nicht durchkommen, die Zeit ginge über sie hinweg. Für solche Situationen muss gelten: Gott hat dir Zeit gegeben. Die Zeit steht in seinen Händen. Habt keine Angst. Was Gott will, geschieht, auch wenn Menschen es nicht wollen. Lasst euch darum nicht von eurem Miteinander abbringen. Gebt Gott Zeit. Aber wartet nicht nur. Sprecht laut aus, was ihr für richtig anseht. Setzt euch für Änderungen ein. Aber drängt nicht mehr, als ihr überzeugen könnt. Gebt dem Wirken Gottes und der Kraft des Evangeliums eine Chance.

These 8
Das Evangelium kennt keine von Menschen gemachten Grenzen.

Weil alle Menschen zum Heil berufen sind, kann es auf Dauer keine von Menschen gemachten Grenzen zwischen ihnen geben. Wie der Eiserne Vorhang gefallen ist, werden alle Vorhänge fallen, die Menschen trennen wollen. Denn sie entsprechen Gottes Verheißungen nicht. Das Evangelium reißt aber nicht Grenzen nieder, sondern sorgt dafür, dass sie immer durchlässiger, transparenter werden. Denn ganz ohne Grenzen zu leben bedeutet immer auch, schutzlos dem Zugriff anderer ausgeliefert zu sein. So wie das Evangelium den Einzelnen Mut macht, bestätigt es ihn auch in seinem Eigenleben, und das schließt ein, dass die eigene Andersartigkeit wie auch die der Nächsten geschützt sind. Liebe hebt die Unterschiede nicht auf, sondern baut sie ein. Sie will aber nicht den Menschen verändern, sondern bietet ihm an, sich auf die Liebe einzulassen. Damit bleiben Grenzen bestehen, aber nicht künstliche, sondern solche, die das jeweilige Individuum und die jeweilige Kirche fördern. Die Freiheit in Christus macht nicht alles gleich, sondern trägt dazu bei, dass auf die Andersartigkeit der anderen Rücksicht genommen wird.

These 9
Aufeinander zuzugehen heißt, die anderen am eigenen Reichtum partizipieren zu lassen, sich gegenseitig zu beschenken und einzuladen.

Weltlicher Reichtum wird bewacht und umsorgt, geistlicher Reichtum besteht gerade darin, dass er ausgeteilt wird. Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude doppelte Freude. Evangelium ist in sich eine Botschaft, die weitergegeben werden will. Sonst ist sie kein Evangelium. Für das Evangelium gibt es weder Monopol noch *copyright*. Es kommt an und wird weitergegeben, oder es erstickt. Paulus rät: „Den Geist dämpft nicht" (1 Thess 5,21). Er entfaltet sich in der Bewegung. So auch das Evangelium. Freude strahlt aus. Und macht an keiner Stelle Halt.

Aus der Kraft des Evangeliums entstehen Texte, Gesänge, Gebete, Verhaltensweisen, Gemeinschaften. In solchen Gemeinschaften kann es Tendenzen geben, die geistlichen Güter für sich zu behalten, sich an ihnen im eigenen Kreis zu erwärmen, das Evangelium nur an die eigenen Leute weiterzugeben. Damit wird das Evangelium an sich zunichte gemacht. Es will einfach weiter laufen. Zu allen. Darum gehört es zur Kraft des Evangeliums, dass es die beschenkt, die es annehmen, und dass es als Geschenk weitergegeben wird. Wer vom Evangelium erfüllt ist, lässt andere daran partizipieren, lädt zur Gemeinde ein, lässt teilhaben an allen geistlichen Gaben. Denn das Evangelium verzehrt sich nicht. Es vermehrt sich beim Weitergeben.

These 10
Nach dem Evangelium zu leben, bedeutet Akzeptanz verschiedener Möglichkeiten des Wirkens Gottes. Das schließt das Wissen ein, dass es geistlich nur eine Kirche gibt, es aber in der irdischen Realität verschiedene Kirchen geben kann, die wie Geschwister bei aller Verschiedenheit durch das Evangelium im Glauben an den einen Gott und einen Herrn und in der Liebe verbunden sind.

Gerade weil das Evangelium den Glaubenden innerlich fest macht, muss dieser nicht mehr das Bedürfnis haben, andere von der eigenen Art seines Glaubens zu überzeugen. Die Versuche, andere von der eigenen Art zu überzeugen, sind von der Angst geprägt, es könnte doch nicht so richtig sein, wie man glaubt, wenn die anderen es anders sehen. Das Evangelium macht aber im persönlichen Glauben fest und überlässt es dann dem Menschen, sich selbst vor Gott neu zu finden, anders zu finden als jeder andere. Dar-

um ist das Evangelium tolerant bis an die Grenze, die darin besteht, dass es selbst bekämpft wird. Im Glauben fest zu stehen bedeutet darum, die Gewissheit in sich zu tragen, dass es nur eine Kirche Jesu Christi gibt, so viele irdische Manifestationen möglich sein sollten. Im Glauben sind alle rechten Christen unabhängig von ihrer Konfession verbunden. Darum muss es keine sichtbare Einheit der Kirche geben, wohl aber ist es gut, wenn es zeichenhafte Versammlungen gibt, welche die Einheit der Kirche aufleuchten lassen. Es ist gut, wenn sich Christen immer wieder als Brüder über die Grenzen der Konfessionen treffen. Aber die sichtbare Einheit der Kirche ist eine Sache Gottes und unserer Hoffnung. Vielleicht realisiert sie sich nie auf dieser Erde. Wichtig ist das nicht. Entscheidend für uns ist bloß das Wissen, dass das Evangelium alle Menschen meint und alle Kirchen verbindet. Und in solcher Gewissheit geben wir uns gerne die Hand und gehen miteinander eine kleine oder größere Wegstrecke. Nicht was herauskommt entspricht dem Evangelium, sondern unsere Hoffnung und das Leben aus der Verheißung. Weil aber das Evangelium die Kraft der Kirche ist, wollen wir nicht aufhören, aus diesem Evangelium heraus zu leben und uns von ihm den Weg in die Zukunft weisen zu lassen.

Heilung von Erinnerungen als Versöhnungsprozess[1]

1. Vorbemerkung

Es ist wahrscheinlich nicht so gemeint, aber bei mir kommt die Aussage „Heilung von Erinnerungen“ so an, als sei es eine Sache der Menschen, Heilung von Erinnerungen zu bewirken, so wie ein Arzt Wunden oder Schmerzen heilt. Auch das Wort „Versöhnung“, das in solchem Zusammenhang gebraucht wird, kann im Sinne einer zwischenmenschlichen Verständigung verstanden werden. Das griechische Wort καταλλαγή stellt solches Verständnis durchaus nicht in Frage, wie 1 Kor 7,11 zeigt. Darum ist es für mich ganz wichtig, zu Beginn herauszustellen: Wir sind nicht Herren der Versöhnung, der Heilung von Erinnerungen. Sie gelingt, oder sie gelingt nicht. Es liegt nicht an uns allein und auch nicht nur an jenen, die verwundete Erinnerungen haben, ob Heilung erfolgt, sondern mindestens ebenso an der Art, wie man mit diesem Thema umgeht und wie dieser Umgang dort ankommt, wo er Heilung bewirken soll. Kurz in der Sprache der Theologie: Gelingende Heilung von Erinnerungen liegt in Gottes Hand. Wer darum glaubt, das sei zu machen und es hinge nur an der Initiative oder der korrekten Methode, muss von vorneherein mit einem Scheitern rechnen. Wenn Heilung von Erinnerungen und Versöhnung von Völkern oder Völkergruppen gelingen sollen, kann das nur auf einer Glaubensbasis erfolgen. Ich meine damit nicht eine neue, eine religiöse Ideologie, die den Graben zwischen den Menschen nur noch vertieft, sondern die weisheitliche, an Gott gebundene Einsicht, die allen daran Beteiligten eigen ist, nämlich, dass es ihnen nicht gegeben ist, Heilung zu bewirken, dass sie allenfalls Schritte in eine solche Richtung unternehmen können. Und es bedeutet gleichzeitig, dass jeder, der sich auf einen solchen Weg zur Heilung von Erinnerungen begibt, sich im Hören auf die andere Seite üben und Vertrauen erwecken muss, soll die Sache Erfolg haben. Aus solchen Gründen ist mir die Formulierung „Heilung von Erinnerungen“ eigentlich suspekt, weil darin nicht das Wissen zum Ausdruck kommt, dass die Sache nicht oder nicht nur an uns hängt, sondern letztlich Gottes Sache ist. Wenn wir uns in seinen Dienst in dem aus dem Glauben geschöpften Wissen stellen, dass Gott selbst Ver-

1 Durchgesehene Fassung eines Vortrages bei dem ökumenischen Symposium „Heilung von Erinnerungen“ vom 7.–10. November 2006 in München.

söhnung will, dann kann er etwas aus unserer Initiative machen. Wenn wir es als unser Werk selbst in die Hand nehmen, ist die Sache von vorneherein zum Scheitern verurteilt.

Ich spreche darum lieber davon, dass Gott uns im zusammenwachsenden Europa ein Angebot der Versöhnung mit der Geschichte macht. Und das bedeutet, dass er uns eine Möglichkeit eröffnet, eine Chance zur Versöhnung gegeben hat, die wir wahrnehmen können und wollen. Natürlich kann man auch den Gedanken mit einbringen, dass es zu einer Synergie zwischen Gott und Mensch kommt. Aber ich sehe in der Tatsache, dass Europa zusammenwächst, Gottes Werk, das zumindest bisher gelungen ist, auch wenn es Menschen vorangetrieben haben und weiterhin vorantreiben. Es konnte aber und kann nur gelingen, weil Gott es will. Jeder Schritt der Erweiterung Europas und jede neue Gesetzesinitiative, welche die Länder enger aneinander bindet, stehen dabei jeweils auf dem Prüfstein. Uns bleibt die Funktion, Werkzeuge Gottes oder, wenn Sie wollen, Mitarbeiter an seinem Werk zu sein. Wir fragen darum zunächst danach, wo die Voraussetzungen einer gelingenden Heilung der Erinnerungen, eines chancenreichen Versöhnungsprozesses liegen.

2. Die Situation

Wer mit den Augen des Glaubens die Geschichte der letzten hundert Jahre ansieht, wird kaum um die Feststellung herumkommen, dass Europa im 20. Jahrhundert unter dem Gericht Gottes stand. Der Satz des Apostels Paulus „Darum hat sie Gott dahin gegeben …“ (Röm 1,24.26) gilt voll. Er hat sich die Menschen an den Erfolgen der Technik berauschen lassen. Sie haben die Titanic gebaut und bewusst prometheisch benannt und haben sich nicht zur Vernunft bringen lassen, als sie unterging. Sie haben den Ersten Weltkrieg mitgemacht und ein Völkermorden in bis dahin ungekannten Ausmaßen geübt und haben sich nicht ändern wollen. Sie haben einen Frieden in Versailles und Trianon diktiert und sich als triumphierende Sieger gebärdet und die Millionen nicht bedacht, die mit diesem Frieden leben mussten. Sie haben Diktatoren in Ost und West hochkommen lassen, die technische Mittel hatten, die das Gewissen nicht mehr steuern konnte, so dass ganze Völkerschaften verschleppt oder gar ausgerottet wurden in einer Weise, die zum Himmel schrie. Sie haben sich dem Nationalismus hingegeben und andere Nationen auszurotten versucht. Und erst als die Gräuel zum Entsetzen führten, haben sie sich besonnen und erste Schritte aufeinander zu getan, als

alle Seiten merkten, dass sie durch den schrecklichen Krieg verloren hatten, jeder auf seine Weise.

Gericht war das, Gericht über die Überheblichkeit der Menschen und Völkerschaften, Gericht über die Welt. Gott hatte sie sich selbst überlassen, und die Menschen meinten, sie dürften sich alles leisten. Was herauskam, sah dann bald auch der Mann, die Frau auf der Straße.

Nun leben wir in Europa 60 Jahre nach Kriegsende in einer gewissen Stabilität. Es ist eine Stabilität, aufgebaut auf dem Gleichgewicht des Schreckens der Atombomben. Die Politiker, aber auch die Vielen, sind aufgewacht, entsetzt über das, was sie angerichtet haben, was geschehen ist. Und auf dieser Grundlage sind Schritte zur Versöhnung unternommen worden und gelungen. Das deutlichste Zeichen ist das zusammenwachsende Europa. Die uralten Kriegsbeile wurden begraben, zunächst zwischen Frankreich und Deutschland. Man hat verstanden, dass die Idee von einem Großdeutschland und ebenso die von einem Großfrankreich ausgeträumt sind. Auch England hat verstanden, dass es ein Großbritannien im Sinn des 19. Jahrhunderts nicht mehr geben kann. Die slawischen Völker träumen nicht mehr von einem panslawischen Reich. Es wird still um Großungarn und Großrumänien. Aber die Idee von Großserbien hat uns alle nochmals in ihren Auswirkungen erschreckt. Der Bruderkrieg im früheren Jugoslawien hat katastrophale Folgen gehabt, wie wir sie uns nicht mehr denken wollten, hat aber auch gezeigt, wie lange noch der Weg zur Überwindung von Ideologien ist, die im 19. Jahrhundert entstanden sind und die das 20. Jahrhundert in die Katastrophe gestürzt haben. Diese Ereignisse mahnen zur Vorsicht: Die Ideen sind noch da, sie brauchen nur den nötigen Zündstoff. Wer meint, er könne es schaffen, diese Ideen auszumerzen, irrt vermutlich. Sie sind als Gedankengut vergangener Zeit potentiell immer vorhanden, so wie der alte Mensch nach Röm 7 grundsätzlich da ist, wenn auch als durch den Glauben, durch Gott überwundener alter Mensch. Das zeigt für mich das Amerika nach dem Zweiten Weltkrieg. Die beiden Zwillingstürme in New York mussten nach dem Willen der Erbauer höher sein als das Empire-State-Building, und man hat weder beim Bau noch bei dessen Zerstörung daran gedacht, dass dort ein babylonischer Turm errichtet wurde. Der Krieg, den der jetzige Präsident Amerikas führt,[2] trägt alle Zeichen von Überheblichkeit, der dahinterstehende Mensch die Züge eines Self-made-man, auch wenn oder gerade weil sie kombiniert sind mit einem freilich nicht sehr reflektierten Gottesglauben.

2 Gemeint sind der Irakkrieg und George Walker Bush, Präsident der Vereinigten Staaten von 2001–2009.

Aber so, wie die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen diesen alten Menschen, auch den unreflektiert Gläubigen, eindämmen kann, so kann die Politik die Auswirkungen dieser immer wieder neu aufbrechenden Ideen in Grenzen halten. Es bedarf dazu stabiler Verhältnisse, die eine klare Stabilitätspolitik auch nur begrenzt bewirken kann, weil sie nicht alles in der Hand hat. Ein Aufbruch zur Versöhnung ist nur in solcher Stabilität möglich. Erst, wo einigermaßen Ruhe und Friede herrschen, sind Schritte aufeinander zu vielversprechend. Und das darum, weil sich bei äußerlichem Frieden die Weisheit wieder durchsetzen kann, die das Zusammensein der Menschen untereinander und miteinander fördert und Türen zur Toleranz oder zumindest zur Akzeptanz des anderen öffnet. In Zeiten der Unruhe kann man wohl Zeichen der Versöhnung setzen, wie es etwa 1940 in Coventry geschehen ist. Aber erst nachdem die kriegerischen Ereignisse beendet sind, können Maßnahmen zu einem fruchtbaren Miteinander greifen. Und sie gelingen nur, wenn die ehemals streitbaren Seiten verstanden haben, dass es in Zukunft nur einen gemeinsamen Weg gibt, sollte es überhaupt einen Weg geben. Die äußere Stabilität ist die Grundlage einer inneren Erneuerung zumindest für eine Gemeinschaft. Wo sich Gruppen bewegen, gibt es Spaltungen. Sollen sie vermieden werden, bedarf es klarer Verhältnisse. Zu wirklicher Versöhnung ist die gute, vom Menschen nicht oder nur begrenzt getrübte Schöpfungsordnung notwendig. Bei solchen Ansätzen erscheint es sinnvoll, von Gottes Angebot der Versöhnung mit der Geschichte zu sprechen. Ich sehe in der Stabilität des zusammenwachsenden Europa eine Chance, dass alte Vorstellungen und hoch gezüchtete, unrealistische Erwartungen überwunden, neue Perspektiven geweckt und damit tatsächlich Wunden der Vergangenheit geheilt werden. Das Ganze scheint mir aber nur in einem langwierigen Prozess möglich, in dem jeder Schritt neu überprüft und sorgsam bedacht wird, damit auf diesem Wege nicht neue Wunden geschlagen werden. Es ist mir aber bewusst, dass auf jeder Stufe dieses Weges neue Gefährdungen entstehen, die den Versöhnungsprozess bedrohen: „Wo nicht der Herr das Haus baut, arbeiten die Meister umsonst“ (Ps 127,1).

3. Die theologische Grundlage: Versöhnung in Christus

Die Botschaft von der Versöhnung mit Gott ergeht nach 2 Kor 5,18–21 an eine mit Gott unversöhnte Welt. Es ist die Welt, die äußerlich damals von der *pax romana* dominiert wurde. Das Angebot geht von Gott aus, vom Stärkeren. Ohne jede Drohung. Er hat, so sagt es die Botschaft, in Christus

Versöhnung für die Welt gewirkt. Jetzt ist sie anzunehmen, weil Gnadenzeit ist und Versöhnung angeboten wird (2 Kor 6,2). Die bisher mit Gott im Streit liegenden Menschen müssen nichts anderes tun, als Gottes Angebot anzunehmen. Denn die Basis zur Versöhnung ist gelegt.

Dass Paulus diese Worte an die Korinther richtet, die bereits zum Glauben gekommen sind und darum schon um Gottes Versöhnungsangebot wissen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Paulus hier Missionssprache verwendet, die er aber zur Überwindung eines Streites neu gebraucht. Gerade dies ist für uns interessant. Denn wir sind Christen, die ihren Glauben auf dem Grund der Versöhnung in Christus haben. Aber wir haben den „alten Adam" immer noch latent in uns. Darum lernen wir neu, dass auch für Christen das Angebot Gottes zur Versöhnung immer wieder dort gilt, wo es zum Streit kommt, zum Streit auch mit Mitmenschen, zum Streit von Gruppen und Völkern untereinander. Es gibt keinen anderen Grund der Versöhnung mit Gott als den, den er selbst durch das Kreuz Christi gelegt hat. Aber die Voraussetzung des Gelingens jener Botschaft war der römische Frieden ohne Krieg. Und so ist auch der durch den Schrecken der Atommacht gewirkte äußere Frieden Grundlage für ein neues Hören auf die Versöhnungsbotschaft. Man kann die Sache auch verkürzen: Durch das Geschenk des Friedens und die politische Gegebenheit ist eine neue Möglichkeit entstanden, welche die Botschaft von der Versöhnung wieder aktuell macht, nun nicht als Versöhnung mit Gott, wohl aber als Versöhnung untereinander. Aber das eine geht nicht ohne das andere. Denn erst wenn wir den Wahn ablegen, als wäre alles zu machen, wenn man nur die richtigen Mittel wählt, wenn wir unseren Glauben an uns selbst als Titanen ablegen, wenn wir Gott den Herrn unserer Geschichte und unseres Lebens sein lassen, wird auch Versöhnung mit den Mitmenschen, Versöhnung der Völker untereinander möglich.

Mir ist bewusst, dass ich hier sehr viel stärker weisheitlich spreche als der Apostel Paulus. Dies darum, weil ich fest davon überzeugt bin, dass Versöhnung der Menschen untereinander dort geschieht, wo mit Weisheit an die Sache herangegangen wird. Neuere Erkenntnisse der Forschung haben ergeben, dass die Forderung nach Feindesliebe weisheitlichen Ursprungs ist. Die als Schlagwort weitergegebene Formulierung von André Malraux, das 21. Jahrhundert werde entweder religiös sein oder gar nicht, ist zumindest in der Formulierung falsch. Denn Religion hat immer etwas mit Emotion gemein und ist darum allezeit auch Grundlage zum Streit. Gemeint hat Malraux wahrscheinlich, dass die Welt untergeht, wenn sie nicht Gott als Herrn der Welt und der Geschichte akzeptiert, wenn sie also nicht aufhört, an den

Menschen und seine Fähigkeiten zu glauben. Richtiger ist darum die Variation: Wenn die Welt sich nicht im Glauben an Gott weisheitlich prägen lässt, geht sie unter.

Aus alledem geht hervor: Versöhnung mit Gott und untereinander hat etwas mit dem Schöpfergott, mit dem Herrn der Geschichte, mit Weisheit gemein. In unruhigen Zeiten verklingt diese Botschaft ungehört, allenfalls von einigen wenigen aufgenommen, die zeichenhaft Versöhnung vorleben möchten.

Der Epheserbrief feiert die Versöhnung von Juden und Heiden in der einen christlichen Gemeinde, in der es keine Gäste und Fremdlinge, sondern nur noch Bürger und Hausgenossen Gottes gibt (Eph 2,19 f). Vorausgesetzt ist hier die Herrschaft des Christus als Haupt der Gemeinde. Die Argumentation erfolgt von Christus und nicht vom Schöpfergott her, aber die Grundlage solcher Redeweise ist doch die, dass es ruhige Zeiten gibt, in denen die Botschaft vom Heil in Christus angekommen ist, was dazu führte, dass die Grenzen zwischen Juden und Heiden aufgehoben werden konnten. Alle gehören gleicherweise zum neuen Gottesvolk, zur Gemeinde Christi. Und der Jubel darüber durchzieht den gesamten Epheserbrief.

Dies kann uns zu denken geben: Im Nachhinein sieht die Gemeinde das große Geschehen der Versöhnung mit Gott und den Mitmenschen als Christi Werk an, wenn sie rückschauend das Wunder reflektiert, das niemand vorhersagen konnte. Aber wiederum: Es geschah in Zeiten äußerer Ruhe. Was der Epheserbrief feiert, ist zur selben Zeit anderswo nicht gelungen. Das zeigen die etwa zur gleichen Zeit entstandenen Evangelien des Matthäus und des Johannes. Da kämpfen offensichtlich kleine, unterlegene Gruppen gegen ein sich übermächtig gebärdendes Judentum. Johannes hat darum die Forderung der Liebe auf die Brüder eingeschränkt (Joh 13,34 f), und Matthäus hat seine große Anklage gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer in Mt 23 geschrieben. Das zeigt: Es gelingt nicht überall dasselbe. Was hier gelingen kann, kann anderswo schiefgehen. Es bleibt wirklich der Gnade Gottes vorbehalten, Erinnerungen zu heilen und Versöhnung zu stiften.

Freilich kann man sagen: Weil Christus der Herr ist, sollte überall Versöhnung möglich sein. Aber das hängt offensichtlich mehr an der Situation und an dem „Wie“ des Versöhnungsangebotes als an dem Angebot selber. Auch geschichtliche Ereignisse können darum sein Versöhnungswerk weiterführen, wie sie es gefährden können; es bleibt immer ein Wagnis. Versöhnung kann darum nur als Angebot Gottes verkündigt werden, die Sache selbst aber hängt an der Annahme. Darin ist das Versöhnungsangebot dem Evangelium gleich, weil es selbst Evangelium ist. Das heißt aber auch,

dass es nicht mehr Erfolg haben kann als das Evangelium selbst. Man muss darüber sprechen, das Angebot muss ergehen. Aber der Erfolg hängt nur begrenzt an uns.

4. Folgerung

Über Heilung von Erinnerungen zu sprechen heißt darum, Christus, das Evangelium als frohe Botschaft weiterzugeben. Freilich mit neuer Akzentuierung, aber eben als Frohe Botschaft von der Versöhnung in Christus. Und das bedeutet wiederum, dass solche Botschaft Zukunft eröffnen muss, eine Zukunft des versöhnten Miteinanders. Dies wiederum setzt einen Sinneswandel, eine Veränderung der Denkstrukturen voraus. Wunden werden geheilt, wenn der ganze Körper in Ordnung kommt. Ohne Bild gesagt: Wenn aus dem versöhnten Miteinander die betroffenen Menschen Kräfte schöpfen, der Weg bergauf führt, und sei es nur im Bewusstsein, ist dem Versöhnungsprozess Segen beschieden. Erinnerungen können verklärt werden, wenn Versöhnung erfolgt. Diese aber geschieht immer nur auf einem langen Weg, auf dem jeder kleine gemeinsame Schritt seine Bedeutung hat.

5. Abgrenzung

Weil aber Gott der Herr der Geschichte und darum auch des Versöhnungsprozesses ist, ist jeder voreilige Schritt, jedes frühreife Konzept gefährlich. Sosehr der Missionsbefehl an alle Völker geht, hat das Christentum die Nationen nicht aufgelöst, sondern eingebaut. Das war ein weiser Schritt. Im Zuge der Globalisierung, aber auch der schlechten Erfahrungen mit dem Nationalismus könnte man darum zu der Ansicht neigen, dass Versöhnung der Völker am leichtesten ist, wenn die Nationen als solche aufhören zu existieren und es zu einem einzigen großen Volk auf der Welt, etwa wie in Nordamerika, kommt. Damit wird aber Gottes Geschichtswalten beiseitegeschoben. Soweit wir heute sehen können, werden die Nationen nicht aufhören, und wir tun gut, wenn wir nicht nur die Nationen, sondern auch die Nationalitäten, die Minderheiten in ihrem Dasein bestärken und fördern. Das darum, weil Versöhnung jeden Einzelnen bedenkt und ernst nimmt. Zu wehren ist nur dem Nationalismus, weil er intolerant ist und damit versöhnungsfeindlich. Minderheiten brauchen Schutz und die Völker Stabilität. Dann können Wunden vernarben, Versöhnung kann geschehen.

Wichtig erscheint mir dabei, dass die Erwartungen der Menschen und Völker mitbedacht werden. Versöhnung als Geschehen in der Zukunft, als ein Prozess wird den Erwartungen der Menschen und Völker Rechnung tragen und sie gleichzeitig stimulieren und kanalisieren. Dabei kann als Faustregel gelten: Wer eine Erwartung erfüllt bekommen hat, kann nachgeben, wenn es um die Erfüllung der Erwartungen des Nächsten geht. Auf diese Weise scheint mir auch der Versöhnungsprozess als menschliches Anliegen vorangetrieben werden zu können.

IV.

Auf dem Weg in die Europäische Union

Wir in Europa*

Schwestern und Brüder,

unser Land wird in nächster Zukunft in die Europäische Union integriert. Das ist ein historischer Augenblick, auch wenn wir uns immer als Teil Europas wussten. Wir waren seit 1944 von dem westlichen Teil Europas abgeschnitten. Gedanklich haben wir uns weiterhin, soweit das damals möglich war, am Westen orientiert, aus dem unsere Väter und Mütter kamen und dem wir uns immer zugehörig wähnten. Aber dies war nur begrenzt möglich. Vor allem konnten wir die von dort auch zu uns einfließenden Entwicklungen in der Wirtschaft, in den Werten der Kultur, im Denken und Fühlen und auch in der Frömmigkeit nur begrenzt anwenden. Wir haben uns eingeigelt und versucht, aus der gegebenen Situation das Beste zu machen.

Dabei war die Evangelische Kirche auch in der Zeit der Diktatur ein wenig privilegiert. Wir konnten in begrenztem Maße Freiheit im Denken und in der Art zu glauben pflegen, auch wenn sich solche Religiosität nur begrenzt nach außen wirksam zeigen konnte.

Aber darüber wollen wir heute nicht mehr nachdenken, wir wollen vielmehr den Gedanken Raum geben, die uns anregen, auf das zu schauen, was auf uns zukommt. Denn die Zukunft wird viel Neues bringen, auch solches, was uns nicht ganz entspricht. Aber viel von dem, was auf uns zukommt, wird uns doch ermutigen.

Ich denke da in erster Linie daran, dass sich die Beziehungen zwischen uns und denen, die einmal hier zu Hause waren, intensivieren werden. Nicht nur die „Sommersachsen“ werden sich vermehren und in manchen Gemeinden im Sommer unsere Gotteshäuser wieder füllen, es werden auch Menschen zu uns kommen, die hier bleiben, sei es, dass sie als Investoren hier neu anfangen, sei es, dass sie in deren Dienst eintreffen, auf kürzere oder auf längere Zeit. Sie in unser Gemeindeleben zu integrieren, wird eine große Aufgabe der Zukunft sein. Denn die neuen Leute kommen zum Teil aus anderen Traditionen. Auch die Evangelischen aus unseren Reihen, die vor Jahren von hier frustriert weggegangen sind, werden, falls sie kommen, mit neuen Vorstellungen von Kirche und Gemeindeleben zurückkehren. Und je mehr sich die Lage in unserem Land und in unserer Kirche stabilisiert,

* Ansprache beim Sachsentreffen in Birthälm (Biertan) am 16. September 2006.

desto mehr werden wir uns auch auf das Neue einstellen können. Die Zukunft ist immer auch ein wenig erbarmungslos. Denn sie räumt mit lieb gewonnenen Gewohnheiten auf. Es wird anders in unserer Kirche werden. Aber wenn wir die Ereignisse aus Gottes Hand annehmen und sorgfältig analysieren, wohin er uns führt, können wir auch alles, was auf uns zukommt, dankbar ergreifen. Und wir verändern uns im Vollzug.

Es kommt noch etwas hinzu. Zu Europa zu gehören heißt im 3. Jahrtausend auch, auf den Weg gehen, auf dem Völkerschaften zusammenwachsen und sich Kirchen näher kommen. Wollen wir im Segen bleiben, werden wir die Hände zu unseren Nachbarn und den Nachbarkirchen noch deutlicher ausstrecken, dass sie mit uns auf einem neuen gemeinsamen Weg gehen. Wer so Schweres erlebt hat, wie wir im letzten Jahrhundert und auch schon früher, ist offen auch für Schmerzen anderer, für die Andersartigkeit der Nachbarn. Im zusammenwachsenden Europa können wir Gottes Angebot zur Versöhnung der Völker mit der Geschichte sehen und dabei selbst zur inneren Ruhe kommen. Wir können auch etwas dafür tun, dass sich die bei uns durch Jahrhunderte hindurch gepflegte Toleranz verstärkt und aus dem fruchtbaren Nebeneinander eines halben Jahrtausends ein wunderbares Miteinander wird.

So kann uns die Integration unseres Landes in die Europäische Union zum Segen werden. Diesen erbitten wir von Gott, und zwar auch so, dass wir ihn als solchen erkennen, und sei es nur für eine begrenzte Zeit. Denn wer die gute Führung Gottes erlebt hat, kann auch Durststrecken durchstehen, wer die Kraft der Auferstehung erfuhr, kann auch das ihm auferlegte Kreuz tragen. Und wer, wie wir es erfahren haben, erlebt, dass er oder sie im Kreuz getragen und gehalten ist, kann neu aufbrechen und anderen Hoffnung weitergeben. So bleibt Gottes Segen unter uns, in guten und in schweren Zeiten, und wir bleiben an seiner gütigen, liebevollen Hand.

Die Bibel und ihre Auslegung als europäischer Wert*

Zwölf Thesen

Das Thema, das hier behandelt werden soll, ist so umfassend, dass ich mich entschlossen habe, in zwölf Thesen die Problematik, um die es mir in solchem Zusammenhang gehen kann, kurz anzusprechen.

These 1
An der Basis unserer heutigen Zivilisation stehen vier verschiedene Denkansätze, der prometheische, nach dem der Mensch den Göttern gleich die Welt gestalten soll, der alttestamentliche, nach dem der eine Gott der Herr der Welt und der Geschichte ist, der griechisch-hellenistische, der Welt und Natur zusammen sieht und die Einfügung in die Natur erwartet, und schließlich der römische, der die Welt durch eine klare Ordnung zusammenhalten will.

Diese These zu explizieren, würde mehr als einen Vortrag verlangen. Ich beschränke mich darum auf wenige Gesichtspunkte:

– Die Religion der Indoeuropäer geht davon aus, dass die Welt, wie sie ist, für das Leben nicht zufriedenstellend ist. Sie muss durch menschliche Arbeit verbessert werden. Das Feuer, das auch dazu beiträgt, ist nicht eine Gabe der Götter, sondern des Prometheus, jenes Gottmenschen, der Urbild der Menschheit wird. Die Götter, die unberechenbar handeln, sorgen danach nicht in genügendem Maße für die Menschen. Die Menschen können sich ihrerseits die Welt wohnlicher gestalten und werden damit den Göttern ähnlich. Sie tun das, was die Götter zu tun versäumen.
– Demgegenüber ist der Gott der Bibel Herr der Welt und der Geschichte, übermächtig. Der Gedanke, dass ein Mensch an diesen Gott herankommen könnte, wird als Hybris gekennzeichnet und abgelehnt. Sich in Gottes Plan zu fügen und ihn als Gott anzuerkennen, nach seinen Anweisungen zu leben, das ist die Grundidee.

* Vortrag am 10. September 2007 im Rahmen eines Symposiums an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (Cluj-Napoca) zum Beitritt Rumäniens zur EU. Für den Druck durchgesehen.

– Die Religion der Griechen löst im Laufe der Zeit und besonders seit Plato die Götterwelt auf und versteht die Götter als Naturkräfte. Sich in die an sich gute Natur einzufügen wird besonders in der Stoa erwartet.
– Die Religion der Römer setzt die Ordnung zum obersten Prinzip. Die Welt ist, wie sie ist und an sich nicht gut, kann aber gestaltet und in Ordnung gebracht werden.

Fasst man zusammen, so ließe sich sagen, dass nach zwei dieser vier Grundvoraussetzungen die vorhandene Welt grundsätzlich gut ist und der Mensch sich in sie einfügen muss, sei es in die Natur oder das Geschichtswalten Gottes. Nach den beiden anderen Grundvoraussetzungen bringt der Mensch die Welt in Ordnung oder macht sie wohnlich.

These 2
Im Mittelalter und in der Neuzeit wurden diese Ansätze auf zwei reduziert: natura et revelatio*. Das Prometheische wurde abgelehnt, das Ordnungsdenken integriert.*

Der Humanismus hat dem griechisch-hellenistischen Gesichtspunkt erhöhte Bedeutung beigemessen. Die reale Welt und der tatsächlich lebende Mensch traten stark in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die Erforschung der Natur wurde wesentlich und damit die naturwissenschaftliche Erklärung der Weltphänomene ganz in der Linie, die seinerzeit Plato aufgezeigt hatte. Die Offenbarung sollte dagegen das Unerklärliche offen lassen, besonders in dem Bereich der Innerlichkeit des Menschen. Die Grundlage dazu sind die Texte der paulinischen Briefe. Das führte zu einer Betonung der Sittlichkeit – besonders im Gefolge von Immanuel Kant – und beherrschte das ganze 19. Jahrhundert in der oberen Schicht. In dem Wissen, dass Gott in seinen Geboten wirksam wird, verband sich das römische Ordnungsdenken mit den sittlichen Anweisungen der Bibel, besonders der Bergpredigt. Auf der anderen Seite wurden immer neue Geheimnisse der Natur entdeckt, die Wunder Jesu naturwissenschaftlich erklärt.

These 3
Das so auf die Seite gedrängte prometheische Element meldete sich in der Technik zu Wort und wurde, kombiniert mit dem Geschichtsdenken, zu einem Konzept revolutionärer Weltgestaltung, in der Gott und die Bibel, aber auch Natur und Ordnung keinen Platz mehr hatten.

Der Materialismus von Karl Marx und Friedrich Engels hat die Natur als tot angesehen, als tot auch Gott. Der bis dahin unterdrückte Mensch sollte sich selbst befreien – und zwar in derselben Weise, wie man durch die Technik die Welt umgestaltete. Er sollte auch wieder Geschichte machen, endzeitliche Geschichte zum Heil der Vielen. Nur der Mensch war lebendig, die Natur war tot und durfte darum ausgebeutet werden. Dass sie Schöpfung Gottes sei, wurde geleugnet. Auch Friedrich Nietzsche sprach vom toten Gott und pries das Prometheische, den Übermenschen.

These 4
Die Folgen des Ersten Weltkrieges haben den Rückzug auf die Innerlichkeit und die persönliche Sittlichkeit als falschen Ausgangspunkt herausgestellt. Aber man fand weder zu einer Meditation der Natur noch zu einem Ordnungsdenken zurück. Zur Geschichte bekam man kein Verhältnis. Das Prometheische blieb und führte zum Zweiten Weltkrieg.

Tatsächlich hat der Erste Weltkrieg drei der vier Säulen unserer Kultur – die Besinnung auf die Natur, das Ordnungsdenken und den Bezug zur Geschichte – zerschlagen. Wie sollte man Geschichte positiv deuten, wenn die Kriegsereignisse solchen Schrecken bereitet hatten? Wie sollte man neu zur Natur zurückfinden, wenn gerade im Krieg Natur verwüstet worden war und die Wirtschaftskrise Lebensmittelmangel brachte? Wie sollte man Ordnung denken, wenn die geordneten Truppen so viel vernichtet hatten? Man fühlte sich vom Denken her in einem Vakuum und entdeckte wieder die Eschatologie, die Jahrzehnte lang im Hintergrund der Theologie geblieben war. Man verstand sich als „Zwischen den Zeiten“ lebend, so der Titel einer Zeitschrift. Nur das Prometheische blieb: der Mensch, der die Welt neu gestaltet. Der Zweite Weltkrieg war die Konsequenz.

These 5
Der Zweite Weltkrieg hat den Wahn des Prometheischen zerstört. Damit war auch die letzte Säule unserer Kultur gefallen. Und Gott hatte das zugelassen. Der tote Gott wurde verkündigt. Aber bald meldete sich die Natur wieder zu Wort. Die Grenzen der Schöpfung wurden sichtbar. Ebenso wurde die Forderung nach Gerechtigkeit und Frieden unüberhörbar. Ein neues Ordnungsdenken brach sich Bahn und ein neues Wissen um das Handeln Gottes in der Geschichte.

Der Zusammenbruch der Welt im Zweiten Weltkrieg und dessen Auswirkungen in dem Zusammenbruch der Kolonialreiche haben dem Nachdenken über die alten Modelle der Welterklärung und des Weltverständnisses Raum verschafft. Das Prometheische hatte sich tot gelaufen. Es hatte zu viel Unheil angerichtet. Das führte zu einer großen Unsicherheit. Man konnte weder auf den Gott der Geschichte bauen, denn dieser hatte den Krieg zugelassen, den man nur begrenzt als Gottesgericht verstehen konnte. Man konnte aber auch nicht in die Natur fliehen, denn diese war durch den Menschen verändert worden. Auch ein Rückzug in die Innerlichkeit des Menschen war nicht möglich: Denn der Krieg hatte zu viele Abgründe im menschlichen Wesen aufgedeckt. Mensch und Welt waren im Bewusstsein der Menschen aus dem Gleichgewicht geraten. Was sollte gelten? Die Welt als eine absurde Einrichtung, wie Albert Camus sie sah? Die jeweilige Jejetzt-Entscheidung, wie Martin Heidegger und nach ihm Rudolf Bultmann anboten? Oder gar die kommunistische Gesellschaft? Hatte ihr Paradigma des guten Menschen nach einer Revolution nicht Schaden genommen? Oder sollte man in eine überirdische „Heilsgeschichte“ fliehen – wie sie Oscar Culmann aufzeigte? Sollte man endlich als mündiger Mensch in einer vaterlosen Gesellschaft leben – wie Alexander Mitscherlich es sah –, in der man keinen Gott braucht und jeder für sich die wichtigen Entscheidungen trifft? Aber wie sollte die Gesellschaft dann funktionieren?

Angesichts dieser Fragen war das Christentum auf seine Urgründe geworfen: das Kreuz. Der tote Gott konnte mit dem toten Jesus zusammen gesehen, der schweigende Gott mit dem, der Jesus aussprechen ließ: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ So konnte die Krise als Heilsweg gedeutet, im Kreuz die Krone gesehen und in gewisser Weise auch erlebt werden. Das Christentum zeigte seine krisensichere Seite, die Bibel konnte neu gelesen und verstanden werden.

Die Zeit brachte die Lösung auch im denkerischen, weisheitlichen Bereich. Die achtundsechziger Jahre zeigten, dass etwas in der Gesellschaft

geschehen muss, etwas Neues, das die Gesellschaft vorwärts bringt. Und damit wurden Mensch, Welt und Gott neu gesehen. Die Geschichte bekam einen neuen Wert, konnte man doch auch auf eine ruhige Zeit von mehr als zwanzig Jahren zurücksehen. Die Grenzen der schöpferischen Möglichkeiten mit Wasser, Energie und Luft wurden herausgestellt. Ein neues Nachdenken über die Natur musste beginnen. Und damit über die Technik. Sie musste in den Dienst der Welterhaltung genommen werden, konnte nicht mehr ganz selbständig bleiben. Ein neues Ordnungsdenken wuchs langsam heran. Das Prometheische wurde durch zunehmende Demokratisierung zurückgedrängt.

These 6
Die historisch-kritische Methode der Bibelauslegung in der Zeit der Aufklärung stellte heraus, dass Glauben und Weisheit nicht auseinanderfallen dürfen. Es entstand eine enge Verbindung von Religion und Vernunft. Sie ist biblisch, denn schon das Alte Testament hat die Weisheit in die Frömmigkeit integriert, für das Neue Testament fließen weisheitliches und religiöses Denken ineinander.

Die historisch-kritische Methode der Auslegung der Bibel ist entstanden als Abwehr gegenüber einer Machtstruktur, die sich in der lutherischen Orthodoxie herausgebildet hatte. Diese verlangte seinerzeit unbedingten Glauben auch dort, wo die Vernunft nicht mitkam. Man meinte darum, dass die Aussagen der Bibel kritisch vom Weltverständnis der Aufklärung her durchgesehen werden müssen, und rekonstruierte als Ursprung eine vernünftige Religion, die im Laufe der Zeit mit Unverständnis und Aberglauben verändert worden sei. Dieses Verständnis der historisch-kritischen Bibelauslegung wird heute insgesamt abgelehnt. Geblieben ist die Rückfrage nach einer Urgestalt der Texte vor allem da, wo sich Brüche und Spannungen in den vorhandenen Schriften bemerkbar machen.

Man kann darum fragen, ob die historisch-kritische Theologie heute noch die rechte Auslegungsmethode ist, nachdem sie in einer bestimmten Zeit unter bestimmten Voraussetzungen entstanden ist, die so nicht mehr bestehen. Sie hat allerdings bewirkt, dass der Charakter der Schrift als Gotteswort in der jeweiligen Zeit in einem bis dahin ungewohnten Maße herausgearbeitet wurde. Die Schrift wird heute, insofern ihre Auslegung wissenschaftlich verantwortet wird, nicht mehr als direkte Anrede an die jeweilige Gegenwart verstanden, sondern als Wort an eine zu rekonstruierende Zeit inner-

halb der Geschichte. Damit wandelt sich der Bezug zur Bibel entscheidend. Sie gilt zwar weiterhin als inspiriert und als Gotteswort, aber in ihrer Zeit, woraus sich ergibt, dass die Gültigkeit der Schrift im jeweiligen Heute erst erschlossen werden muss. Sie ist nicht einem Rechtsbuch vergleichbar, bei dem jeder Artikel unabhängig von seiner Entstehungszeit gültig bleibt und darum auch verschiedene Anweisungen aus verschiedenen Zeiten miteinander kombiniert werden können. Vielmehr ist sorgfältig auf die Botschaft des jeweiligen Wortes in der entsprechenden Zeit zu achten, woraus sich erst durch Zusammenschau ein Ganzes ergibt. Wie sehr diese Art der Bibelauslegung sachgemäß ist, zeigt sich daran, dass sie in letzter Zeit auch in die Rechtsprechung übergegangen ist. Richter sehen immer deutlicher, dass man Paragraphen des Gesetzgebers erst kombinieren darf, wenn man die jeweilige Situation mit bedenkt, für den der einzelne Abschnitt des Gesetzbuches entstanden ist. Hier wird der Einfluss der Schriftauslegung auf das Rechtsleben deutlich erkennbar und damit der europäische Wert der Bibelauslegung. Sie hat verhindert, dass sich religiöses Leben und Alltagspraxis des Menschen auseinanderentwickeln.

These 7
In der Orthodoxen Kirche ist das tragende Element weniger die Bibel und die darauf aufgebaute Weltanschauung, sondern die weitgehend auf der Theologie des Johannesevangeliums aufgebaute Liturgie. Der himmlische Christus bestimmt die Gegenwelt, die in der Gottesdienstgestaltung erlebt wird. Dadurch verfügt die Orthodoxe Kirche über eine weltkritische, die Ereignisse begleitende Potenz, die als Alternative zu den Weltereignissen Sinn vermittelt. Das Prometheische hat hier keinen Platz.

In solchem weltanschaulichen Konzept ist Sinnfindung und Sinnvermittlung nicht mehr weisheitlich gesehen. Die Welt wird in ihrer Eigenart zwar wahrgenommen, aber mit dem geistlichen Leben nicht mehr direkt verbunden. Das eigentliche Leben wird in der Liturgie erlebt. Ehrfurcht vor dem wahren, im Himmel thronenden Gott und seinem Christus bestimmt das geistliche Leben. Das irdische Leben ist wie ein Schatten des wirklichen, heiligen. Darum wird die Notwendigkeit nur begrenzt empfunden, das irdische Leben in seinen gesellschaftlichen und sozialen Dimensionen, aber auch die Natur im Hinblick auf Gott zu gestalten. Es wird auch wenig über die Natur und das, was sie bestimmt, nachgedacht. Es kommt hinzu, dass die Führung durch Gott in der Geschichte eine geringe Rolle spielt, weil man Jahrhunderte hin-

durch Geschichte nicht mitbestimmte, sondern leidend erlebte. Die Bibel hat darum die Kraft der Lebensgestaltung in der Gesellschaft weitgehend verloren, sie ist vornehmlich Spiegel eines gottgewollten Lebens, hinter dem der einzelne Fromme zurückbleibt und sich darum immer neu in die himmlische Welt flüchtet, die im Gottesdienst angeboten wird. Die prophetische Kraft der Bibel, die das alttestamentliche Denken vermittelt, aber auch die lebenserneuernde Kraft, von der das Neue Testament bestimmt ist, sind zugunsten einer sehr verinnerlichten geistlichen Ausrichtung etwas vernachlässigt.

These 8
Wiewohl das Wort „Gott" in die neue Verfassung Europas nicht aufgenommen wurde, ist der Gottesglaube mit seinen Auswirkungen immer noch Triebfeder der europäischen Zusammenarbeit: Worte wie „Gemeinschaft", „gegenseitiges Verstehen", „Rücksicht aufeinander" sind Begriffe, die man als Ausdruck christlichen Verhaltens werten kann. Es kommt hinzu, dass das Zusammenleben der Völker ohne Vergebung nicht denkbar ist. Vergebung ist aber ein zutiefst christliches Wort.

Das Zusammenwachsen der Völker gibt diesen eine ganz neue Chance. Diese Chance wird durch die gemeinsame Wurzel im Christentum vermehrt. Und wenn auch abendländische und morgenländische Traditionen des Christentums verschiedene Ausrichtungen haben, werden sie sich einander annähern, weil die politische, soziale, geistige und geistliche Situation ähnlicher wird und sich die unterschiedlichen Traditionen durch die Fluktuation der Bevölkerung durchdringen. Ob in solchem Zusammenhang dann eher die eine oder die andere Art der Frömmigkeit und des Bibelverständnisses die Überhand bekommt, wird sich zeigen. Wahrscheinlich braucht das zusammenwachsende Europa beides: die lebenserneuernde Kraft des Evangeliums und damit die Dynamik der Geschichte wie auch das Angebot einer immerwährenden, gleich bleibenden himmlischen Gegenwelt, aus der jene Kraft schöpfen, die mit der Welt, die sie nicht verändern können oder wollen, so, wie sie ist, im Einklang leben wollen.

These 9
Die Bibel wird zwar nicht übermäßig häufig gelesen, ist aber immer noch der größte Bestseller. In ganz verschiedenen Lebenslagen greifen Menschen immer wieder zur Bibel.

Die Kirchen haben die wichtigsten Texte in ihre Lektionare aufgenommen. Die Liturgie ist ein lebendiger Kommentar zur Bibel. In der Predigt werden Bibeltexte auf die Situation hin angewendet. Die Bibel beschreibt ganz verschiedene Lebenslagen und äußert sich verstehend oder ausrichtend zu Freuden und Nöten. Sie ist gleichzeitig ein offenes Buch und kann von jedermann gelesen werden. Einem Missverständnis der Bibel kann nicht gewehrt werden. Wahrscheinlich halten sich rechtes Verständnis und Missverständnis die Waage. Die Gemeinschaft der Christen untereinander bewirkte, dass sich die Missverständnisse nicht verheerend auswirken. Aber gerade darin, dass die Bibel in die verschiedensten Lebenslagen spricht und sprechen kann, wird sie auch immer wieder zum *movens* einer Ausrichtung an ihrer Gesamttendenz, dem Heil und damit dem sinnvollen Leben aller Menschen.

These 10
Die Bibel kennt sowohl ein partikularistisches, auf Israel eingeschränktes Erwählungsverständnis wie auch ein universalistisches. Dadurch spricht sie den Einzelnen direkt an und gibt auch Anleitung für das Leben als Volk.

Das Alte Testament erscheint als Botschaft zuerst an Israel zu bestimmten Zeiten und nur durch Christus als ein Wort an die Christen. Aber auch von solchem Verständnis her wurde das Alte Testament im Laufe der Geschichte der Kirche gerne als Erläuterung des Weges der einzelnen christlichen Völker gelesen. Viele Völkerschaften haben sich auf diese Weise auch mit Israel identifiziert. Leider hat das dann immer wieder auch dazu geführt, dass sie dem tatsächlichen Israel die Existenzberechtigung absprachen. Dass das nicht im Sinne der Bibel ist, muss nicht sonderlich betont werden, wiewohl es immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden muss. Wir lesen heute das Alte Testament als Text eines gelebten Lebens des einstigen Gottesvolkes und dürfen dabei nicht vergessen, dass es dieses Volk heute noch gibt und es sich als Gottesvolk versteht. Das Neue Testament lesen wir als Ausrichtung hin auf das neue Leben in Christus, ein Leben, das alle Menschen umschließen will, insofern der Satz noch gilt, wonach Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1 Tim 2,4).

These 11
Die Bibel ist sowohl nach hinten als auch nach vorne hin ausgerichtet. Sie schenkt Sinn und Lebensdeutung im Rückblick und gibt Perspektive.

Das Alte Testament hat Katastrophen als Gericht Gottes verstehen gelehrt und damit geholfen, dass solchen schrecklichen Ereignissen nachträglich Sinn abgewonnen werden konnte. Das geht bis hin zu Jesus, der in der Stunde der Gottverlassenheit Sinn im Bleiben bei Gott findet, den er im Gebet anruft. Und die Bibel hat Perspektiven dort vermittelt, wo menschlich gesehen keine Perspektive mehr war, sei es, dass sie mit Paulus auf Abraham verwies, der Hoffnung gegen die Hoffnung bewahrte, sei es, dass sie auf Gottes Möglichkeiten aufmerksam machte, der auch Totes erwecken kann und bei dem kein Ding unmöglich ist, sei es, dass sie das Bild eines Enddramas entwarf, wie es die Apokalypse des Johannes tut. Damit bietet die Bibel für jede Lebenslage Trost und Ausrichtung, aber auch kritische Weltbetrachtung. Der Wert solchen Bibelverständnisses besteht darin, dass die Welt, wie sie ist, ernst genommen wird und das Leben auf ihr eine neue Ausrichtung bekommt.

These 12
Die Bibel ist als Dokument der Geschichte immer auch ein fremdes Buch. Sie bleibt in Distanz zu den Alltagsereignissen. Da sie aber Leben vor Gott, bei Gott und durch Gott wirken will, ist sie von einem großen Optimismus geprägt und hat lebensgestaltende Kraft.

Von der Bibel gingen immer wieder Erneuerungsbewegungen aus. Sie stimuliert den kritischen Blick für die jeweilige Gegenwart und macht Mut zu Handlungen, die nicht dem jeweiligen Trend entsprechen. Sie stellt aber auch den Menschen unter Gott und macht damit prometheisches Gehabe verdächtig, relativiert menschliche Ordnungen und motiviert zu menschlicherem und der Schöpfung gemäßerem Verhalten. Vor allem aber ruft sie zur Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe auf und lässt damit die Gestaltung eines Zusammenlebens der Völker im friedlichen Nebeneinander und Miteinander in einer nicht nur gebrauchten, sondern auch bewahrten Schöpfung als sinnvoll erscheinen. Das führt zu einer Gemeinschaft, die unter der Bibel immer mehr zusammenwächst und die Versöhnung der Völker mit ihrer Geschichte möglich macht.

Einige Erwägungen zum Thema: Europäische Integration*

Für die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien ist die Zugehörigkeit zu Europa eine Selbstverständlichkeit. Siebenbürgen war viele Jahrhunderte hindurch Teil von Ungarn, dann als selbständiges Fürstentum dem Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation unterstellt und schließlich Teil von Österreich-Ungarn. In allen diesen Phasen hat sich Siebenbürgen an den kulturellen Werten Mitteleuropas orientiert.

Wir hoffen, dass mit der Integration Rumäniens in die EU die Grenzen innerhalb Europas immer niedriger werden, und meinen damit nicht nur die äußeren, sichtbaren Grenzen, die abgebaut werden, sondern auch die inneren, die damit begründet sind, dass man lange Zeit durch den Eisernen Vorhang getrennt war und damit auch eine andere Mentalität entwickelte.

Wir wünschen uns, dass aus Mitteleuropa mehr Menschen zu uns kommen und sich der Strom der Menschen nach Westen einmal auch umkehrt oder zumindest ins Gleichgewicht kommt. Darum sind wir dankbar für Investitionen, die unser Leben erleichtern oder verschönern, befürchten aber auch, dass die harte Konkurrenz, die damit ins Land einzieht, die Mitmenschlichkeit unter uns vermindert.

Wir haben eine lange Erfahrung im Hören und Eingehen aufeinander und eine hohe Sozialkontrolle und müssen befürchten, dass beides mit dem Einzug der westlichen Wirtschaft zu leiden hat oder ganz verloren geht. Dazu gehört, dass wir mit der uns 1989 neu geschenkten Freiheit so umgehen, dass sie nicht dem Libertinismus zum Opfer fällt.

In unserem Land sind die Menschen gläubig und halten zur Kirche. Wir wünschen uns, dass unsere Frömmigkeit nach Westen dringt und weniger die religiöse Indifferenz zu uns kommt.

Wir haben im Umgang mit Situationen, die wir nicht verändern können, Erfahrungen gemacht und wünschen uns, dass wir diese in einer Zeit weitergeben können, in der sich bei uns die Dinge rasch ändern und wenige Situationen sind, die nicht geändert werden können. Aufgrund der Tatsache, dass der Westen relativ stabil ist, wird er die Erfahrungen, wie man Dinge

* Grußwort, gehalten am 6. April 2005 bei einer zum Beitritt zur Europäischen Union gehaltenen Tagung der Evangelischen Akademie Siebenbürgen.

hinnimmt oder hinnehmen lernt, die kaum oder nicht zu ändern sind, brauchen können.

Wir wünschen, dass die Kraft des Evangeliums, aus der wir viele Jahre hindurch gelebt haben, uns erhalten bleibt und ausstrahlt und nicht durch den Glanz schön eingepackter Konsumgüter verdeckt wird.

Wir möchten im zusammenwachsenden Europa das bleiben, was wir sind, d. h., dass wir uns nach den in uns liegenden Möglichkeiten verändern können und damit beitragen, dass wir aufeinander hinwachsen und dass wir nicht von außen genötigt werden, anders zu werden, als wir uns ändern können. Denn nur so können wir für das neue Europa von Gewinn sein.

Die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien auf ihrem Weg ins gemeinsame Europa*

Die kleine Evangelische Kirche A. B. in Rumänien hat im Rahmen der Kirchen dieses Landes eine Bedeutung erlangt, die ihr durch ihren Weg zuteilwurde, den sie durch die Jahrhunderte hindurch gegangen ist. Sie hat aus Erfolgen und Fehlern in ruhigen und wirren Zeiten, in Freiheit oder Bedrückung gelernt, hat sich der Lage angepasst und Marksteine für die Zukunft gewählt.

Dabei waren ihre Mitglieder zu allen Zeiten mit der Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft jener Länder verbunden, aus denen sie vor vielen Jahrhunderten in den Karpatenbogen gekommen waren. Ihre Elite hat dort studiert, man hat den Kontakt zu diesen Ländern im Rahmen des Möglichen aufrechterhalten.

Das wird am deutlichsten an der Tatsache erkennbar, dass es im Bereich dieser Kirche das erste übergreifende, d. h. alle Gemeinden und Dörfer umfassende, Schulsystem gab. Natürlich haben nicht alle Kinder davon profitieren können. Das berühmte Schulrecht von Deutsch-Kreuz aus dem Jahre 1593 fordert ausdrücklich, dass jene Kinder zu unterrichten sind, „die man in die Schule schickt". Die Möglichkeit dazu war den allermeisten geboten. Nicht alle nutzten sie, wohl auch, weil sie die Kinder viel zu früh für die Mitarbeit im Haus – und sei es nur zur Bewachung der jüngeren Geschwister – brauchten. Während man in den westlichen Ländern unseres Kontinents Universitäten einrichtete, hat man bei uns den Schulunterricht verallgemeinert, man ging in die Breite und in die Spezialisierung oder die hohe Bildung. Das hing auch damit zusammen, dass man darauf achtete, dass es nicht einen allzu großen Unterschied zwischen den Nachbarn gab. Innerhalb der Nachbarschaften half man sich gegenseitig in Zeiten der Krankheit oder anderer Nöte, wobei die Nachbarschaft die Bestellung der Felder und Hilfe bei jedem neuen Hausbau gewährleistete.

Diese wesentliche Nachbarschaftshilfe hatte ihre Wurzeln in einem zutiefst demokratischen Empfinden, das sich auf politischem Gebiet auswirkte. Die Leiter der Gemeinde und die Volksführer waren frei gewählt, wobei

* Referat anlässlich einer Tagung der Evangelischen Akademie Siebenbürgen zu dem Thema: Die Europadebatte in den Kirchen Rumäniens, vom 7.–9. April 2008.

freilich die Stimme eines Wohlhabenden, der auch materiell für die Gemeinschaft mehr einbrachte, mehr zählte als die eines einfachen, ärmeren Bauern oder Bürgers. Es war bei weitem nicht alles ideal, und zwar nicht nur aus der Sicht von heute, sondern auch im Verständnis von damals. Es gab immer auch Auseinandersetzungen innerhalb der Gemeinden, Gruppen oder auch Fraktionskämpfe, sei es zwischen Reicheren und Ärmeren, zwischen Jüngeren und Älteren, zwischen Erneuerern und Konservativen usw.

Dies alles hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Die Kirche hat Entwicklungen und Veränderungen erlebt und sich an die jeweils neue Zeit angepasst. Aber das Bedürfnis, den Mitgliedern ein Maximum an notwendiger Ausbildung zu bieten, ist konstant geblieben. Man hat nicht nur gelernt, sondern auch die Bildung geschätzt und um ihre Bedeutung gewusst. Und diese Bildung hat man den Erwartungen der Zeit angepasst, so dass sie die Gemeinschaft und ihren Zusammenhalt und gleichzeitig ihre Mitglieder zum inneren Wachsen in der Bildung anregte. Im 18. Jahrhundert konnte man z. B. nur Rektor einer Schule werden, wenn man eine musikalische Komposition zu schreiben in der Lage war. Das Gemeinschaft bildende und erhaltende Singen war damals so wichtig, dass es zum Kriterium der Auswahl eines Schulleiters wurde. Im 16. Jahrhundert musste man Latein und Griechisch können. Die Ilias von Homer wurde als Lehrbuch für Griechisch benützt, und so ist es zu erklären, dass man Blätter zerlesener Exemplare zur Ausfütterung von Bucheinbänden benützte. Sie waren offenbar in Überzahl vorhanden. Im 19. Jahrhundert haben dann unsere Lehrer, aber auch die Pfarrer, ihre Zöglinge den Gartenanbau und das Pfropfen, die Veredelung des Obstes, gelehrt und damit den Wohlstand gehoben. Das musste man im 20. Jahrhundert natürlich nicht mehr tun. Zu dieser Zeit wurden die technischen Fächer immer wesentlicher.

Ich habe bisher über die Schule gesprochen, wobei die Kirche als Institution außerhalb des Gesichtsfeldes blieb. Aber sie war in den Erziehungsprozess eingebunden. Was in der Schule geschah, wurde auch in der Kirche für wesentlich angesehen. Das Lernen der alten Sprachen half im Reformationsjahrhundert zum Lesen der Texte biblischen in ihrer Ursprache und entsprach damit der Forderung „zurück zu den Quellen“ der Renaissance- und Reformationszeit. Das Singen bereicherte im 18. Jahrhundert die Kirchenmusik, die Texte der Bibel wurden den Menschen ins Herz geschrieben. Die Belehrung über den sinnvolleren Gartenanbau entwickelte nicht nur die Fähigkeit, das Leben schöner und sinnvoller zu gestalten, sondern entsprach auch dem Auftrag des Schöpfers, den „Garten zu bebauen“ (Gen 2,5) und sich die Welt wohnlicher, schöner, ertragreicher zu gestalten.

Dies alles stand im Hintergrund der Anregungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Mauern der Burgen um die Kirche auf ein vertretbares Maß herabzusetzen und große Schulen zu bauen. Denn so lautete die Einsicht: „Was uns zusammenhalten und fördern kann, sind nicht mehr die Burgen, nur die Bildung kann uns in die Zukunft bringen." Das war eine Erkenntnis, die tatsächlich weiterführte. Kirche und Schule waren so eng miteinander verbunden, dass man *natura* und *revelatio* nebeneinander und in einem Atemzug aussprechen konnte. Man wusste, dass man beides brauchte: die Schöpfung Gottes und den Einblick in ihre Gesetze einerseits und das Evangelium andererseits. Denn das Evangelium befreit die Christen aus der Gefangenschaft zu strengen Formen und Normen und formt gleichzeitig Menschen, die Verantwortung für die Gemeinschaft tragen und sich in sie einbringen.

In alledem waren wir europäisch, eingebunden in die großen Kulturwerte des nachmalig westlichen Europa, vom Rhein über die Donau bis in den Karpatenbogen. Es gab keine wissenschaftliche Erkenntnis im Westen, die nicht rasch bei uns bekannt wurde. Ich gebe dazu zwei Beispiele: Der Blitzableiter in Heltau ist 1795 sehr rasch nach seiner Erfindung gebaut worden, das Wasserkraftwerk am Zood (Sadu) war das zweite nach jenem von Bad Ischl, gebaut von Oskar von Miller, der danach jenes am Walchensee im Süden Bayerns baute.

Man war in unserer Kirche und unserer Gemeinschaft nicht weit zurück mit den Entwicklungen der Technik, den Entdeckungen in der Musik oder Kunst, auch wenn man die großen Gelehrten oder Begabten nicht hatte, die sich als Erfinder oder Künstler ersten Ranges entfalten sollten. Aber man beobachtete und übernahm, man hatte ein Gespür für das Echte und Zukunftweisende und konnte es adaptieren. Wir hatten keine Universitätsprofessoren, aber viele gute Lehrer und Pfarrer, die der Gemeinde verbunden blieben und damit die Entdeckungen der jeweiligen Epoche bis in die kleinen Dörfer brachten. Denn auch ganz kleine Dörfer hatten Träger der Kultur und der technischen Veränderungen, auch wenn es nur in der Gestalt des einen Pfarrlehrers war, ein Pfarrer, der gleichzeitig der einzige Lehrer in der Schule für die Klassen 1 bis 4 war.

Ich glaube, dass unsere Kirche aus diesem Grunde gut gerüstet ist für die europäische Integration. Fremd war uns die kommunistische Diktatur. Wir empfanden sie als böse, denn sie war retrograd, sie wollte uns von der Stufe zurückziehen, die wir erreicht hatten. Ein Bauer von uns wusste, wie er das Feld zu bestellen habe, er bedurfte dazu nicht der Anweisungen der Partei, und ein Handwerker konnte sein Werkstück richtig und zeitgerecht

herstellen, er brauchte keinen Normator. Darüber weiter nachzudenken, ist hier nicht der Ort. Es liegt mir mehr daran festzustellen, dass unsere Kirche nicht sehr viel braucht, sich den neuen Forderungen der Europäischen Union anzupassen. Freilich, wir sind in den letzten 50 Jahren zurückgeblieben, gewisse Erfahrungen mit demokratischen Strukturen haben wir nur begrenzt mitbekommen und haben noch manches zu lernen. Aber theoretisch sind wir nicht schlecht vorbereitet. Auch charakterlich nicht. Wir haben als protestantische Kirche die Mitchristen dazu erzogen, eine eigene Meinung und Initiative zu haben. Auch dies ist in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg etwas verdeckt worden, aber es kann entwickelt werden und wird wachsen, wenn wir es ein wenig begießen.

Was wir, glaube ich, vornehmlich tun sollten oder müssten, das wäre, die Mitmenschen in einen Erklärungsprozess hineinzunehmen. Das haben einst die Schulen vorzüglich getan, aber die Dinge sind so komplex geworden, dass die Schule nicht mehr in genügendem Maß nachkommt. Ich sage das auch für mich, nicht nur für andere. Wir sind dabei, viele Dinge aus dem Westen zu übernehmen, ohne danach zu fragen, ob sie für uns wirklich nützlich sind. Man hat etwas Neues gesehen und glaubt, dass es etwas Besseres ist, und macht es nach, ohne sich zu fragen, ob nicht eine Adaptierung und damit eine Veränderung in unserem Kontext nötig ist. Denn nicht alles, was in Deutschland gemacht wird, bringt uns hier in Rumänien weiter. Es kann sogar schmerzlich oder lebensbedrohend sein. Wir haben das im vergangenen Jahrhundert erlebt. Kritisch und positiv zugleich den Verhältnissen und Veränderungen im Westen gegenüberzustehen scheint mir ganz wichtig.

Das bezieht sich besonders auf unsere Tradition. Viele junge Menschen können mit ihr wenig anfangen, sosehr sie uns getragen hat und auch heute noch trägt. Man möchte mit der neuen Zeit auch neue Lebensformen haben. Darum müssen wir den Jüngeren erklären, warum gewisse Verhaltensweisen in der Gemeinschaft und für den Einzelnen wichtig sind, warum man Veränderungen beschließen sollte, bevor man sie durchführt, warum man überhaupt mehr miteinander sprechen und sich aufeinander einstellen sollte, eine Sache, die auch für Europa insgesamt gilt. Traditionen wollen und sollen erklärt werden, damit sie tragfähig bleiben.

Ich möchte ein Beispiel einer Handlung geben, die mich sehr beeindruckt hat, bei der aber nach meinem Verständnis die Erklärung fehlte. Ich wohnte unlängst einer Hausweihe bei, die ich neben einem orthodoxen Priester vornahm. Es hat mich tief beeindruckt, wie er vor aller Augen mit einer Kerze auf die weiße Wand ein Kreuz einbrannte und dazu die griechi-

schen Lettern IXN für ΙΗΣΟΥΣ ΧΡΙΣΤΟΣ ΝΙΚΑ (Jesus Christus siegt). Ich bin daraufhin zum Hausherrn gegangen, habe ihm den Text vorgelesen und ihm gesagt: Immer, wenn du in schwerer innerer Not bist, schau dir dieses Bild an und sage dir laut: „Jesus Christus siegt." Ich möchte nicht unterstellen, dass der Hausherr nichts wusste. Er hatte schon eine Ahnung, aber es bedarf auch des Wortes, damit das, was wir tun, wirklich wirkt.

Damit komme ich zu zwei aktuellen Themen:

a) Wir meinen, es wäre schlimm, wenn wir zu einem Europa gehören, in dem Gott nicht in der Verfassung ausdrücklich erwähnt ist. Ich habe mich auch lange Zeit daran gestoßen. Aber dann fragte ich mich: Muss das wirklich sein? Ist Gott nicht in allem, was wir tun, mit dabei? Und wie oft erwähnen wir ihn? Und wie oft fluchen wir bei seinem Namen? Ich ziehe den Schluss: In unserem Herzen muss er sein, und er ist dort. Wir müssen dieses uns und anderen bewusst machen. Wichtig ist nicht die äußerliche Nennung des Gottesnamens, sondern allein, dass wir nichts, aber auch gar nichts tun, was er nicht mit ansehen könnte. Die äußerliche Nennung Gottes ist gut, aber tragend ist nur, wenn sie verinnerlicht wird – und sie kann verinnerlicht werden.

Die Weigerung einzelner Staaten, das Gottesprädikat in die Präambel der Verfassung zu setzen, hat ihren Grund auch in dem schrecklichen Missbrauch des Gottesnamens im Laufe der Geschichte. Klammern wir uns also nicht an die Äußerlichkeit, tragen wir lieber Gottes Präsenz in die Welt hinaus, wie es der Missionsbefehl sagt: „Gehet hin in alle Welt …" (Mt 28,19 f).

b) Die Frage der Präsenz der Ikonen in den Schulklassen: Ich bin sehr dafür, dass wir Zeichen unserer Frömmigkeit auch erkennbar zeigen. Aber wir wissen alle, welche Rolle das Verbot, sich ein Bild zu machen, in der Reformierten Kirche spielt. Für einen Reformierten ist eine Ikone ein Ärgernis. Das hat mit dem Zentrum seines Glaubens zu tun. Und darum müssen wir das respektieren. Umgekehrt gehört die Ikone zum Zentrum eines orthodoxen Gläubigen. Wir können im Sinne der Toleranz gut miteinander leben, jeder auf seine Weise. Aber wie, wenn dieselbe Schulklasse am Morgen von orthodoxen Kindern und nachmittags von reformierten Schülern benützt wird? Da muss man sich aufeinander einstimmen. Und wahrscheinlich muss man die Ikone wegnehmen, wenn Reformierte in der Schulklasse sind. Ein christliches Zeichen kann nicht zur Machtdemonstration werden. Wer Christus wirklich nachfolgt, wird Rücksicht auf den Bruder nehmen. Auch

hierin gilt das Jesuswort: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ (Mt 7,1).

Bürger des neuen Europa zu sein heißt immer auch, seinen Glauben immer mehr zu verinnerlichen, ihn mit Freude nach außen zu tragen, immer bedacht, den Mitchristen anzuregen, seinen eigenen Glauben zu vertiefen, aber ihn nicht absolut zu setzen. Absolut ist der Glaube immer nur für einen selbst. Meinen Glauben möchte ich leben und lebe gerne damit. Ich bin auch bereit, für ihn zu sterben, auch wenn ich nicht weiß, ob ich das im gegebenen Fall durchhalten kann. Aber gerade darum respektiere ich den anderen in seiner andersartigen gläubigen Tradition. Nur Gott kann darüber befinden. Lasst uns darum zusammen in verschiedener Weise Gott dienen.

Mehr Platz und mehr Chancen für Volksgruppen im zusammenwachsenden Europa*

Einleitung

Das Thema dieses Vortrages lässt die Frage offen, ob es sich um eine Forderung oder eine Feststellung handelt. Es soll im Folgenden weniger um eine Forderung als um eine Vision, eine begründete Hoffnung gehen. Eine solche zu formulieren heißt freilich immer auch, Voraussetzungen auszusprechen und damit Bedingungen für die Realisierung solcher Hoffnung anzuvisieren. Es wird also auch darum gehen, was von den Regierungen erwartet wird.

Bevor ich aber auf das Thema eingehe, muss ich kurz sagen, was ich unter einer *Volksgruppe* verstehe, weil dies zum Verständnis des Folgenden unerlässlich wird. Eine Volksgruppe oder eine Minderheit ist für mich eine Gruppe von Menschen, die die gleiche kulturelle Prägung hat, sich organisieren kann und eine Führung besitzt, die diese Eigenheit gesellschaftlich vertritt und fördert. Wie groß diese Gruppe ist, ist nahezu irrelevant. Ihre Bedeutung wächst nicht unbedingt mit ihrer Größe und keinesfalls proportional damit, vielmehr durch ihr gesellschaftliches, kulturelles und erzieherisches Engagement. Es kann also sein, dass eine relativ große Volksgruppe geringe Bedeutung erlangt, weil sie sich nur begrenzt am Leben der Gesamtbevölkerung eines Landes oder Staates beteiligt, und umgekehrt eine kleine Volksgruppe eine Bedeutung weit über ihre Größe hinaus erlangt. Erhalten kann sich eine solche Gruppe nur, wenn sie organisiert ist und ihre Eigenheit bewusst pflegt. Ich möchte dieses Thema in sechs Schritten entfalten, indem ich zunächst über die Bedeutung der Sprache für die Volksgruppe spreche (1), dann dem Gedanken nachgehe, was Globalisierung in solchem Zusammenhang bedeutet (2), dann drei Typen der Volksgruppen charakterisiere (3), anschließend über die Lebensfähigkeit (4) und den Selbstschutz einer Volksgruppe nachsinne (5) und endlich die Chancengleichheit im neuen Europa thematisiere (6).

* Vortrag, gehalten beim XX. Volksgruppenkongress in Klagenfurt, 10./11. November 2009. Durchgesehen und gekürzt. Veröffentlicht in: P. Karpf u. a. (Hg.), Sind wir alle Europäer oder ist noch Platz für Volksgruppen? Kärnten Dokumentation, Bd. 26, Klagenfurt 2010, 62–72.

1. Volksgruppe und Sprache

Gemeinhin wird die durchaus richtige Meinung vertreten, dass sich eine Volksgruppe so lange erhalten kann, als das einende Band der Sprache bei ihr im öffentlichen Leben möglich ist und genutzt wird. Damit ist ein sehr wichtiger Gesichtspunkt ausgesprochen, aber nicht der einzige. Denn es hat sich im Laufe der Geschichte bei verschiedenen Volksgruppen gezeigt, dass sie sich auch dann erhalten konnten, wenn die Sprache dabei nicht mehr die dominante Funktion behielt. Es kann auch die religiöse Bindung sein, die die Gruppe zusammenhält. Volksgruppe bleibt sie allerdings nur, wenn das Bewusstsein, einer Sprachgruppe zuzugehören, nicht ganz verdeckt wird oder verschwindet. Das beste Beispiel ist das der Juden, die sich der Sprache der Staaten, in denen sie lebten, angepasst, aber das Bewusstsein, zur Sprache ihrer Bibel einen Zugang haben zu sollen, nie ganz abgelegt haben.

Es gibt auch in der Geschichte unserer deutschen Minderheit in Rumänien ein freilich nicht ganz so sprechendes Beispiel. Es sei angeführt:

Im Jahre 1593 hat man in der damals Evangelischen Kirchen- und Ortsgemeinde Deutsch-Kreuz (Criţ), einer Gemeinde zwischen Schäßburg (Sighişoara) und Kronstadt (Braşov) im Osten Siebenbürgens, die damals kaum mehr als 200 Gemeindeglieder hatte, ein Schulrecht verfasst, d. h., das Konzept einer Dorfschule beschrieben. Dort steht zu lesen: „Das Teutsch-Reden soll er ihnen verbieten." Der Lehrer hatte also die Aufgabe, darauf zu sorgen, dass die Kinder in der Pause nicht untereinander „teutsch" reden, sich also nicht in der Muttersprache, einem deutschen Platt, dem Luxemburgischen sehr ähnlich, unterhalten. Er war damit beauftragt, den Kindern den Lateinunterricht so einzuschärfen, dass sie in der Schule auch untereinander lateinisch sprechen, und das bezog sich auf die Pausen. Damit sollte gesichert werden, dass diese Kinder in der großen Welt zurechtkommen. Es war die Zeit des Humanismus. Man sprach in intellektuellen Kreisen in ganz Europa lateinisch.

Wir haben keine Kenntnis darüber, wie dieses Verbot funktioniert hat. Es hat aber die Umgangssprache der Kinder damals nicht wesentlich verändert. Zuhause sprach man die Muttersprache, man sprach sie auch im Umgang miteinander, denn schließlich ist auch das Büchlein „teutsch" und nicht lateinisch geschrieben worden, freilich in der deutschen Hochsprache und nicht im üblichen Dialekt (Platt).

Im vollen Bewusstsein, dass sich die Zeiten sehr geändert haben, möchte ich aus dieser Beobachtung eines Faktums der Geschichte einen ersten Schluss zu unserem Thema ziehen: Im vereinigten Europa, in dem Englisch

immer mehr um sich greift, werden die Muttersprachen der ganz verschiedenen Völkerschaften und Minderheiten nicht untergehen. Es werden sich sicher Verschiebungen ergeben, aber die Muttersprachen werden sich weitgehend erhalten. Welche Voraussetzungen dazu gegeben sein müssen, werden wir noch bedenken.

2. Minderheiten und Globalisierung

Im zusammenwachsenden Europa wird es nur noch Minderheiten geben. Auch die größten Staaten gehören in den Kreis der Vielen, die sich in der Union zusammenfinden, und können ihre völkische, sprachliche und kulturelle Eigenheit nicht durchsetzen. Der französische Nationalstaat beispielsweise, der mit Minderheiten bisher nicht umgehen konnte, wird langsam akzeptieren, dass er nicht so einheitlich ist, wie er sich selber versteht bzw. verstanden hat. Das umso mehr, als es nach dem Ende der Kolonialzeit viele Einwanderer aus den Kolonien gegeben hat, die nicht nur „Franzosen" sind, auch wenn sie als französisch Sprechende einwanderten. Die Elsässer und die Bretonen werden ihre Eigenheit stärker betonen wollen. Ähnliches gilt von der ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien. Der deutsche Staat besteht aus Bundesländern, er hat von Anfang an nicht ein fest geprägtes Nationalbewusstsein. Aber auch hier wird man lernen müssen, wie man mit Minderheiten umgeht, denn die Slaven bis hin zu den Sorben sind im Laufe der Jahrhunderte weitgehend absorbiert worden. Das wird nicht mit allen verschiedenen Völkerschaften, die heute in Deutschland wohnen, in gleicher Weise möglich sein. In Spanien werden die Basken und die Katalanen ihre Eigenart vielleicht noch stärker entwickeln, soll ein wie immer gearteter sozialer Friede beständig bleiben. Auch die religiösen Streitigkeiten in Nordirland können zur Ruhe kommen, wenn im Bewusstsein der Inselbewohner der Gedanke und die Forderung nach einer Uniformität der Gesellschaft schwinden.

Die Globalisierung fördert zwar eine gewisse Einheitlichkeit in der Umgangssprache, in den allgemeinen Gepflogenheiten, in einer kulturellen Durchdringung, in einer technischen Angleichung, aber gerade damit wird das Bedürfnis nach Erhalt des Eigentlichen für einen Menschen und eine Gesellschaft, sei sie groß oder klein, erhöht. Die eigentliche Erziehung eines Kindes erfolgt in den ersten Jahren im Elternhaus, wobei sich an dieser Stelle Verschiebungen durch Kinderkrippe und Kindergarten ergeben können. Denn in den ersten Jahren wird die Grundlage der Sozialisierung für

die spätere Zeit gelegt. Die Schule übernimmt bereits geformte Kinder. Sie wird einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung und überhaupt zur Bildung dieser Kinder leisten. Aber die Grundlage bleibt das Elternhaus. Und dieses ist dann auch die Basis beider, der Minderheit und der Mehrheit.

An dieser Stelle hat sich freilich im Verhältnis zum 16. Jahrhundert ein bedeutender Wandel vollzogen. Die Medien, es sei das Radio oder der Fernseher, bestimmen das Leben auch des Kindes weit mehr als früher. Und der Computer tut danach das Seinige. Hier erfolgt tatsächlich eine Vereinheitlichung der Gesellschaft, weit mehr als in vergangenen Zeiten. Dennoch, die Sprache und kulturelle Prägung des Elternhauses bleiben prägend.

Allerdings kommt an dieser Stelle ein neuer Faktor hinzu: die Kinderkrippe. Mein Eindruck ist, dass die starke Tendenz der Regierungen, möglichst viele Krippenplätze zu schaffen, einen ganz anderen Hintergrund hat, als gemeinhin gedacht oder gesagt wird. Man hofft auf diese Weise, eine Homogenisierung der Gesellschaft zu beschleunigen und die Bedeutung der Eigenheiten der Bevölkerung aus den Reihen der Einwanderer zu verkleinern. Hier sehe ich eine Tendenz zur Begrenzung des Raumes für Minderheiten. Indes, für die Eigenheit eines Menschen und seine kulturelle Prägung sind die Eltern mindestens so verantwortlich wie der Staat. Wenn Eltern die Erziehung dem Staat überlassen, sollten sie sich nicht wundern, wenn etwas anderes herauskommt, als sie erwartet haben.

Ob dieser Versuch der Regierungen Frucht trägt, bleibt abzuwarten. Mir scheint ein anderer Weg viel hilfreicher zur Integration in die Gesellschaft: Es ist nicht der Weg von außen durch Organisation, sondern der Weg von innen durch Bekehrung. Wenn nämlich ein Mensch, der durch das Elternhaus geprägt ist, in einer Gesellschaft lebt, die andere Denkvoraussetzungen hat, kommt er in einen inneren Konflikt. Lebt er in einer Gemeinschaft gleich Denkender, wird dieser Konflikt zum sozialen Problem, weil sich die Gruppe selbst bestätigt und Abwehrkräfte gegen die Normen der Gesellschaft aufbaut. Es kommt im günstigen Fall zu einer Einigelung, im weniger guten zu Aggressionen. Dagegen ist ein moderner Staat eigentlich machtlos. Er kann zwar Machtmittel einsetzen, aber er kann nicht Mentalitäten verändern. Das kann nur die Gesellschaft, oftmals nur an einzelnen Menschen. Und der erfolgreichste Weg dazu ist, wie bereits angedeutet, die Mission und die Bekehrung. Ich meine damit nicht den Bußruf zur Umkehr oder Rückkehr, sondern die Hinwendung zu einer neuen Möglichkeit des Glaubens, zu einem innerlichen Wandel, der den Konflikt zwischen dem gesellschaftlichen Umgang und der Prägung aus dem Elternhaus überwindet. Mir scheint, dass dies der rascheste Weg zu einer erfolgreichen Integration Fremder ist, der

begangen werden kann. Ob allerdings ein solcher Weg erfolgreich ist oder nicht, kann man nicht von außen bestimmen. Er lässt sich weder planen, noch befehlen. Er lässt sich aber stimulieren. Die Gesellschaft und der Staat sollten darum solche Bewegungen, wenn sie aufbrechen, positiv begleiten und unterstützen. Ich sehe, was für Veränderungen bei uns bei den Roma erfolgen, die sich von den Pfingstlern bekehren lassen.

Viel zu wenig bedacht ist auch, was man im Mittelalter durchaus wusste und wonach man handelte, dass nämlich eine solche Integration in die Gesellschaft dort am wirksamsten geschieht, wo die Leitfiguren der anvisierten Gruppen für den neuen Weg gewonnen werden. Die Gesellschaft versucht es oft mit Kindern auf dem Weg der Erziehung. Das ist nur sehr begrenzt wirksam. Denn die Kinder kommen nach Hause und werden dort in das Bekannte hineingenommen, und dies Bekannte wird für sie zur lebenstragenden Kraft. Und darum gelingt die Integration auf solche Weise so wenig. Wenn aber Familienhäupter oder Gruppenleiter für den neuen Weg gewonnen werden, folgen die Übrigen sehr rasch.

Es ist mir bewusst, dass ich mit diesen Erwägungen den Anschein erweckt habe, etwas gegen den Erhalt der Volksgruppen gesagt zu haben. Mir geht es aber um den Erhalt der Volksgruppen und der Minderheiten in ihrem Wandel, der so verläuft, dass die genannten Gruppen ihre Eigenheit auch durch Integration nicht verlieren. Der Wandel der Menschen soll nicht durch äußeren Druck geschehen, sondern von innen her erfolgen. Dann bleibt das „Selbst“ erhalten, man geht in etwas Neues ein, das man voll und ganz bejahen kann. Und wenn am Ende des Weges etwas ganz anderes dasteht, tut das gar nichts, wenn man es nur innerlich ganz bejahen kann. Im Wandel bleibt die eigene Identität erhalten, nicht in der Konservierung von Gewesenem. Wir sind auch nicht dieselben wie unsere Großväter, wiewohl wir meinen, dass wir das Leben in ähnlicher Weise anpacken wie sie.

3. Typen von Volksgruppen (Minderheiten)

Ich unterscheide drei verschiedene Typen von Minderheiten von ihrer Einbindung in die Mehrheitsbevölkerung her:

a) Minderheiten, die kulturell, ethisch oder in ihrem Selbstbewusstsein der Mehrheitsbevölkerung überlegen sind,
b) Volksgruppen, die darin etwa gleich sind, und
c) solche, die der Mehrheitsbevölkerung unterlegen sind.

Die Grenzen zwischen diesen Typen sind gewiss fließend. Dennoch ist solche Unterscheidung notwendig, weil der Umgang der Mehrheit mit den verschiedenen Minderheiten darum unterschiedlich sein wird und sein sollte. Es erscheint freilich lieblos und wenig verständnisvoll, einzelne Gruppen zu kategorisieren, und es wird auch nicht zu vermeiden sein, dass Verzeichnungen geschehen. Rechtes Verstehen und Missverständnis liegen immer sehr nahe beieinander.

3.1 Ich beginne mit der letztgenannten Gruppe, bei der der kulturelle und soziale Unterschied zu Gunsten der Mehrheit ausfällt. Im Blickpunkt ist die Minderheit der Roma. Sie sind im Osten eine beträchtliche Gruppe, haben aber nur schwach entwickelte Führungsstrukturen. An der Verantwortung für das Ganze haben sie kaum Anteil. Zu Beginn der kommunistischen Diktatur hat man ihnen Stellen der Verantwortung zugewiesen, aber sie konnten diese nur sehr begrenzt wahrnehmen, weil sie keine Erfahrung darin hatten. So haben sie sich dem totalitären System weitgehend gefügt, freilich nur vordergründig. Denn Mechanismen zur Umgehung von ihnen artfremden Gesetzen und Verfügungen haben sie jede Menge. Darin besteht auch das eigentliche Problem. Weil sie nie in die Verantwortung hineingenommen wurden, haben sie ihre Gaben dazu gebraucht, sich ein Leben am Rande der Gesellschaft zu ermöglichen. Wo sie benachteiligt waren, haben sie versucht, diesen Mangel auszugleichen. Darüber kann man viel sprechen. Die Integration dieser Menschen verlangt viel Verständnis und Takt. Sie haben ihren Raum auch im neuen Europa, und wenn sie ihn nicht bekommen, nehmen sie ihn sich. Es hängt an der Gesellschaft, ob sie sie mitnehmen oder marginalisieren will. Das Evangelium bietet jedem Menschen die Gotteskindschaft an, und diese wird wirksam, wenn er sie im Glauben annimmt. Mit der authentischen Botschaft dieses Heil wirkenden Evangeliums kann sehr viel geschehen. Ob es auch auf anderem Wege möglich ist, muss sich noch zeigen. Das Einbauen in Verantwortungsstrukturen, wo das möglich ist, wird gewiss hilfreich sein.

3.2 Die erste Gruppe, bei der die Minderheit kulturell oder sozial überlegen ist, hat in der EU den meisten Raum und die größte Chance. Es sind weitgehend Minderheiten, die deutsch sprechen und der deutschen Kultur angeschlossen sind, und religiöse Minderheiten, weil es kaum französische, englische oder spanische Minderheiten in Europa gibt. Die Juden, die eine vergleichbare Minderheit darstellten, gibt es leider in Europa nur noch in geringer Zahl. Darüber ist gesondert zu sprechen. Die Franzosen, Engländer

und Spanier konnten sich weltweit ausbreiten, die Deutschen haben es nach Osten hin getan. Alle großen Nationen aber haben im Mittelalter eine hohe Kultur entwickelt, die die kleinen Völker, weil nicht eigenständig, nicht entfalten konnten. Sie hatten dazu weder Mittel noch genügend Menschen. Die deutschen Volksgruppen aber haben, wo es sie nach dem Zweiten Weltkrieg noch gibt, organisatorische Fähigkeiten, verstehen etwas von Verwaltung, halten sich weitgehend an die Gesetze. Der Raum dieser Menschen kann in einer Demokratie nicht eingeschränkt werden. Er ist eher im Wachsen. Subsidiarität und Autonomie in der Wirtschaft kommen ihnen entgegen.

3.3 Damit sind wir bei jener Gruppe angelangt, bei der Mehrheit und Minderheit kulturell und sozial etwa gleich dastehen. Da gibt es zwei ganz verschiedene Varianten, die friedliche und die kämpferische. Als Zeichen der Möglichkeit friedlichen Zusammenseins nenne ich das Zusammenleben von Finnen und Schweden in Finnland, vielleicht gehören auch die dänische Minderheit in Schleswig und die deutsche in Dänemark hierher. Ich kenne diese Situationen nicht genug. Das andere Beispiel ist das Zusammenwohnen der Bosnier und Serben, der verschiedenen Gruppen in Makedonien, der Basken und Spanier in Spanien u. a. Diese Gruppen, sich selbst überlassen, können sich zerfleischen. Die EU kann ihnen beiden Hilfe bieten, indem sie darauf achtet, dass sie nicht kämpferisch mit der Waffe, sondern mit den Möglichkeiten der Erziehung, des gepflegten Zusammenlebens und der Kultur in einen echten Wettbewerb treten. Somit kann die EU einen großen Beitrag zur Förderung der Minderheiten und damit zu verschiedenen Arten von Lebenskräften leisten, so dass sich die einzelnen Gruppen gegenseitig besser kennen lernen, einander akzeptieren und voneinander lernen.

4. Die Lebensfähigkeit der Volksgruppen

Kein Staat und auch keine Gesellschaft kann eine Minderheit künstlich am Leben erhalten. Sie erhält sich entweder selber oder versinkt. Ein Bild steht mir vor Augen: ein alter Eichbaum dick und gewaltig. Sein Stamm ist von Eisenringen zusammengehalten, und die Äste sind am Stamm mit Ketten angebunden. Ein solcher Baum kann noch eine Zeit lang stehen, aber er wird dann doch zu seiner Zeit eingehen. So kann auch eine Minderheit nicht künstlich erhalten bleiben, allenfalls erhält sie sich noch eine Zeit, wenn sie kulturell stimuliert wird, aber sie wird langsam zur Kuriosität und dann zum Fossil. Eine Minderheit hat nur Bestand, wenn in ihr selbst Leben und Le-

benskraft genug sind, sich jeder neuen Situation anzupassen und aus ihr das Beste für sich zu machen.

Freilich kann es Lagen geben, die eine Minderheit bedrohen. Wenn sie gut überstanden sind, festigen sie die Minderheit. In solchen Zeiten der Bedrohung kann die Gesellschaft von außen zum Erhalt dieser Gruppe beitragen. Auch dafür ein Bild: Ein Sturm kann ein Bäumchen umwerfen, wenn es aber wieder aufgerichtet und an einen Pfahl angebunden wird, kann es sich rasch wieder erholen und weiterwachsen. So kann es auch einer Minderheit ergehen. Es ist für sie hilfreich, wenn ihr in Zeiten der Krise von außen geholfen wird. Aber danach muss sie aus sich selbst heraus Kraft zum Wachstum finden.

5. Der Selbstschutz einer Volksgruppe

Es gibt zwei Besonderheiten, die die Minderheiten in vielen Fällen von der Mehrheitsbevölkerung unterscheiden: a) eine starke Bindung an den Boden, das Land und b) eine relativ große Flexibilität in der Anpassung. Zwei Beispiele dafür: Wenn meine Informationen richtig sind, sind die Palästinenser die intelligentesten Araber geworden. Sie haben sich an ihre neue Situation im Zusammenleben mit Israel angepasst und sind erfinderisch, ideenreich. Dasselbe gilt für die Juden. Weil sie nur im Osten die Möglichkeit hatten, Ackerbauern zu werden, haben sie Gaben besonders im Handel und in Geldgeschäften entwickelt, Gaben, die das Alte Testament an ihnen so überhaupt nicht hervorhebt. Bei aller Flexibilität haben beide Gruppen aber die Bindung an die Heimat hochgehalten.

Für die Minderheit, aus der ich komme, ist die Bindung an den Heimatboden ungewöhnlich hoch. Ich habe viele Freunde aus einer Mehrheitsbevölkerung, die eine solche Heimatverbundenheit nicht kennen. Darüber hinaus sind die Siebenbürger Sachsen durch ein gewisses Harmoniebewusstsein im Verkehr untereinander verbunden, das ihnen eine Empfindsamkeit für ethische Normen gibt, die ich mit der jüdischen Gesetzesfrömmigkeit zur Zeit Jesu vergleichen möchte. Gewisse Dinge, die bei einer Mehrheitsbevölkerung durchaus in den Raum der Toleranz gehören, sind bei der Minderheit verpönt und werden einfach nicht gemacht. Ich bin weit davon entfernt, diese Eigenschaft zu verherrlichen. Aber sie ist als Folge eines Minderheitendaseins durch die Jahrhunderte hindurch da, auch wenn sofort hinzugefügt werden muss, dass sie nicht bei allen Gliedern dieser Gruppe selbstverständlich ist. Diese Eigenarten zu pflegen, nimmt sich die Gruppe vor, ohne

dass viel darüber geredet wird. Es sind Selbstverständlichkeiten, die zu dem Leben der Menschen in der Gruppe gehören, die auch den Zusammenhalt stärken. Im Judentum gab es dazu auch zwei Zeichen, die Beschneidung und die Einhaltung des Sabbats. Das muss nicht in dieser Weise deutlich werden. Die Gemeinschaft der Menschen untereinander kann auch erfühlt, erschlossen werden, ohne dass man sich über das einigende Band Gedanken macht. Man lebt und erlebt es.

Jede Gemeinschaft und darum auch jede Minderheit hat einige ausgesprochene oder nicht ausgesprochene Eigenheiten, die es zu bewahren gilt und die diese Minderheit charakterisieren. Darum kann für eine solche Gemeinschaft ein Wort wie „Wir wollen bleiben, was wir sind" spezifisch werden. Jede Gemeinschaft möchte ihre eigene Identität bewahren. Sie kann das aber nur in ständigem Wandel, wenn sie lebendig bleiben will. Aber sie bleibt sich selbst treu, wenn sie sich nach den ihr eingepflanzten Eigenheiten und Selbstverständlichkeiten wandelt, einen Wandel in der Anpassung vollzieht, ohne dass sie wirklich merkt, wie sie sich verändert.

6. Chancengleichheit und viel Raum für Volksgruppen in Europa

Für solchen Wandel in der Anpassung gibt die Europäische Union in ihrer derzeitigen Struktur viel Raum. Ich meine damit in erster Linie die Demokratie und damit die Möglichkeit, allem Gewachsenen ein bestimmtes Recht zu geben, wenn es sich nur einigermaßen in das große Ganze einfügt. Die jetzt vorhandene Toleranz hängt allerdings mit einem wirtschaftlichen Aufschwung zusammen. Wenn eine Rezession eintritt, besteht Gefahr, dass Minderheiten zum Sündenbock werden. Das ist ein tief eingewurzelter Komplex. Die Gefahr, dass in Zeiten wirtschaftlicher Flaute nach einem starken Mann gerufen wird und eine Diktatur entsteht, die Minderheiten feindlich ist, ist groß.

Aber es hat keinen Sinn, Schreckgespenste an die Wand zu malen. Wohl aber gilt es, darauf aufmerksam zu machen, damit nicht die materielle Seite der Chancengleichheit die Schwierigkeiten des Zusammenlebens von verschiedenen Volksgruppen verdeckt. Es ist für Minderheiten lebenswichtig, dass die sozialen Unterschiede zwischen den Staaten der EU und innerhalb der Gesellschaft eines Landes überschaubar bleiben. Noch wichtiger ist, dass den jeweiligen Volksgruppen ein Raum gewährt wird, in dem sie ihre kulturelle Eigenheit pflegen können, und mehr noch, dass sie in die Verantwortung für das Ganze einbezogen werden, und zwar nicht nur Ein-

zelpersonen aus ihnen, wie etwa jetzt Ministerpräsident Stanislaw Tillich von Sachsen, sondern ihre legitimen, von ihnen selbst bestimmten Vertreter. Das meint, dass die Sprecher der Volksgruppen politisch und gesellschaftlich einbezogen werden. Dann fühlt sich die ganze Gruppe angenommen, und demokratische Spielregeln innerhalb der Gruppe führen dazu, dass sich diese am Gesamtgeschehen der Gesellschaft beteiligt. Die Gefahr wird immer darin bestehen, dass Leute aus der Volksgruppe, wenn sie hochkommen, ihre Wurzeln vergessen. Das ist nicht zu vermeiden. Aber die Gesellschaft kann hier förderlich sein und Eigeninitiativen der Gruppe fördern. Freilich geht das nicht ohne Schwierigkeiten. Aber hier wollen wir nicht über Schwierigkeiten nachdenken, die sich immer einstellen, wo gehandelt wird, es sollen vielmehr die Möglichkeiten ins Auge gefasst werden. Sie sind groß.

Schluss

Wer froh und zukunftsoffen seinen Weg antritt, hat auch die Kraft, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, sich der neuen Lage jeweils zu adaptieren und das Beste daraus zu machen. Aus solcher Kraft lebt eine Minderheit.

Ich wünsche, dass in allen Strukturen der EU das Verständnis für Volksgruppen wächst und alle ihre Bürger, ob sie der Mehrheit oder Minderheit angehören, ob sie Führer oder Geführte sind, tief im Herzen den Satz Jesu verinnerlichen: „Wer nicht wider uns ist, ist mit uns“ (Mk 9,40). Das ist die größte Kraft zum Erhalt der Eigenheit. Sie führt zu Toleranz und gibt Raum und Chancen für Mehrheit und Minderheit.

Die grenzüberschreitende Kraft des Christentums[1]

Zehn Thesen

Einleitung

Die Zeit der Globalisierung führt dazu, dass sich die Bevölkerungsgruppen verschiedenster Prägungen immer besser kennen lernen und immer mehr vermischen. Nicht nur die große Mobilität, was den Wohnort anbelangt, sondern auch die Vernetzung durch technische Mittel führt zu einem Austausch von Selbstverständlichkeiten, die in solcher Weise noch nicht vorhanden waren. Wie geht man damit um? Wo kann man anknüpfen, um Hinweise zur Verarbeitung dieser neuen Situation zu geben? Bei der Bearbeitung solcher Fragen sucht man gerne vergleichbare Modellfälle in der Vergangenheit, am liebsten in der eigenen Prägung. Und da diese seit vielen Jahrhunderten christlich ist, liegt die Frage nahe, ob das Christentum Potentiale hat, der neuen Herausforderung gerecht zu werden. Wir fragen darum: Inwiefern ist das Christentum von seinem Ansatz her in der Lage, auf die neue Situation positiv zu reagieren? Hat es die nötigen Voraussetzungen dazu, Grenzüberschreitung vorzunehmen und damit auch eigene Grenzen zu überwinden? Ich möchte auf diese Fragen mit zehn Thesen antworten, die jeweils anschließend erläutert werden.

These 1
Das Christentum ist mit dem Anspruch aufgetreten, Evangelium für alle Völker zu bieten, und hat darum im Ansatz alle Völker im Blick gehabt. Vorausgesetzt ist dabei, dass der gepredigte eine Gott Weltenherrscher ist und nicht nur Beschützer eines einzigen Volkes.

Als das Christentum in die Welt des Römischen Reiches eintrat, um, wie es sich später herausstellte, Weltreligion zu werden, war der gegebene gesellschaftlich-politische Rahmen dieses Reiches einer mit weitgehend einheitlicher Sprache und Kultur. Die Frömmigkeit war sehr unterschiedlich, aber

1 Vortrag beim Symposium „Transdisziplinarität – Transkulturalität. Stehen wir vor einem Paradigmenwechsel der Wissenschaften?“ vom 22.–24. Oktober 2007 in Hermannstadt (Sibiu).

man war diesbezüglich sehr tolerant. Man sprach weitgehend griechisch, und die Welt des Hellenismus hat sich zumindest bei den Intellektuellen in erheblichem Maße durchgesetzt. Die Welterklärung fiel auseinander, die Vielfalt der Götter in den meisten der vorherrschenden Religionen störte niemanden. Die Philosophie versuchte, sie zusammen zu sehen. Da gab es Einheitstendenzen.

Von dieser sprachlichen und kulturellen Einheitlichkeit her ist der Siegeszug des Christentums, den der Apostel Paulus mit seiner Mission vorbereitete, verständlich. Was den Apostel Paulus von innen trieb, hat die Apostelgeschichte programmatisch ausgesprochen, wenn sie den zum Himmel Fahrenden sagen lässt: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, Samaria und bis an das Ende der Erde“ (Apg 1,8). Wieweit solches Gedankengut verbreitet war, zeigt die Aussage im Evangelium des Markus, wonach „das Evangelium zuerst allen Völkern gepredigt werden muss, bevor das Ende kommt“ (Mk 13,10), und zeigt diejenige des Matthäus am Ende seines Buches, wo er die Forderung des Auferstandenen weitergibt, dass die Zwölf Jesu Zeugen in aller Welt und bei allen Völkern sein sollen (Mt 28,18 f).

Die Botschaft von dem einen Gott, der die Welt schuf und erhält, war bereits gut 500 Jahre vorher von einem Propheten verkündet worden, dessen Worte Jes 40–55 aufgeschrieben sind. Das zeitgenössische Judentum verstand sich darum auch als Glaubensrichtung für alle Völker, doch hatte es mit der Beschneidungsforderung und mit der Bindung an das in den Erzvätern verankerte Volksbewusstsein eine klare Grenze. Diese ist durch das Evangelium und vor allem durch das Erlebnis der Gottesgnade und Gottesnähe in der Gabe des Geistes überwunden worden.

These 2
Das Verständnis der Geistesgabe als Herzensbeschneidung hat das Christentum als entschränktes Judentum erscheinen lassen, das völkische und kulturelle Grenzen überwindet.

Diese Überwindung erfolgte mit einer neuen Botschaft, die die Menschen in bis dahin nicht gekannter Weise neu zusammenschließen sollte: „Da ist nicht mehr Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Männliches noch Weibliches, ihr seid alle Einer in Christus“ (Gal 3,28). Damit wurde so etwas wie Chancengleichheit proklamiert. Die Unterschiede wurden nicht aufgehoben, sie wurden eingebaut und hatten keine wirkliche

Bedeutung mehr. In der Gemeinschaft der Christen gab es nur noch an Wert und Bedeutung gleiche Kinder Gottes. Das hatte zur Folge, dass sich die Reicheren zur Unterstützung der Armen einsetzten (Apg 2,42–47), die Stärkeren im Glauben sich auf die Schwächeren (Röm 14,1–23) einzustellen gerufen wurden. Soziale und kulturelle Unterschiede waren nicht mehr bedeutsam, wenn auch vorhanden.

Dies alles funktionierte unter der Bedingung, dass Christus als Herr akzeptiert wurde. Nicht in der Welt, sondern nur in der Gemeinde gab es keine Unterschiede mehr, genauer, waren die Unterschiede bedeutungslos. Der Herr, die zentrale Bezugsperson, war neben Gott im Himmel, eine irdische Volksbindung gab es nicht mehr.

These 3
Bereits bei Jesus hatte es eine grenzüberschreitende Lebenshaltung gegeben. Er hat die Randsiedler in seine Gemeinschaft aufgenommen und die Armen selig gepriesen.

Jesu Verhalten war von der Gewissheit der nahen Gottesherrschaft geprägt und von dem Bewusstsein getragen, dass sich durch seine Botschaft und sein heilendes Handeln Gottes Herrschaft über die Welt durchsetzt. Von solcher Voraussetzung her hat er Grenzen überschritten, indem er Sünder und Zöllner, also von der Gesellschaft Diskriminierte, in seine Gemeinschaft aufnahm. Und die Hinwendung zu den Armen ist ihm offensichtlich ein Herzensanliegen geblieben, man denke nur an die erste Seligpreisung. „Selig seid ihr Armen, denn das Gottesreich ist euch“ (Lk 6,20). Den Menschen in seiner Bedürftigkeit hat er über den Sabbat gestellt (Mk 2,27) und damit angezeigt, dass Ordnungen dieser Welt die Fürsorge für den Menschen nicht einschränken dürfen.

Dieses Verhalten Jesu ist in hohem Ausmaß weisheitlich orientiert. Es geht davon aus, dass der eine Gott der Herr der ganzen Welt ist, der zum Wohle der Menschen neu zu handeln angefangen hat, der Gott, der sich um alle Menschen, gute und böse, gleich sorgt, und die darum gleicherweise zu lieben sind, die Feinde eingeschlossen. Die Trennung zwischen Menschen kann es von dieser Voraussetzung her nicht mehr geben.

These 4
Die Tendenz zur Grenzüberschreitung ist aber nicht typisch christlich, sie hat ihren Ursprung in der Weisheit und ist im Christentum überall dort anzutreffen, wo sich Christentum mit Weisheit verbindet. Dass die Verbindung von Weisheit und Christentum möglich ist, wurde bereits bei Jesus deutlich. Aber die Weisheit hat andere Denkvoraussetzungen als der Glaube im Christentum.

Die Weisheit geht davon aus, dass Gott, Welt und Mensch grundsätzlich gut sind und sich der Mensch bloß in die an sich gute Welt einfügen muss. Sie ist darum international und offen für alle Menschen, die als grundsätzlich gleich und vor allem vom Ansatz her als gleich gut angesehen werden. Missstände und Fehlverhalten gibt es zwar, aber das liegt an Missverständnissen und unglücklichen Zufällen. Sie gefährden den guten Gang der Welt in ihrer Geschichte nicht. Wohlverhalten ist Abstimmung mit den Gesetzen der Welt. Hier ist die Forderung nach Liebe bis hin zur Feindesliebe beheimatet.

Voraussetzung solcher Weisheit ist ein gewisser Wohlstand und eine nicht geringe Einsicht. Weisheitliches Denken breitet sich in einer Zeit des Friedens und des wachsenden Wohlstandes aus. Chancengleichheit ist die Voraussetzung des Aufstieges der Gesellschaft, und weisheitliche Lebensprägung setzt sich dafür ein, fördert sie. Zu dieser Einstellung kommen allerdings niemals alle Menschen einer Gesellschaft. Kummer, Misserfolg, Krankheit, aber auch mangelnde Intellektualität erschweren eine weisheitliche Lebenseinstellung oder machen sie unmöglich. Kaum mehr als drei Viertel einer Gesellschaft erlangen diese weisheitliche Lebensführung. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, dass der Graben zwischen vorhandener und mangelnder Intellektualität kaum zugeschüttet werden kann, weil es sich hier um Begabungen handelt, die vorhanden sind oder nicht. Das bedeutet, dass die Weisheit damit rechnen muss, und sie tut es, dass niemals alle zu ihrer Einsicht kommen, ja, sogar dass sie von Menschen, die sie sich nicht aneignen können, nicht nur missverstanden, sondern auch bekämpft, vielleicht sogar gehasst wird. Weisheit kann die Grenze zur unweisheitlichen Weltsicht nicht überwinden, sie kann nur einladen, an ihr zu partizipieren. Darum laden die weisheitlichen Texte der Bibel zur Annahme der Weisheit ein. Dass es Menschen gibt, die nicht zur Weisheit taugen, weil sie zu wenig intellektuell begabt sind, ist der altorientalischen Weisheit nicht bewusst geworden. Bei aller grenzüberschreitenden Dynamik der Weisheit ist hier ihre eigene Grenze eindeutig.

Im Unterschied zur Weisheit geht das Christentum davon aus, dass die Welt zwar nicht gut *ist*, aber gut *wird*. Es erwartet darum, dass die Welt zeichenhaft auf den neuen Äon hin verwandelt wird, Menschen ein eschatologisches Dasein führen, d. h. ein Leben, das ganz auf die Begegnung mit dem Wiederkommenden ausgerichtet ist. Das kann zu einem neuen Selbstbewusstsein führen, das in den Worten des Paulus zum Ausdruck kommt „alles ist euer" (1 Kor 6,22) und zum Schlagwort „es ist alles erlaubt" (1 Kor 6,12; 10,23) bis hin zur völligen Verneinung der gegenwärtigen Welt, wie es in der Offenbarung des Johannes geschieht. Da der Mensch durch die Gabe des Geistes bereits Anteil an jener Welt hat, ist die gute Welt im Menschen bereits präsent, und dies ermöglicht eine Kombination mit der weisheitlichen Sicht des Menschen. Er ist zwar nicht durch Geburt gut, wird es aber durch Wiedergeburt. Und darum kann die Liebesforderung auch für ihn Geltung haben. Aber auch die Liebesforderung hat dort ihre Grenze, wo Liebe nicht mehr gewünscht wird, weil das Angebot der Liebe verunsichert. So hat Jesus Feinde gehabt, die seine Grenzüberschreitung nicht ertrugen.

These 5
Grenzüberschreitung in einer Generation führt immer auch dazu, dass sich neue Lebensformen herausbilden, die neue Grenzen setzen, und sei es nur in einem neuen Lebensstil.

Das Modell, welches das frühe Christentum zur Voraussetzung hatte, war das einer großen Familie, die Familie der Gotteskinder. Da durfte es Unterschiede geben, aber alle waren gleichwertig. Innerhalb der Gemeinde gab es nicht mehr Standes- oder Rangunterschiede, es hieß nicht mehr im Sinne von: wir und die anderen, Juden und Griechen, Griechen und Barbaren, sondern alle waren potentiell gleich.

Paulus hatte zur Überwindung der sozialen Unterschiede Mut gemacht, indem er zum Aussteigen aus der Sklaverei anleitete (1 Kor 7,21), wenn die Möglichkeit bestand.[2] Aber seine Schüler sahen sich genötigt, die sozialen Verhältnisse zumindest in der Familie neu zu regeln und das Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Herren und Sklaven neu zu bestimmen (Kol 3,16–4,1). Die Pastoralbriefe bestimmen dann auch das Gemeindeleben in dem Sinn, dass es solche gibt, die den Ton angeben, und solche,

2 Diese Auslegung des nicht eindeutigen Textes ist allerdings umstritten. Möglich ist auch das Verständnis: „Auch wenn du frei werden kannst, diene umso mehr."

die Dienste übernehmen (1 Tim 3,1–11). Das Christentum formiert sich innerhalb der hellenistisch geprägten Welt neu als ein *tertius genus*, eine Art Gemeinschaft für sich, die sich neu Grenzen setzt. Im sozialen Bereich hatte man aber schon viel früher gemerkt, dass Grenzen zwischen Armen und Bemittelten bestehen bleiben, sonst hätte man Paulus nicht um die Kollekte für die Heiligen gebeten (Gal 2,10). Natürlich konnte diese Kollekte auch als Zeichen der Solidarität unter Gleichen gewertet werden, und Paulus hat es so gesehen (2 Kor 9), aber Unterstützungen machen immer auch die Kluft zwischen Gebern und Empfängern bewusst, und die Empfänger, wenn sie mit der Unterstützung nicht unabhängig werden können, zu Bittstellern auf Dauer. Das führt zu Grenzziehungen zumindest im ideelen Bereich.

These 6
Die Entwicklung des Christentums zeigt, dass solche Grenzen bewusster wurden. Man verstand sich in der größer werdenden Kirche immer mehr als die eigentliche Größe, zu der die anderen dazukommen können, wenn sie wollen, oder draußen bleiben müssen.

Bald gab es wieder die Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen: Christen und Hellenen, Christen und Heiden. Der Übergang war zwar relativ einfach. Die Mission rief im 2. bis 4. Jahrhundert in die Kirche hinein, die Grenzüberschreitung musste bloß von draußen nach drinnen getan werden. Die Kirche war sich ihrer Kraft bewusst geworden, aber es war nicht mehr die Kraft des grenzüberschreitenden Geistes, sondern jene der Grenzen ziehenden Geistlichen.

These 7
Die Durchsetzung des Christentums in der Zeit des Kaisers Konstantin hat nochmals grenzüberschreitend gewirkt. Grundsätzlich waren alle Bewohner der damals als zivilisiert gedachten Erde als Christen gleich. Aber es entstanden neue Grenzziehungen.

Die Grenzüberschreitung nach oben im gesellschaftlichen Bereich gelang mit Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert. Damals konnten sich alle Menschen im Römischen Reich als gleiche Menschen ansehen. Schwierigkeiten hatten nur jene, die das Christentum nicht annehmen wollten. Sie verschwanden mit der Zeit. Aber mit dem Übergang des Christentums zur

Staatsdoktrin entstand eine neue Situation. Das Christentum war genötigt, Standesunterschiede wieder zu akzeptieren, in denen die Grenzen zwischen den mehrfachen Schichtungen zwar fließend waren – und dennoch klar. Und je mehr sich eine gewisse Ordnung durchsetzte, desto klarer wurden die Grenzen.

Ich mache einen großen Sprung und übergehe die komplizierten Entwicklungen des Mittelalters und komme auf die Aufklärung zu sprechen. Denn erst sie hat, begleitet vom wirtschaftlichen Aufschwung, die Grenzen zwischen Adel und Mittelstand relativiert und in der Vision Hegels ein einheitliches System geschaffen, in dem es eigentlich keine Grenzen mehr zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten geben sollte. Doch kaum war das Konzept gedacht, zeigte sich, dass die sich herausbildende Arbeiterschaft draußen blieb. Eine neue Grenze war entstanden, die durch eine große Massenbewegung verändert werden sollte. Aber nicht Toleranz prägte diese Kreise, sondern Elimination. Für sie war die Welt nicht mehr gut, sie sollte erst mit der Revolution gut werden. Man merkt die jüdisch-christlichen Einflüsse.

Eine neue Situation entstand nach dem Zweiten Weltkrieg. Es mag sein, dass in Amerika durch die Einwanderung verschiedenster Gruppen und Völkerschaften Tendenzen der grenzüberschreitenden Lebenshaltung vorhanden waren. Erst die Mobilität der Bevölkerung der letzten Jahrzehnte und die ganz neuen Verkehrsmöglichkeiten und Kommunikationsangebote stellen die Frage nach der Grenzüberschreitung ganz neu.

These 8
Die grenzüberschreitende Kraft des Christentums zeigt sich in der Neuzeit in der ökumenischen Bewegung und in der wachsenden Zusammenarbeit der Kirchen und ihrer Institutionen, mehr noch der bewegten Menschen.

Bewegt von dem wachsenden Zusammenrücken der Menschen in ihrem Wohngebiet und an ihrem Arbeitsplatz entsteht ein neues Kennenlernen der verschiedenen Konfessionen. Das führt dazu, dass an der Basis der Kirche die Trennung der einzelnen Teilkirchen immer unverständlicher wird. Man weiß, dass die Glaubensgrundlage innerhalb der verschiedenen Kirchen dieselbe ist und dass zu einem hohen Prozentsatz die Bibel das Leben und die Lehre der Kirche bestimmt. Die Frage ist allenfalls, wie hoch deren Stellenwert jeweils ist und welchen Bibelstellen man anderen gegenüber den Vorzug gibt.

Die Zusammenarbeit der Theologen im Bereich der Bibelauslegung hat z. B. dazu geführt, dass es zwischen den Konfessionen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten im Verständnis der wichtigsten Texte mehr gibt. Es gibt zwar Meinungsverschiedenheiten in der Auslegung der einzelnen Stellen, aber sie gehen quer durch die Konfessionen. Dadurch ist die Möglichkeit der Begegnung gegeben. Alles andere sind weitgehend Fragen der kirchlichen Lehre oder Administration. Aber an der Basis werden sie immer weniger als trennend, auf keinen Fall als feindlich angesehen. Hier werden mit jedem verfließenden Jahr Grenzen niedriger und überschritten.

These 9
Weil große Kirchen weniger flexibel sind als kleine und in den großen sich die Kraft zur Grenzüberschreitung stärker durch interne Spannungen verkleinert, ist es vernünftig, in nächster Zukunft mit Grenzüberschreitungen in Teilbereichen zu rechnen und gleichzeitig gegenseitige Toleranz anzustreben, wo es nicht zu Grenzüberschreitungen kommen kann.

Bei so großen Formationen, wie sie die Weltkirchen sind, ist es nicht unbedingt wünschenswert, dass alles zusammenwächst. Das ergäbe ein kirchliches Monstrum, das dann doch wieder untergliedert werden müsste. Die Unterschiede in Sprache und Kultur, aber auch in der Lebensgewohnheit müssen als solche ernst genommen werden. Darum ist zumindest für die nächste Zukunft eher mit Grenzüberschreitung in Teilbereichen zu rechnen und in anderen Teilbereichen nach einer Akzeptanz des kollektiven Anders-Seins zu streben: Einheit in Verschiedenheit. Einheit kann nicht darin bestehen, dass sie zu Uniformität oder gar zur Uniform drängt.

These 10
Grenzüberschreitungen zu anderen Religionen sind nur sehr begrenzt möglich. Wenn sie erfolgen sollten, dann geschieht das nur auf der Basis weisheitlicher Lebenshaltung, nicht auf der typisch christlichen Einstellung.

Die Grenzüberschreitung zu den anderen Religionen ist schwierig, weil es sich um Religionen handelt. Religion und Emotion sind sehr nahe beieinander. Und weil Religion Bindung an die Gottheit voraussetzt, ist sie ihrem Wesen nach missionarisch, aber nicht tolerant. Sie will den anderen für die eigene Religion gewinnen, aber sie duldet ihn nicht ohne weiteres. Die

Meinung, dass Glaube auch anders möglich ist, gefährdet die eigene Überzeugung. Nur dort, wo sich Religion mit Weisheit verbindet, ist Grenzüberschreitung möglich. Dies setzt aber wiederum einen bestimmten Wohlstand und eine gewisse Intellektualität voraus.

Dass es im Christentum solche Bereitschaft gibt, ist deutlich. Aber im Islam sind diese Stimmen viel leiser und seltener. Das hängt an seinem ausgeprägten Monotheismus. Das Christentum hat durch die Trinitätslehre den Gedanken der Toleranz eingebaut, die Gottheit trägt in sich verschiedene Möglichkeiten. Im Islam ist dies so nicht der Fall, auch wenn es durchaus Züge weisheitlicher Erkenntnis gibt. Das bedeutet, dass das Christentum als Religion auch hierin grenzüberschreitende Tendenzen wahrnehmen kann. Die Frage ist aber, ob diese Kraft auf die Moslems nicht als Bedrohung wirkt.

Das gilt auch für die anderen Religionen. Wer grenzüberschreitende Kräfte hat und wirksam werden lässt, wird von der anderen Seite, insofern sie sich unsicher fühlt, als beängstigend empfunden, weil damit die eigene Identität in Frage gestellt wird.

Wer also über die grenzüberschreitende Kraft des Christentums nachdenkt, muss auch dessen gewahr sein, dass Kraft immer auch eine Macht ist. Insofern sie fürsorglich andere mitnimmt, ist sie als etwas sehr Positives anzusehen. Aber mehr als Jesus wird auch der Jünger nicht bewirken: Wer mit Initiativen kommt, erschreckt den, der selber die Initiative haben wollte, oder den, der keine hat. Auch solche Menschen anzunehmen gehört zur grenzüberschreitenden Kraft, doch sollte man sich bewusst werden, dass Feindesliebe nicht unbedingt „feurige Kohlen auf das Haupt“ des Feindes sammelt, wie Paulus (Röm 12,19) sagt, sondern auch Hass erzeugt, der zur Eliminierung drängt. Doch dies ist dem Christen immer bewusst gewesen, denn: „Wer sein Leben erhalten wird, der wird es verlieren“ (Mk 8,35).

Folgerungen

Die große grenzüberschreitende Kraft des Christentums fließt aus der Gewissheit, dass die Welt gut wird, insofern sie nicht schon gut ist. Weil Gott der Vater aller Menschen ist und alle Menschen berufen sind, erlöst zu werden, kann es keine wirklichen Grenzen geben, die Menschen voneinander trennen. Und darum engagieren sich Christen immer neu zur Zusammenarbeit untereinander, zur gegenseitigen Hilfe und zum Austausch kreativer Ideen und Aktionsmöglichkeiten. Christen stehen einander bei im

Ringen darum, dass die Welt auch durch sie besser, schöner und das Leben auf ihr sinnvoller wird. Sie wissen um die Schwierigkeiten, die das Leben versauern, und sie setzen sich ein, dass die Welt zum Raum der optimalen Lebensqualität wird. Dies zu erreichen, erstreben sie gelebte Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe. Aber genau diese Eigenschaft ist nicht typisch christlich, sie ist weisheitlich. Und nur insofern sich das Christentum der Weisheit aufschließt, hat es tatsächlich grenzüberschreitende Kraft. Dass solches Leben nicht immer gelingt, wissen die Christen. Erlösung ist eine Sache der Endzeit. Aber darauf hin lohnt es sich nicht nur zu leben, sondern auch aktiv zu werden.